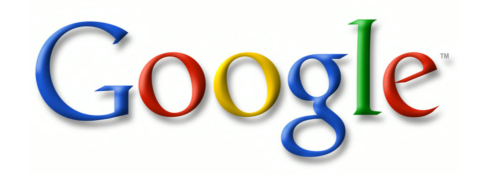


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

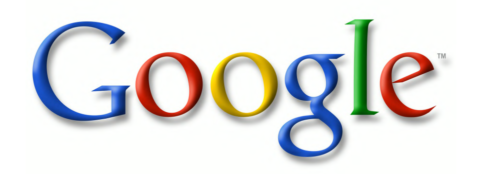
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

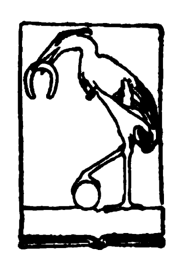
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Andrew Carnegie

Das Evangelium des Reichtums

und andere Zeit- und Streitfragen

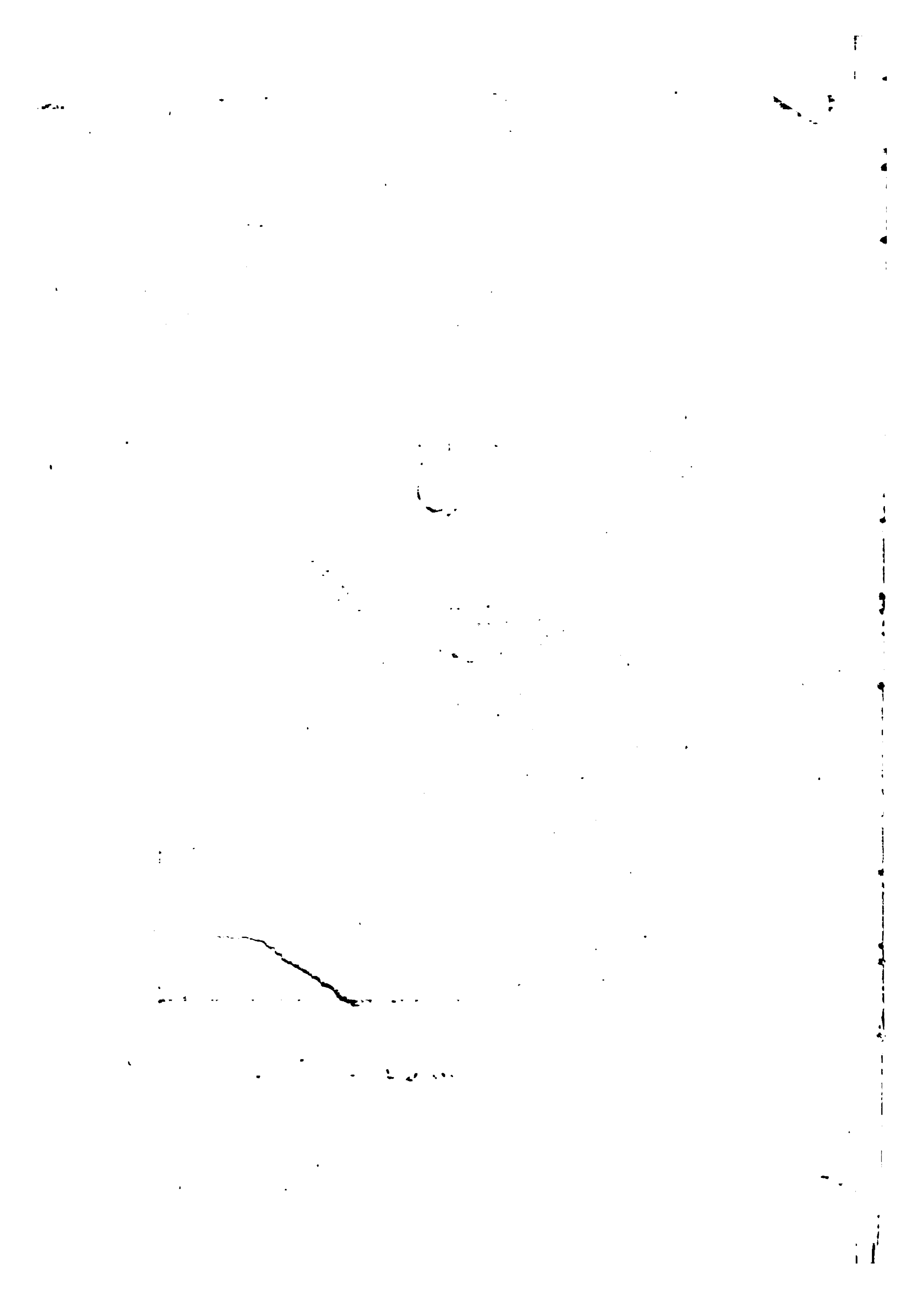


DEUTSCHE VERLAGSDRUCKEREI FELIX MERSEBURGER, LEIPZIG

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Andrew Carnegie



My Dear Doctor Heubner
It is most gratifying to me
that you have translated
this identical volume
into German.
We should never
forget how your Emperor.
(stirring Ruler' recalled, upon
a memorable occasion, that
our English speaking Race
British & American, are
like the German, Teutonic
let us therefor stand
together Andrew Carnegie
Skibo Castle Sept 22. 1904

(My Dear Doctor Heubner. It is most gratifying to me that you have translated this identical volume into German. We should never forget how your Emperor (stirring Ruler) recalled, upon a memorable occasion, that our English speaking Race (British & American) are like the German, Teutonic. Let us therefor stand together. Andrew Carnegie. Skibo Castle, Sept. 22. 1904.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Das Evangelium des Reichtums

und andere Zeit- und Streitfragen

Von

Andrew Carnegie

(The Gospel Of Wealth And Other Timely Essays)

Autorisierte Übersetzung

von

Dr. Paul Leonhard Heubner

Handelskammersekretär in Leipzig

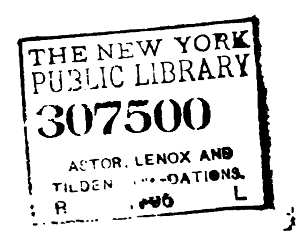
Mit einem Bildnis, einer Selbstbiographie und einer persönlichen Widmung des Verfassers für die deutsche Ausgabe



Verlag von

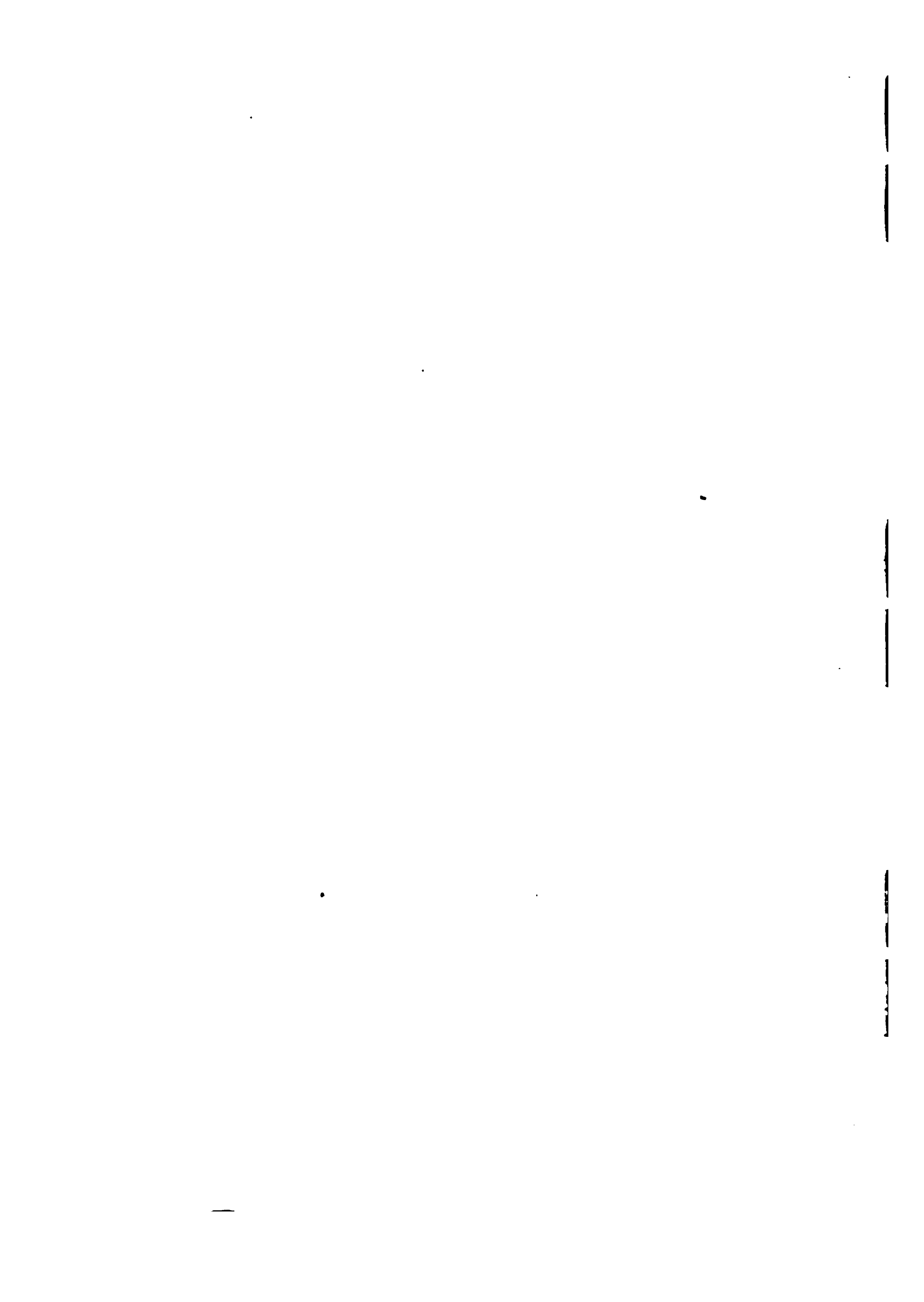
Johannes von Schalscha-Ehrenfeld

Leipzig 1905



Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis



Vorwort.

Der amerikanische Stahlkönig und der Wohltäter Carnegie sind in Deutschland jedermann bekannt. Ebenso dürfte der Schriftsteller Carnegie weitere Kreise unseres Volkes interessieren, gleichviel wie sich einer zu den Anschauungen und Handlungen dieses Mannes im einzelnen stellen mag. Eine unter dem Namen „The Empire of Business" erschienene Sammlung seiner Feder entstammender Schriften, die vorzugsweise Aufsätze über geschäftliche und wirtschaftliche Gegenstände umfaßt und unter dem Titel „Kaufmanns Herrschgewalt" von Dr. E. E. Lehmann ins Deutsche übertragen worden ist, hat denn auch bereits auf dem deutschen Büchermarkt eine günstige Aufnahme erfahren. Es darf daher erwartet werden, daß die vorliegende neue Sammlung, betitelt „The Gospel of Wealth and other timely Essays", die durchweg andere Aufsätze als die erste, namentlich solche über Fragen sozialer und politischer Natur bringt und von einer Selbstbiographie des Verfassers begleitet ist, dem deutschen Leser gleichfalls willkommen sein wird, zumal darin vielfach Verhältnisse und Möglichkeiten berührt werden, die augenblicklich zu den brennendsten Tagesfragen gehören. Auf die in den einzelnen Aufsätzen enthaltenen Ansichten, Behauptungen und Vorschläge kritisch einzugehen, würde bei

der Art und Mannigfaltigkeit des Stoffes den Rahmen eines bloßen Vorwortes und damit die Aufgabe des Übersetzers überschreiten. Es muß und kann vielmehr dem Leser überlassen bleiben, allein zu beurteilen, in welchen Punkten Carnegie recht zu geben ist und in welchen nicht, ob ihn nicht z. B. sein soziales Empfinden oder sein starker Patriotismus manche Dinge in zu einseitigem Lichte sehen und gewisse Tatsachen — beispielsweise die ethnographisch bedeutungsvolle Beimischung deutscher, romanischer und slavischer Elemente in dem amerikanischen Zweig der „englischsprechenden Rasse" — vergessen läßt. Unterbleiben mußte ebenso eine Prüfung oder Ergänzung der in einigen der Betrachtungen benutzten, meist sehr abgerundeten statistischen Daten, da eine solche zu weit geführt haben und auch nur zum Teil möglich gewesen sein würde. Indessen sind in einzelnen Fällen, wo Ungenauigkeiten ohne weiteres zutage treten, berichtigende Fußnoten angebracht worden, so z. B. beim letzten Aufsatz, wo die staatliche Steuerbelastung des Engländers mit der des Deutschen verglichen, die doppelte Belastung des Deutschen durch Reich und Einzelstaat dabei aber nicht mit in Rechnung gestellt wird.

Die Übersetzung des Buches, über die ich nunmehr ein paar Worte sagen möchte, bot, wie jede Übersetzung, Schwierigkeiten. Was sich am schlechtesten aus einer Sprache in die andere übersetzen läßt, ist, mit Nietzsche zu reden, das Tempo ihres Stils, die in jedem guten Satze steckende Kunst — Kunst, die erraten sein will, sofern der Satz verstanden sein will — daß man über die rhythmisch entscheidenden Silben nicht im Zweifel sein darf, daß man die Brech-

ung der allzustrengen Symmetrie als gewollt und als Reiz fühlt, daß man jedem staccato, jedem rubato ein feines geduldiges Ohr hinhält, daß man den Sinn in der Folge der Vokale und Diphthonge rät, und wie zart und reich sie in ihrem Hintereinander sich färben und umfärben können, daß man weiß, was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft, ausläuft: Pflichten und Forderungen, die vom Leser, umsomehr vom Übersetzer anerkannt sein wollen, Kunst und Absicht in der Sprache, auf die solchergestalt hinzuhorchen ist. Inwieweit es mir gelungen ist, solche ästhetische Schwierigkeiten, die durch die individuelle Schreib- und Ausdrucksweise Carnegies und die grammatisch-logische Verschiedenheit des englischen Satzbaues vom deutschen vielfach noch erhöht wurden, zu erkennen und zu überwinden, mag derjenige, der an der Hand des Originals vergleichende Stichproben vornehmen will, mit Nachsicht entscheiden. Im allgemeinen habe ich mich bestrebt, das Buch nach Inhalt wie Form so treu wie möglich wiederzugeben und nur da zu einer freieren Übertragung, unwesentlichen Verschiebungen, Kürzungen, Flickwörtern usw. Zuflucht genommen, wo mir eine dem Sprachgefühl und Original zugleich genügende Verdeutschung anders nicht glücken wollte. Der Versuchung, alles Nichtdeutsche, auch internationale Lehnwörter, geographische Bezeichnungen und dergl. der Übersetzung anheimfallen zu lassen, habe ich zu widerstehn gesucht. Zulässig und angezeigt erschien es mir indessn, statt gut entbehrlicher Fremdwörter, wie „Import“, „Export“, „Produktion“ usw. die dafür zu Gebote stehenden deutschen Ausdrücke zu benutzen und dem Deutschen geläufige Länder-

namen und Sachfirmen, wie „Virginien“, „Pennsylvanische Eisenbahn“, „Woodruffsche Schlafwagen-Gesellschaft“ usw. deutsch aufzuführen; dagegen sind bei Zeitungsnamen wie „North American Review“ zur Unterscheidung von etwa in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen gleichen Titels die englischen Bezeichnungen beibehalten worden. Was endlich die vom Verfasser meist ohne nähere Angaben angezogenen Dichterworte angeht, so ist deren Wortlaut zum Teil deutschen Ausgaben entnommen und nur soweit, als solche nicht vorhanden oder die angeführten Stellen nicht aufzufinden waren, Werk des Übersetzers.

Oban, den 15. September 1904.

Dr. P. L. Heubner.

Einleitung.*)

Wie ich meine Lehre bestand.

Es bereitet mir großes Vergnügen, zu erzählen, wie ich als Kaufmann meine Lehre bestand. Zuvor scheint mir aber eine andere Frage Beantwortung zu erheischen: Warum wurde ich Kaufmann? Ich bin sicher, daß ich nie eine kaufmännische Laufbahn gewählt haben würde, wenn ich hätte wählen können.

Als ältester Sohn von Eltern, die selbst arm waren, mußte ich leider bereits in sehr jungen Jahren beginnen, irgend eine nützliche Arbeit in der Welt zu verrichten, um rechtschaffen meinen Unterhalt zu gewinnen, und so lernte ich denn schon in sehr früher Kindheit, pflichtgemäß meinen Eltern beizustehen, um gleich ihnen so bald als möglich ein brotverdienendes Mitglied der Familie zu werden. Was ich an Arbeit bekommen konnte, nicht was ich wünschte, war maßgebend.

Als ich geboren wurde, war mein Vater ein behäbiger Webermeister in Dunfermline in Schottland. Er besaß nicht weniger als vier Damaststühle und beschäftigte Lehrjungen. Es war dies vor den Tagen des Dampfbetriebs für Leinen-

*) Veröffentlicht im „Youth's Companion" vom 23. April 1896.

weberei. Ein paar große Kaufleute nahmen Bestellungen auf und beschäftigten Webermeister wie meinen Vater, die das Zeug webten, während die Kaufleute das Material dazu lieferten.

Als sich das Fabriksystem entwickelte, ging die Handweberei natürlich zurück und mein Vater war einer derjenigen, die unter dem Wechsel zu leiden hatten. Die erste ernste Lehre meines Lebens ward mir eines Tages zuteil, als er seine letzte Arbeit dem Kaufmann abgeliefert hatte und in unser kleines Heim tief betrübt zurückkehrte, weil keine Arbeit mehr für ihn zu haben war. Ich war damals erst etwa 10 Jahre alt, aber diese Lehre prägte sich tief in mein Herz ein und ich beschloß, daß das Gespenst der Armut eines Tages, wenn es in meiner Macht stünde, aus unserem Haus vertrieben werden sollte.

Im Familienrat kam nun die Frage auf, die alten Stühle zu verkaufen und nach den Vereinigten Staaten auszuwandern und ich hörte, wie hierüber tagtäglich beratschlagt wurde. Schließlich beschloß man, den entscheidenden Schritt zu tun und Verwandten nachzufolgen, die sich bereits in Pittsburg befanden. Ich erinnnere mich sehr wohl, daß weder mein Vater noch meine Mutter die Veränderung anders als wie ein großes Opfer von ihrer Seite ansahen, aber glaubten, „es würde so für die beiden Jungen besser sein.“

Wenn man in späterer Zeit, wie ich es jetzt tue, zurückblickt und sich darüber wundert, wie Eltern zum Besten ihrer Kinder auf ihre eigenen Wünsche vollständig verzichten, muß man ihr Andenken mit Gefühlen verehren, die der Anbetung nahe kommen.

Nach unserer Ankunft in Allegheny City (wir waren unser vier: Vater, Mutter, mein jüngerer Bruder und ich) trat mein Vater in eine Baumwollfabrik ein. Ich folgte bald und half als „Spuljunge" und begann auf diese Weise, mich auf meine spätere Lehrzeit als Kaufmann vorzubereiten. Ich bekam die Woche einen Dollar und 20 Cents und war damals etwa 12 Jahre alt.

Ich kann nicht sagen, wie stolz ich war, als ich meinen ersten eigenen Wochenverdienst erhielt. Einen Dollar und 20 Cents, die ich selbst erworben und die man mir gegeben hatte, weil ich der Welt von Nutzen gewesen war! Von meinen Eltern nicht mehr vollständig abhängig, sondern endlich fähig, ihnen zu helfen und beitragendes Mitglied der Familiengemeinschaft! Ich denke, das macht mehr als alles andere aus einem Knaben einen Mann und auch einen wahren Mann, wenn man überhaupt einen Keim echter Männlichkeit in sich hat. Fühlen, daß man nützlich ist, heißt Alles.

Ich habe mit großen Summen zu tun gehabt. Viele Millionen Dollar sind seitdem durch meine Hände gegangen. Die echte Genugtuung, die ich über jenen einen Dollar und 20 Cents empfand, wiegt aber mehr als jede spätere Freude am Gelderwerben. Sie waren der unmittelbare Lohn rechtschaffener Handarbeit; sie stellten eine Woche harter Arbeit dar, so harter Arbeit, daß das Wort Sklaverei kein allzu starker Ausdruck dafür wäre, wenn nicht ihr Zweck und Ziel sie mit Weihe umgäben.

Jeden Morgen außer dem heiligen Sonntagmorgen aufstehen und frühstücken und auf die Straße hinaustreten und seinen Weg in die Fabrik gehen und mit der Arbeit be-

ginnen, während es draußen noch finster ist und erst erlöst sein, nachdem es am Abend wieder dunkel geworden ist, mit nur 40 Minuten Mittagspause, ist für einen Burschen von 12 Jahren ein schreckliches Los.

Ich war aber jung und hatte meine Träume und etwas in ihnen sagte mir immer, daß es nicht auf die Dauer so bleiben würde, könnte und sollte — daß ich eines Tages zu einer besseren Stellung kommen würde. Außerdem fühlte ich mich nicht mehr als ein bloßer Knabe, sondern völlig als kleiner Mann und dies machte mich glücklich.

Ein Wechsel trat bald ein, denn ein freundlicher alter Schotte, der mehrere unserer Verwandten kannte und Spulen verfertigte, nahm mich in seine Fabrik, bevor ich 13 wurde. Eine zeitlang war es hier indessen noch schlimmer als in der Baumwollfabrik, da ich im Keller einen Kessel zu heizen und die kleine Dampfmaschine, die den Betrieb bewegte, in Gang zu halten hatte. Das Heizen des Kessels war mir ganz recht, denn glücklicherweise wurden nicht Kohlen, sondern Holzabfälle gefeuert und ich befaßte mich immer gern mit Holz. Die Verantwortung, das Wasser und die Maschine beim rechten zu halten und die Gefahr, daß ein Fehler von mir die ganze Fabrik in die Luft fliegen lassen könnte, bedeuteten aber eine zu große Anspannung für mich und oft erwachte ich, wie ich die ganze Nacht hindurch im Bette saß und den Dampfdruckmesser ablas. Nie aber sagte ich daheim, daß ich einen harten Kampf zu bestehn hatte. Nein, nein! Alles mußte ihnen freundlich erscheinen.

Es war dies ein Ehrenpunkt, denn jedes Mitglied der Familie arbeitete hart, mein kleinerer Bruder natürlich aus-

genommen, der noch ein Kind war, und wir erzählten uns einander nur die angenehmen Dinge. Übrigens pflegt ein Mann nicht zu weinen und die Flinte ins Korn zu werfen — eher würde er sterben.

Einen Dienstboten gab es in unserer Familie nicht, und ein paar Dollar wöchentlich wurden noch von meiner Mutter verdient, indem sie nach der Verrichtung ihres Tagewerkes Schuhe band! Auch der Vater hatte in der Fabrik hart zu arbeiten. Konnte ich mich da beklagen?

Mein gütiger Arbeitgeber, John Hay — Friede seiner Asche! — befreite mich bald von der unverhältnismäßigen Anstrengung, denn er brauchte jemand, der ihm die Rechnungen ausschreiben und die Bücher führen sollte und da er fand, daß ich eine deutliche Schulbubenhandschrift hatte und rechnen konnte, machte er mich zu seinem einzigen Kommis. Noch aber hatte ich oben in der Fabrik hart zu arbeiten, denn die Schreiberei nahm nur wenig Zeit in Anspruch.

Es ist bekannt, wie über die Armut als ein großes Übel gejammert wird und man scheint anzunehmen, daß die Menschen glücklicher und nützlicher sein und mehr vom Leben haben würden, wenn sie nur eine Menge Geld hätten und reich wären.

In der Regel findet sich in der bescheidenen Hütte des Armen eine höhere Befriedigung, ein edleres Leben und eine größere Lebensfreude, als in dem Palast des Reichen. Ich bedaure immer die Söhne und Töchter der reichen Leute, denen Diener aufwarten und die später Erzieherinnen haben, tröste mich aber dabei mit dem Gedanken, daß sie nicht wissen, was sie entbehren.

Sie haben auch zärtliche Väter und Mütter und meinen, daß sie diesen Segen im vollsten Maße genießen, und doch können sie das nicht, denn der Sohn des Armen, der in seinem Vater seinen beständigen Gefährten, Lehrer und Berater und in seiner Mutter — welch heiliger Name! — seine Ernährerin, Erzieherin, Beschützerin, seine Heilige, alles in einer Person besitzt, genießt ein reicheres, köstlicheres Glück im Leben als der nicht so begünstigte Sohn eines Reichen kennen kann, und im Vergleich damit zählen alle andern Glücksumstände nur wenig.

Weil ich weiß, wie süß und glücklich und rein, wie frei von verwirrenden Sorgen, von sozialem Neid und Eifersucht das Heim rechtschaffener Armut ist, wie liebevoll und einig seine Besitzer in ihrem gemeinsamen Interesse der Unterhaltung der Familie sein können, habe ich mit dem Jungen des Reichen Mitgefühl, während ich die Jungen des Armen beglückwünsche, und aus diesen Gründen sind aus den Reihen der Armen immer so viel starke, hervorragende, selbstbewußte Männer hervorgegangen und müssen immer solche aus ihnen hervorgehen.

Wenn man die Liste der Unsterblichen liest, die „nicht geboren wurden, um zu sterben,“ wird man finden, daß die meisten von ihnen geboren wurden, das kostbare Erbe der Armut anzutreten.

Es erscheint heutzutage allgemein als wünschenswert, daß die Armut abgeschafft werden möchte. Wir sollten streben, den Luxus abzuschaffen, die ehrliche, fleißige, sich selbst verleugnende Armut abschaffen hieße aber den Boden zerstören, auf dem die Menschheit die Tugenden hervor-

bringt, die unserer Rasse die Erreichung einer noch höheren Stufe der Zivilisation ermöglichen als sie schon besitzt.

Ich komme jetzt zu der dritten Stufe meiner Lehre, denn wie man sieht, hatte ich bereits zwei erklommen, die Baumwollfabrik und dann eine Spulenfabrik, und mit der dritten — aller guten Dinge sind drei, bekanntlich — kam die Erlösung. Ich erhielt eine Anstellung als Telegraphenbote im Pittsburger Telegraphenbureau, als ich 14 Jahre alt war. Hier trat ich in eine neue Welt ein.

Inmitten von Büchern, Zeitungen, Griffeln, Federn und Tinte und Schreibunterlagen, eines sauberen Bureaus, reiner Fenster und der literarischen Atmosphäre war ich der glücklichste Junge, den es auf der ganzen Welt gab.

Meine einzige Sorge war, daß ich eines Tages entlassen werden könnte, weil ich die Stadt nicht kannte, denn für einen Telegraphenboten ist es nötig, alle Firmen und Adressen der Leute zu kennen, die Telegramme zu erhalten pflegen. Ich war aber in Pittsburg fremd. Ich beschloß indessen, der Reihe nach jedes Geschäftshaus in den Hauptstraßen hersagen zu lernen und konnte bald mit geschlossenen Augen auf der einen Seite der Wood Street anfangen und alle Firmen nacheinander bis ans Ende und dann auf der andern Seite herunter alle bis ans andere Ende aufzählen. Binnen kurzer Zeit war ich imstande, dasselbe mit den Geschäftsstraßen überhaupt zu tun. Mein Gewissen war dann über diesen Punkt beruhigt.

Natürlich will jeder ehrgeizige Telegraphenbote ein Telegraphist werden, und ehe die Telegraphisten frühmorgens kamen, schlüpften die Jungen hinauf zu den Instrumenten

und übten. Ich tat dies auch und konnte mich bald mit den Jungen in den anderen Bureaux die Linie entlang, die ebenfalls übten, unterhalten.

Eines morgens hörte ich Philadelphia Pittsburg anrufen und das Zeichen „Todesnachricht“ geben. Man erwartete damals gerade mit großer Aufmerksamkeit Todesnachrichten und ich dachte, ich sollte versuchen, die angemeldete anzunehmen. Ich antwortete und tat es und ging fort und lieferte sie ab, ehe der Telegraphist kam. Von da an pflegten mich die Telegraphisten zuweilen zu bitten, für sie zu arbeiten.

Da ich ein empfängliches Ohr für den Schall hatte, lernte ich bald Telegramme nach dem Gehör aufzunehmen, was damals sehr ungewöhnlich war — ich glaube nur zwei Personen in den Vereinigten Staaten konnten es damals. Heute nimmt jeder Telegraphist nach dem Gehör auf, so leicht ist es, zu folgen und zu tun, was jeder andere Junge kann — wenn er nur muß. Dies machte mich bekannt und schließlich wurde ich Telegraphist und empfing die für mich ungeheure Besoldung von 25 Dollar den Monat — 300 Dollar im Jahr!

Dies war ein Vermögen — genau die Summe, die ich mir als Fabrikarbeiter als das Einkommen gedacht hatte, das ich besitzen wollte, weil die Familie von 300 Dollar jährlich leben und dabei fast oder ganz unabhängig sein konnte. Da war sie nun endlich! Bald sollte ich aber noch im Besitz einer besonderen Vergütung für besondere Arbeiten sein.

Die sechs Zeitungen Pittsburgs bekamen gemeinsame Telegrammnachrichten. Sechs Abschriften jeder Depesche

wurden von einem Herrn angefertigt, der hierfür 6 Dollar die Woche bekam und er bot mir einen Golddollar wöchentlich, wenn ich es tun wollte, worüber ich außerordentlich froh war, da ich immer gern mit Nachrichten zu tun haben und für Zeitungen schreiben wollte.

Die Berichterstatter holten jeden Abend in einem Zimmer die Nachrichten ab, die ich fertig gemacht hatte, und dies brachte mich in sehr angenehme Berührung mit diesen gewandten Leuten und überdies erhielt ich einen Golddollar die Woche Taschengeld, denn dieser wurde von mir nicht als Familieneinkommen betrachtet.

Ich denke, dies Letztere, etwas über seine Aufgabe hinaus zu tun, kann mit vollem Recht als „Geschäft" angesehen werden; das andere Einkommen war eben, wie man sieht, der Lohn für die regelmäßige Arbeit, hier aber war ein kleines Geschäftsunternehmen auf eigene Rechnung, und ich war in der Tat auf meinen Golddollar für jede Woche sehr stolz.

Bald darauf wurde die Pennsylvanische Eisenbahn bis Pittsburg vollendet und jenes Genie, Thomas A. Scott, war ihr Inspektor. Er kam oft nach dem Telegraphenbureau, um sich mit seinem Vorgesetzten, dem Generalinspektor in Altoona, zu unterhalten und ich wurde ihm auf diese Weise bekannt.

Als dieses große Eisenbahnsystem eine eigene Telegraphenlinie errichtete, forderte er mich auf, sein Kommis und Telegraphist zu werden; ich verließ daher das Telegraphenbureau — wo ein junger Mann tatsächlich in großer Gefahr ist, dauernd begraben zu werden — und trat in Beziehung zu den Eisenbahnen.

Die neue Stellung war von einer Gehaltsaufbesserung begleitet, die für mich ganz außerordentlich groß war. Mein Gehalt sprang von 25 auf 35 Dollar im Monat. Mr. Scott erhielt damals 125 Dollar den Monat und ich pflegte mich darüber zu wundern, was auf der Welt er mit soviel Geld tun könnte.

Ich blieb 13 Jahre lang im Dienst der Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft und war zuletzt Inspektor der Pittsburger Bahnabteilung, als Nachfolger Mr. Scotts, der inzwischen in die Stellung eines Vicepräsidenten der Gesellschaft aufgerückt war.

Eines Tages fragte mich Mr. Scott, der ein äusserst gütiger Mann war und mich sehr gern mochte, ob ich 500 Dollar für eine Kapitalanlage hätte oder aufbringen könnte.

Jetzt kam der Geschäftsinstinkt ins Spiel. Da mir die Tür zu einer geschäftlichen Anlage mit meinem Chef offenstand, hätte es meinem Gefühle nach geheißen, der Vorsehung halsstarrig ins Gesicht schlagen, wenn ich nicht freudig darauf zugesprungen wäre, und so antwortete ich denn rasch:

„Jawohl, ich glaube, ich kann es."

„Gut," sagte er, „beschaffen Sie sie; es ist eben jemand gestorben, der zehn Anteile der Adams Express Company besitzt, die Sie kaufen sollen. Es wird Ihnen jeder Anteil 50 Dollar kosten und ich kann Ihnen mit einem kleinen Fehlbetrag aushelfen, wenn Sie nicht alles aufbringen können."

Es war eine eigentümliche Sache. Das verfügbare Vermögen der ganzen Familie betrug nicht 500 Dollar. Es gab aber ein Mitglied der Familie, dessen Tüchtigkeit, Mut und Hilfe uns nie fehlten, und ich fühlte mich sicher, daß das

Geld auf die eine oder andere Weise durch meine Mutter beschafft werden könnte.

Hätte allerdings Mr. Scott unsere Lage gekannt, würde er es selbst vorgeschossen haben; seine Armut offenbaren und sich auf andere verlassen, wäre aber das letzte auf der Welt, was der stolze Schotte tun würde. Die Familie hatte es zu jener Zeit zuwege gebracht, ein kleines Haus zu kaufen und zu bezahlen, um an Miete zu sparen. Soviel ich mich erinnere, war es 800 Dollar wert.

Die Angelegenheit wurde an jenem Abende dem Rate der drei vorgelegt und das Orakel sprach: „Es muß geschehen. Nehmen wir eine Hypothek auf das Haus. Ich werde morgen früh den Dampfer nach Ohio nehmen und den Onkel besuchen und ihn bitten, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich bin sicher er kann es.“ Dies geschah. Natürlich war ihr Besuch erfolgreich — wo hätte sie je Mißerfolg gehabt?

Das Geld wurde beschafft und ausgezahlt; zehn Anteile der Adams Express Company waren mein; niemand wußte aber, daß unser kleines Haus verpfändet worden war, „um unserm Jungen unter die Arme zu greifen.“

Die Adams-Expreß-Aktien zahlten damals monatlich Dividenden von 1% und die erste Anweisung über 5 Dollar kam an. Ich habe sie noch jetzt vor Augen und erinnere mich genau der Unterschrift „J. C. Babcock, Kassierer,“ der eine starke „John Hancock“-Hand schrieb.

An dem nächsten Tage, der ein Sonntag war, machten wir Jungen — ich und meine stets treuen Gefährten — unsern üblichen Sonntagnachmittag-Ausflug aufs Land und als

wir uns im Walde niedergesetzt hatten, zeigte ich ihnen diese Anweisung mit den Worten: „Eureka! Es ist erreicht!"

Es war das uns allen etwas Neues, denn keiner von uns hatte je etwas erhalten außer für Arbeit. Ein Ertrag aus Kapital war etwas Fremdes und Neues.

Wie Geld Geld erzeugen könnte, wie ohne jede besondere Bemühung meinerseits dieser geheimnisvolle goldene Besucher vorsprechen sollte, führte auf seiten der jungen Burschen zu viel Grübelei und zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich als „Kapitalist" begrüßt.

Man sieht, ich fing an, meine Lehre als Geschäftsmann in befriedigender Weise zu bestehen.

Ein sehr wichtiges Ereignis meines Lebens trat ein, als eines Tages im Zuge ein netter, fremd ausschauender Herr an mich herantrat und mir sagte, er habe vom Schaffner erfahren, daß ich Beziehungen zur Pennsylvanischen Bahn hätte und möchte mir gern etwas zeigen. Er zog aus einer kleinen grünen Tasche das Modell des ersten Schlafwagens hervor. Es war Mr. Woodruff, der Erfinder.

Die Sache leuchtete mir sofort ein. Ich bat ihn, die folgende Woche nach Altoona zu kommen, was er tat. Mr. Scott nahm den Gedanken mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit auf. Es wurde mit Mr. Woodruff ein Vertrag abgeschlossen, nach dem er versuchsweise zwei Wagen auf der Pennsylvanischen Eisenbahn einstellen sollte. Bevor er Altoona verließ, kam er zu mir, um mir eine Beteiligung an dem Unternehmen anzubieten, worauf ich sofort einging. Wie ich aber meine Zahlungen leisten sollte, beunruhigte mich ziemlich, denn die Wagen waren nach der Lieferung

in monatlichen Raten zu bezahlen und meine erste monatliche Zahlung sollte $227^1/_2$ Dollar betragen.

Ich hatte das Geld nicht und sah kein Mittel, es zu bekommen. Schließlich entschloß ich mich, den Bankier des Ortes zu besuchen und ihn um ein Darlehn zu bitten, wobei ich mich verpflichtete, es in monatlichen Raten von 15 Dollar zurückzuzahlen. Er gewährte es mir sofort. Ich werde nie vergessen, wie er mir die Hand auf die Schulter legte und sagte, „O, ja, Andy, Sie haben ganz Recht!"

Ich stellte bei dieser Gelegenheit meinen ersten Wechsel aus. Welch grosser Tag, und jetzt wird sicher niemand bestreiten, daß ich im Begriff war, ein „Kaufmann" zu werden. Ich hatte meinen ersten Wechsel gezeichnet, und, das wichtigste — denn jedermann kann einen Wechsel zeichnen — ich hatte einen Bankier gefunden, der gewillt war, ihn als „gut" zu nehmen.

Meine späteren Zahlungen wurden aus den Einkünften von den Schlafwagen geleistet und ich machte in der Tat meinen ersten beträchtlichen Gewinn durch diese Kapitalanlage in der Woodruff-Schlafwagen-Gesellschaft, die dann von Mr. Pullmann mit übernommen wurde, einem bedeutenden Manne, dessen Name heute in der ganzen Welt bekannt ist.

Bald darauf wurde ich zum Inspektor der Pittsburger Abteilung ernannt, und nun kehrte ich in meine alte liebe Heimat, das rauchige Pittsburg zurück. Man gebrauchte damals auf den Eisenbahnen ausschließlich Holzbrücken, und die Pennsylvanische Eisenbahn machte Versuche mit einer Brücke, die aus Gußeisen gebaut war. Ich sah, daß Holzbrücken in der Zukunft nicht mehr genügen würden und bildete in Pittsburg eine Gesellschaft für den Bau von eisernen Brücken.

Ich nahm dabei wiederum Zuflucht zur Bank, da mein Kapitalanteil 1250 Dollar betrug und ich das Geld nicht hatte; aber die Bank lieh es mir und wir begründeten die Keystone-Brückenwerke, die sich als sehr erfolgreich erwiesen. Diese Gesellschaft baute die ersten großen Brücken über den Ohiofluß von 300 Fuß Spannung und hat seitdem viele der wichtigsten Bauten ausgeführt.

Dies war mein Anfang als Fabrikant, und aus diesem Anfange sind alle unsere anderen Werke hervorgewachsen, indem die Gewinne des einen die andern begründet haben. Meine „Lehre" als Kaufmann erreichte bald ihr Ende, denn ich gab meine Stellung als Beamter der Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft auf, um mich ausschließlich dem Geschäft zuzuwenden.

Ich war nun nicht mehr ein bloßer Angestellter, der für andere gegen Besoldung arbeitete, sondern ein vollauf flügger Geschäftsmann, der auf seine eigene Rechnung arbeitete.

Ich war nie ganz damit einverstanden, für andere Leute zu arbeiten. Ein Eisenbahnbeamter hat im besten Falle den Genuß eines bestimmten Gehaltes zu erwarten und er muß sehr vielen Leuten gefallen; selbst wenn er es bis zum Präsidenten bringt, hat er zuweilen einen Ausschuß von Direktoren, die nicht wissen können, was am besten zu tun ist, und selbst wenn diese Körperschaft befriedigt ist, hat er einen Ausschuß von Anteileignern, die ihn kritisieren, und da die Anlagen ihm nicht gehören, kann er sie nicht verwalten, wie er möchte.

Mein Lieblingsgedanke war immer, mein eigner Herr zu sein, etwas zu erzeugen und vielen Leuten Beschäftigung zu

gewähren. Es ist nur die Erzeugung eines Dinges denkbar, wenn man ein Pittsburger ist, denn Pittsburg nahm bereits damals die erste Stellung als „Eisenstadt“ ein, als führende Eisen und Stahl erzeugende Stadt Amerikas.

So fingen meine unentbehrlichen und tüchtigen Teilhaber, die, wie ich mit Freuden bekenne, meine Jugendgefährten gewesen waren — einige derselben Jungen, die im Gehölz zusammen die 5 Dollaranweisung bewundert hatten — das Geschäft mit mir an und noch fahren wir fort, es zu erweitern, um den beständig wachsenden und beständig wechselnden Bedürfnissen unseres außerordentlich fortschreitenden Landes ein Jahr nach dem anderen zu begegnen.

Immer hoffen wir, daß wir uns nicht noch weiter auszudehnen brauchen, stets aber finden wir wieder, daß ein Aufschub weiterer Ausdehnung einen Rückschritt bedeuten würde, und noch heute lösen sich die aufeinanderfolgenden Verbesserungen und Erfindungen so schnell ab, daß für uns noch eben soviel zu tun bleibt wie je.

Wenn die Stahlfabrik aufhört zu wachsen, fängt sie an zurückzugehen, so müssen wir denn fortfahren, uns auszudehnen. Das Ergebnis dieser ganzen Entwicklung ist, daß 3 Pfund fertigen Stahls heute in Pittsburg für 2 Cents zu kaufen sind, was billiger ist als irgendwo anders auf der Erde und daß unser Vaterland der größte Eisenerzeuger der Welt geworden ist.

Und hiermit endet die Geschichte meiner Lehre und meines Aufrückens als Geschäftsmann.

Das Evangelium des Reichtums.

I.

Das Problem der Verwaltung des Reichtums.

Das Problem unserer Zeit liegt in der rechten Verwaltung des Reichtums, in der harmonischen Vereinigung des Reichen und des Armen durch die Bande der Brüderlichkeit. Die Bedingungen des menschlichen Lebens haben innerhalb der letzten paar Jahrhunderte nicht nur eine Veränderung, sondern eine Umwälzung erfahren. In früheren Zeiten unterschieden sich Wohnung, Kleidung, Nahrung und Umgebung des Herrn wenig von der seiner Dienstmannen. Die Indianer sind heute, wo damals der Kulturmensch war. Als ich die Sioux besuchte, führte man mich zum Wigwam des Häuptlings. Es war den übrigen in der äusseren Erscheinung gleich und hob sich auch im Innern von denen seiner ärmsten Streiter kaum ab. Der Gegensatz zwischen dem Palaste des Millionärs und der Hütte des Arbeiters in unserer Zeit lässt die Veränderung ermessen, die mit der Zivilisation gekommen ist. Diese Veränderung ist jedoch nicht zu beklagen, sondern als höchst nützlich zu begrüssen. Es ist gut, ja wesentlich für den Fortschritt des Menschengeschlechts und besser, daß die Häuser einzelner für alles Höchste und Beste in der Literatur und Kunst und alle Verfeinerungen der Kultur Heimstätten bieten, als wenn es solche überhaupt nicht gäbe.

Viel besser diese große Ungleichheit als allgemeiner Unflat. Ohne Reichtum auch keine Mäcenas. Die „guten alten Zeiten" waren keine guten alten Zeiten. Weder Herr noch Diener waren so wohl gestellt wie heute. Ein Rückfall in die alten Zustände wäre unheilvoll für beide, nicht am mindesten für den, der dient, und würde die Zivilisation mit wegfegen. Aber gleichviel, sei der Wandel zum Guten oder Schlechten, er ist da, ist durch unsere Macht nicht abzuändern, und wir müssen ihn darum annehmen und das Beste daraus zu machen suchen. Das Unvermeidliche zu tadeln, wäre Zeitverschwendung.

Wie die Umwandlung gekommen ist, ist leicht ersichtlich. Ein Beispiel wird genügen, jede der einzelnen Wandlungen zu erklären. In der Erzeugung der Güter haben wir die ganze Entwicklung. Sie paßt auf alle Beziehungen menschlicher Betriebsamkeit, wie sie die Erfindungen unseres wissenschaftlichen Zeitalters mit sich gebracht und ausgedehnt haben. Früher wurden die Gegenstände im häuslichen Familienkreise oder in kleinen Werkstätten hergestellt, die einen Teil der Haushaltung bildeten. Der Meister und seine Lehrlinge arbeiteten Seite an Seite, wobei die letzteren bei dem Meister wohnten und daher unter denselben Bedingungen lebten. Wenn diese Lehrlinge zum Meister aufstiegen, trat in ihrer Lebensweise wenig oder kein Wechsel ein, und ihrerseits erzogen sie nun nachfolgende Lehrlinge in dem gleichen, gewohnheitsmässigen Lauf. Es herrschte im wesentlichen gesellschaftliche Gleichheit und selbst politische Gleichheit, denn die in gewerblichen Berufen stehenden hatten damals überhaupt wenig oder gar nichts im Staate zu bedeuten.

Die notwendige Folge einer solchen Herstellungsweise waren grobe Erzeugnisse bei hohen Preisen. Heute erhält die Welt Waren ausgezeichneter Beschaffenheit zu Preisen, die selbst das letzte uns vorangegangene Geschlecht für unmöglich gehalten hätte. Auf dem Gebiete des Handels haben ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen herbeigeführt, und die Menschheit hat den Gewinn davon. Der Arme genießt, was ehedem der Reiche nicht bestreiten konnte. Was Gegenstände des Luxus waren, sind Lebensbedürfnisse geworden. Der Arbeiter hat gegenwärtig mehr Annehmlichkeiten als vor einigen Menschenaltern der Pächter. Der Pächter erfreut sich eines größeren Wohllebens als ehedem der Grundeigentümer, er ist besser gekleidet und wohnt besser. Der Grundeigentümer besitzt kostbarere Bücher und Bilder und eine kunstvollere Einrichtung als sie früher dem König erreichbar waren.

Der Preis, den wir für diese heilsame Veränderung zahlen, ist ohne Zweifel hoch. Wir versammeln in der Fabrik, im Bergwerk Tausende von Handarbeitern, die der Arbeitgeber nur wenig oder nicht kennen kann und denen er kaum mehr ist als ein Held der Sage. Jeder Verkehr zwischen ihnen ist zu Ende. Strenge Kasten haben sich gebildet, und wie gewöhnlich gebiert die gegenseitige Unkenntnis gegenseitiges Mißtrauen. Jede Kaste ist ohne Mitgefühl für die andere und bereit, alles zu glauben, was jene herabsetzt. Die Gesetze des Wettbewerbs zwingen den Arbeitgeber Tausender zu den genauesten Ersparnissen, wobei die für die Arbeit gezahlten Sätze eine hervorragende Rolle spielen, und oft kommt es zur Reibung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Reich

und Arm. Die menschliche Gesellschaft verliert die Homogenität.

Der Preis, den die Gesellschaft dem Gesetze des Wettbewerbs entrichtet, ist wie der Preis, den sie für billige Behaglichkeit und Üppigkeit zahlt, hoch, aber dafür sind die Vorteile dieses Gesetzes noch grösser als seine Kosten — denn diesem Gesetze verdanken wir unsere wundervolle materielle Entwickelung, die die verbesserten Lebensbedingungen im Gefolge führt. Aber, mag das Gesetz eine Wohltat sein oder nicht, es gilt von ihm dasselbe wie von der Veränderung der menschlichen Lebensbedingungen, auf die wir hingewiesen haben: Es ist da, wir können uns ihm nicht entziehen, nichts anderes an seine Stelle setzen, und während es für den Einzelnen manchmal eine Härte sein mag, ist es für die Menschheit das Beste, weil es in jedem Lebenskreise die Erhaltung der Tauglichsten gewährleistet. Wir nehmen daher die große Ungleichheit der Umwelt, die Vereinigung des Geschäfts in Gewerbe und Handel in den Händen weniger und das Gesetz des Wettbewerbs zwischen diesen als etwas für den künftigen Fortschritt der Menschheit nicht nur nützliches sondern wesentliches an und erblicken darin Bedingungen, denen wir uns anzupassen haben. Hieraus folgt, daß für besondere Fähigkeiten des Kaufmanns und Industriellen, der Geschäfte in großem Maßstab zu führen hat, ein weiter Spielraum vorhanden sein muß. Daß solches Organisations- und Verwaltungstalent unter den Menschen selten ist, erhellt aus der Tatsache, daß es seinem Besitzer, gleichviel wo und unter welchen Gesetzen und Bedingungen, stets einen außerordentlich hohen Lohn sichert. Die in Ge-

schäften erfahrenen betrachten in erster Linie stets die Persönlichkeit, die mit ihren Diensten als Gesellschafter gewonnen werden kann, so daß die Frage des Kapitals daneben kaum mehr von Belang bleibt, denn: befähigte Männer schaffen bald Kapital; in den Händen solcher ohne die erforderliche, besondere Gabe verfliegt das Kapital dagegen bald. Solche Männer werden an Firmen und Gesellschaften, die mit Millionen arbeiten, beteiligt, und nimmt man auch nur an, das angelegte Kapital verzinse sich einfach, so ist es doch unausbleiblich, daß ihr Einkommen ihren Aufwand übersteigt, sie infolgedessen Reichtum anhäufen. Auch gibt es nicht irgend eine mittlere Stufe, auf der solche Leute stehen können, weil eine große gewerbliche oder Handelsunternehmung, die nicht wenigstens die Zinsen ihres Kapitals verdient, bald eingeht. Sie muß entweder vorwärts gehen oder zurückbleiben, Stillstand ist unmöglich. Es ist eine wesentliche Bedingung für ihr erfolgreiches Wirken, daß sie soweit gewinnbringend sein, ja sogar, daß sie über die Verzinsung des Kapitals hinaus Gewinn abwerfen muß. Es ist mithin ein ebenso sicheres Gesetz wie irgend eins der oben erwähnten, daß Männer im Besitze dieses besonderen Geschäftstalentes notwendigerweise bald mehr Einkommen beziehen, als eigentlich auf sie entfallen dürfte, und dieses Gesetz ist ebenso nützlich für die Menschheit wie die andern.

Einwendungen gegen die Grundlage, auf denen die Gesellschaft beruht, sind nicht am Platze, weil die Lebensbedingungen der Menschheit mit dieser Grundlage besser sind, als mit irgend welchen andern, die man zu schaffen versucht hat. Der Wirkung neuer vorgeschlagener Ersatzmittel können

wir nicht sicher sein. Der Sozialist oder Anarchist, der die gegenwärtigen Verhältnisse umzustürzen sucht, ist als jemand anzusehen, der die Grundlage der Kultur selbst angreift, denn die Kultur ging von dem Tage aus, an dem der fähige, fleißige Arbeiter zu seinem untauglichen und trägen Genossen sagte: „Wenn du nicht säest, sollst du nicht ernten," und auf diese Weise endete der anfängliche Kommunismus durch die Trennung der Drohnen von den Bienen. Wer darüber nachdenkt, wird sich bald vor die Schlußfolgerung gestellt sehen, daß die Kultur selbst von der Anerkennung des Eigentums abhängt — das Recht des Arbeiters auf seine hundert Dollar in der Sparkasse in gleicher Weise wie das gesetzliche Recht des Millionärs auf seine Millionen. Es muß jedermann gestattet sein „unter seinem eigenen Weinstock und Feigenbaum zu sitzen, ohne jemand fürchten zu brauchen," wenn die menschliche Gesellschaft fortschreiten oder auch nur den erreichten Stand behaupten soll. Für diejenigen, die diesen starken Individualismus durch den Kommunismus ersetzen wollen, lautet die Antwort: Die Menschheit hat das versucht. Alle Fortschritte aus jenen barbarischen Zeiten bis zur Gegenwart haben sich aus dessen Verdrängung ergeben. Nicht Böses sondern Gutes ist der Menschheit aus der Anhäufung des Reichtums durch diejenigen erwachsen, die die Fähigkeit und Tatkraft besessen haben, ihn hervorzubringen. Aber selbst wenn wir auch nur einen Augenblick zugeben, daß es für die Menschheit besser sein könnte, ihre jetzige Grundlage, den Individualismus zu verwerfen, — daß es ferner ein edleres Ideal für den Menschen sei, nicht für sich selbst allein, sondern innerhalb und zum Nutzen einer Brüderschaft

von Genossen zu arbeiten, mit ihnen alles gemeinschaftlich zu teilen und so Swedenborgs Idee vom Himmel zu verwirklichen, wo die Glückseligkeit der Engel, wie dieser sagt, nicht von der Arbeit für sich, sondern für einander herstammt — selbst all dies zugegeben, so bleibt doch immer die Antwort: Dies ist nicht Evolution, sondern Revolution. Es wäre eine Änderung der menschlichen Natur selbst erforderlich — eine Äonenarbeit, selbst wenn die Änderung gut wäre, was man nicht wissen kann.

In unseren Tagen oder unserem Zeitalter ist sie nicht durchführbar. Selbst wenn sie theoretisch wünschenswert ist, gehört sie einer anderen, erst später folgenden soziologischen Ablagerung an. Unsere Pflicht verweist uns auf das, was jetzt und mit den nächsten innerhalb unserer Zeit und Generation möglichen Schritten zu erzielen ist. Es ist sträflich, unsere Kräfte in dem Bemühen zu verschwenden, den ganzen Baum der Menschheit aus den Wurzeln zu reißen, wenn alles, was wir mit Nutzen erreichen können, darin besteht, ihn ein wenig nach der Richtung zu biegen, die der Erzeugung guter Früchte unter den vorhandenen Umständen am günstigsten ist. Ebensogut wie die Ausrottung des Individualismus, des Privateigentums, der Gesetze der Kapitalanhäufung und des freien Wettbewerbs könnten wir die Ausrottung der höchsten auf der Erde vorkommenden Menschengattung betreiben, weil sie unser Ideal zu erreichen verfehlte; denn diese Einrichtungen und Gesetze sind der höchste Erfolg menschlicher Erfahrung, der Boden, auf dem die Gesellschaft bisher die besten Früchte hervorgebracht hat. So ungleich oder ungerecht, wie sie vielleicht zuweilen wirken, und so unvoll-

kommen, wie sie dem Idealisten erscheinen mögen, sind sie nichtsdestoweniger, gleich der höchsten Menschengattung, das beste und wertvollste von allem, was die Menschheit bis jetzt zur Entfaltung gebracht hat.

Wir gehen also von einem Stand der Dinge aus, der den besten Interessen der Menschheit förderlich ist, der Reichtum aber unvermeidlich nur Wenigen bescheert. Insoweit kann man denn die Lage, wenn man die Verhältnisse nimmt wie sie sind, übersehen und als gut bezeichnen. Es erhebt sich nun die Frage — und wenn das Vorhergehende richtig ist, ist es die einzige Frage, mit der wir uns zu befassen haben: Welches ist die richtige Art und Weise, den Reichtum zu verwalten, den die Gesetze, auf welchen die Kultur begründet ist, den Wenigen in die Hände gelegt haben? Und für diese große Frage glaube ich, die richtige, wahre Lösung angeben zu können. Ich schicke voraus, daß im folgenden nur von großen Vermögen die Rede ist, nicht von bescheidenen, in vielen Jahren mühevoll ersparten Summen, deren Erträge zur behaglichen Unterhaltung und zur Erziehung von Familien gebraucht werden. Denn das ist nicht Reichtum, sondern nur hinlängliches Auskommen, und ein solches zu erwerben, sollte im wohlverstandenen Interesse der Gesellschaft das Ziel aller sein.

Es gibt nur drei Formen, über überschüssigen Reichtum zu verfügen. Er kann den Familien der Verstorbenen hinterlassen werden, oder er kann für öffentliche Zwecke vermacht werden, oder endlich, er kann von seinen Besitzern während ihrer Lebzeiten verwaltet werden. In der ersten und zweiten Form ist der meiste Reichtum der Welt, der den

Wenigen zugekommen ist, seither verwendet worden. Betrachten wir nacheinander jede dieser Formen. Die erste ist die unverständigste. In monarchischen Ländern werden der Landbesitz und der größte Teil des Vermögens dem ersten Sohne hinterlassen, damit die Eitelkeit des Vaters durch den Gedanken befriedigt wird, daß sein Name und Titel unvermindert auf nachfolgende Generationen übergehen werden. Der heutige Zustand dieser Klasse in Europa lehrt, daß solche Hoffnungen oder solcher Ehrgeiz trügen. Die Nachfolger sind oft durch ihre Torheiten oder durch das Fallen des Bodenwertes verarmt. Selbst in Großbritannien hat man das strenge Gesetz unveräußerlichen Erblehns nicht für geeignet befunden, eine erbende Klasse dadurch weiter zu erhalten. Sein Grund und Boden befindet sich in raschem Übergang in die Hände Fremder. Unter republikanischen Einrichtungen ist die Verteilung des Eigentums an die Kinder ja viel gerechter, aber die Frage, die sich in allen Ländern dem Denkenden aufdrängt, ist die: Warum sollen die Menschen ihren Kindern große Vermögen hinterlassen? Wenn es aus Liebe geschieht, ist es dann nicht eine falsch geleitete Liebe? Die Wahrnehmung lehrt, daß es für die Kinder, allgemein gesprochen, nicht gut ist, wenn man sie mit einer solchen Bürde belastet. Ebensowenig gut ist es für den Staat. Mehr vorzusehen als bescheidene Einkommensquellen für die Frau und die Töchter und sehr bescheidene Beträge, wenn überhaupt welche, für die Söhne, möge man wohl Bedenken tragen, denn es steht außer Frage, daß große hinterlassene Summen oft mehr zum Schaden als zum Nutzen der Empfänger wirken. Weise Leute werden bald den Schluß ziehen, daß

solche Vermächtnisse im Hinblick auf das wahre Interesse ihrer Familienglieder wie des Staates einen unrichtigen Gebrauch ihrer Mittel darstellen.

Es ist dies nicht so zu verstehen, daß diejenigen, die es unterlassen haben, ihre Söhne zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes zu erziehen, sie aufs geradewohl der Armut preisgeben sollen. Wenn es jemand passend gefunden hat, seine Söhne in der Absicht großzuziehen, daß sie ein träges Leben führen sollen, oder ihnen, was sehr lobenswert wäre, das Gefühl eingeflößt hat, daß sie ohne Rücksicht auf den Geldpunkt für öffentliche Zwecke wirken können, so ist es dann natürlich seine Vaterpflicht, zuzusehen, daß in maßvoller Weise für sie gesorgt ist. Es gibt Beispiele von Millionärssöhnen, die, reich aber durch den Reichtum unverdorben, dem Volke noch große Dienste leisten. Sie sind das wahre Salz der Erde und ebenso wertvoll wie sie leider selten sind. Man muß indessen nicht die Ausnahme, sondern die Regel ins Auge fassen, und ein denkender Mensch, der die gewöhnliche Folge der Übertragung ungeheurer Summen auf Erben betrachtet, muß sich einfach sagen: „Ich möchte meinem Sohne lieber einen Fluch als den allmächtigen Dollar hinterlassen," und sich selbst eingestehen, daß nicht das Wohl der Kinder, sondern Familienstolz diese Vermächtnisse eingibt.

Was die zweite Form anlangt: den Reichtum beim Tode zu öffentlicher Benutzung zu hinterlassen, so darf man sagen, daß dies ein bloßes Mittel der Verfügung über Reichtum ist, wenn sich jemand begnügt zu warten, bis er tot ist, um in der Welt noch zu etwas gut zu sein. Die Kenntnis der Wirkungen solcher Legate ist nicht dazu angetan, die

glänzendsten Hoffnungen zu erwecken, daß durch sie nach dem Tode viel Gutes gestiftet wird. Der Fälle sind nicht wenig, wo der wirkliche, vom Erblasser verfolgte Zweck nicht erreicht wird, auch kommt es nicht selten vor, daß seine wirklichen Wünsche völlig durchkreuzt werden. In vielen Fällen werden die Vermächtnisse so benutzt, daß sie nur zu Denkmälern seiner Torheit werden. Es ist deshalb gut, daran zu erinnern, daß es kein geringeres Geschick erfordert, um Reichtum in einer der Gesamtheit wahrhaft nützlichen Weise zu verwenden, als Reichtum zu erwerben. Außerdem kann man wohl sagen, daß niemand für das zu loben ist, was er schließlich tun muß, auch schuldet ihm das Gemeinwesen, dem er nur beim Tode Reichtum hinterläßt, keinen Dank. Von Leuten, die auf diese Weise unermeßliche Summen hinterlassen, darf man ohne weiteres annehmen, daß sie überhaupt nichts hinterlassen haben würden, wenn sie es hätten mitnehmen können. Ihr Gedächtnis kann nicht in dankbarer Erinnerung bewahrt werden, denn aus ihren Gaben spricht kein Wohlwollen. Man braucht sich nicht zu wundern, daß solchen Vermächtnissen so allgemein der Segen zu fehlen scheint.

Die zunehmende Neigung, großen, beim Tode hinterlassenen Besitz immer höher zu besteuern, ist ein tröstliches Anzeichen dafür, daß sich in der öffentlichen Meinung ein heilsamer Wechsel vollzieht. Der Staat Pennsylvanien nimmt jetzt — mit einigen Ausnahmen — ein Zehntel des von seinen Bürgern hinterlassenen Eigentums. Das dem britischen Parlament kürzlich vorgelegte Budget enthielt den Vorschlag, die Erbschaftssteuern zu erhöhen, und zwar soll die neue

Steuer bezeichnenderweise eine abgestufte sein. Von allen Formen der Besteuerung scheint dies die weiseste. Denjenigen, die ihr ganzes Leben lang fortgesetzt große Summen aufhäufen, deren richtige Verwendung zu öffentlichen Zwecken der Gesamtheit, aus der sie hauptsächlich flossen, Nutzen bringen würde, sollte zum Bewußtsein gebracht werden, daß die den Staat bildende Gesamtheit nicht in dieser Weise ihres eigenen Anteils beraubt werden darf. Durch die hohe Besteuerung des Besitzes beim Todesfall bekundet der Staat seine Verurteilung des unwürdigen Lebens selbstsüchtiger Millionäre.

Es wäre wünschenswert, daß die Staaten in dieser Richtung viel weiter gingen. Allerdings ist es schwer, denjenigen Teil des Vermögens eines reichen Mannes zu bestimmen, der bei dessen Tode durch die Vermittlung des Staates dem Gemeinwohl zukommen soll, und auf jeden Fall müßten solche Steuern derart abgestuft werden, daß bescheidne Summen für Dienende befreit bleiben und mit den anschwellenden Beträgen dann eine recht rasche Steigerung eintritt, bis von des Millionärs Schätzen, wie denen Shylocks, wenigstens die andere Hälfte in den geheimen Schrein des Staates fließt. Diese Politik würde dazu beitragen, den Reichen zu bestimmen, der Verwaltung des Reichtums zu Lebzeiten obzuliegen, ein Ziel, welches die Gesellschaft, als das bei weitem Ersprießlichste für das Volk, stets im Auge behalten sollte. Es braucht auch nicht befürchtet zu werden, daß diese Politik den Unternehmungsgeist in seinen Wurzeln untergraben und die Menschen weniger bestrebt zum Geldanhäufen machen würde, denn der Klasse, deren Ehrgeiz es

ist, große Vermögen zu hinterlassen um nach dem Tode besprochen zu werden, wird es nur noch mehr Beachtung und eine etwas edlere Genugtuung verschaffen, ungeheure Summen aus ihrem Vermögen dem Staate gezahlt zu haben.

Es verbleibt also nur ein Modus, große Vermögen zu benutzen, aber in ihm besitzen wir das wahre Heilmittel gegen die zeitweilig ungleiche Verteilung des Reichtums, die Aussöhnung der Reichen und Armen — ein Reich der Harmonie, ein neues Ideal, das freilich von dem der Kommunisten abweicht, indem es nur die Weiterentwicklung bestehender Verhältnisse, nicht den gänzlichen Umsturz unserer Kultur verlangt. Es stützt sich auf den gegenwärtigen höchsten Individualismus und die Menschheit ist vorbereitet, es schrittweise praktisch anzuwenden, so oft es Anklang findet. Unter seinen Schwingen werden wir einen idealen Staat haben, in dem der überschüssige Reichtum der Wenigen für das gemeinschaftliche Wohl verwaltet und daher im besten Sinne das Eigentum der vielen andern wird, und dieser Reichtum, der durch die Hände der Wenigen geht, kann eine viel wirksamere Kraft zur Hebung der Menschheit werden, als wenn er in kleinen Summen an das Volk verteilt würde. Selbst die Ärmsten werden sich davon überzeugen lassen und zugeben, daß große Summen, die von einigen ihrer Mitbürger angesammelt und für öffentliche Zwecke ausgegeben worden sind, um der großen Menge zum Vorteil zu gereichen, wertvoller für sie sind, als wenn sie unter ihnen nur in geringfügigen Beträgen im Laufe vieler Jahre verstreut worden wären.

Betrachtet man die Wohltaten, die sich zum Beispiel aus dem Cooper-Institut auf den besten Teil der mittellosen Bevölkerung Newyorks ergießen und vergleicht man sie mit den Vorteilen, die der großen Masse aus einer gleichen, von Mr. Cooper zu seinen Lebzeiten in der Form von Löhnen verteilten Summe entstanden wären — und dies würde, da für getane Arbeit und nicht aus Mildtätigkeit geschehen, die höchste Form der Verteilung gewesen sein — so kann man sich von den Möglichkeiten zur Hebung der Menschheit, die das jetzige Gesetz der Anhäufung von Reichtum birgt, einen Begriff machen. Viel von dieser Summe wäre bei einer Verteilung in kleinen Mengen unter das Volk zu übermäßiger Befriedigung der Eßlust verschwendet worden, und man darf bezweifeln, ob selbst der am besten, nämlich zur Erhöhung der häuslichen Behaglichkeit angewandte Teil für die Menschheit als solche Erfolge gezeitigt hätte, die denen, welche dem Cooper-Institut entspringen und von Generation zu Generation noch entspringen sollen, überhaupt vergleichbar sind. Die Verfechter eines gewaltsamen Wechsels von Grund auf mögen diesen Gedanken wohl erwägen.

Man könnte sogar so weit gehen, ein anderes Beispiel zu nehmen, dasjenige Mr. Tildens Vermächtnisses von fünf Millionen Dollar für eine freie Bibliothek in der Stadt Newyork; aber mit Bezug darauf muß man sich unwillkürlich sagen: Wie viel besser wäre es gewesen, hätte Mr. Tilden die letzten Jahre seines eigenen Lebens der richtigen Verwaltung dieser unermeßlichen Summe gewidmet, da dann weder Rechtsstreitigkeiten noch sonstige Verzögerungsgründe die Verwirklichung seiner Ziele hätten stören können. Nehmen

wir indessen an, daß Mr. Tildens Millionen schließlieh noch dazu dienen werden, unserer Stadt eine prächtige öffentliche Bibliothek zu geben, wo die in Büchern enthaltenen Schätze der Welt jedermann unentgeltlich und kostenlos immerdar offenstehen sollen. Erwägt man das Wohl jenes Teiles der Bevölkerung, der sich in und um Manhattan Island befindet, so entsteht die Frage: Wäre sein dauernder Vorteil besser gefördert worden, wenn man diese Millionen in kleinen Summen durch die Hände der großen Masse hätte laufen lassen? Selbst der eifrigste Verteidiger des Kommunismus muß dies bezweifeln. Die meisten derjenigen, die nachdenken, werden nicht den geringsten Zweifel hegen.

Unser Wirken in diesem Leben ist armselig und beschränkt, unser Gesichtskreis eng und unsere beste Arbeit höchst unvollkommen, aber die Reichen sollten für eine unschätzbare Gnade dankbar sein. Es steht in ihrer Macht, sich während ihres Lebens mit Eifer der Schaffung von Wohltaten zu weihn, aus der die große Masse ihrer Mitmenschen dauerd Vorteil ziehen wird, und auf diese Weise ihr eigenes Leben mit Würde zu umkleiden. Das höchste Lebensideal ist wohl nicht durch eine solche Nachahmung des Lebens Christi zu erreichen, wie sie uns Graf Tolstoi zeigt, sondern dadurch, daß wir, von Christi Geist beseelt, die veränderten Bedingungen unseres Zeitalters gleichwohl anerkennen und diesen Geist in neuen, unsern heutigen Verhältnissen angepaßten Formen Ausdruck finden lassen, um unausgesetzt, wie dies das Wesen seines Lebens und seiner Lehre ausmachte, zum Besten unserer Mitmenschen zu wirken, sei es auch in einer anderen Art und Weise.

Als Pflicht des reichen Mannes ist es demnach zu erachten, daß er unter Vermeidung von Pomp und Übertreibung ein Beispiel bescheidenen, prunklosen Lebens gibt, maßvoll für die berechtigten Bedürfnisse der von ihm abhängigen sorgt und hiernach alle ihm zufallenden, überschießenden Einkünfte bloß als anvertraute Fonds betrachtet, welche er zu verwalten berufen und pflichtgemäß so zu verwalten gebunden ist, wie es ihm für das Wohl der Gesamtheit am geeignetsten erscheint. Der Mann mit Reichtum wird dadurch der bloße Bevollmächtigte und Vertreter seiner ärmeren Brüder, indem er seine höhere Einsicht und Erfahrung und sein Verwaltungstalent in ihren Dienst stellt und für sie besseres vollbringt, als sie für sich selber vollbringen würden und könnten.

Wir stoßen hier auf die Schwierigkeit zu bestimmen, was den Familienmitgliedern zu hinterlassende Summen sind, was bescheidnes, prunkloses Leben ist, was das Merkmal der Verschwendung bildet. Die Antwort lautet, daß es ebenso unmöglich ist, dafür bestimmte Beträge oder Handlungen zu bezeichnen, wie es unmöglich wäre, den Begriff des guten Tones, des guten Geschmackes oder die Regeln der Schicklichkeit zu bestimmen; nichtsdestoweniger sind dies zwar unbestimmte, aber wohlbekannte Normen, deren Übertretung die öffentliche Meinung rasch erkennt und empfindet. Ebenso in dem Falle des Reichtums. Die Regel hinsichtlich des guten Geschmackes in der Männer- oder Frauenkleidung findet hier Anwendung. Was jemanden nur hervorragen lassen soll, verletzt den Kanon. Wenn eine Familie hauptsächlich wegen ihres Aufwandes, wegen ihrer Verschwendung

für Wohnung, Tafel oder Kleidung, wegen großer zu sonstigen Zwecken prahlerisch ausgegebener Summen bekannt ist und dies ihre Hauptvorzüge sind, hält es nicht schwer, ihre Art und ihren Bildungsstand zu beurteilen. Ebenso steht es auch hinsichtlich des Gebrauchs oder Mißbrauchs ihres überschüssigen Reichtums, hinsichtlich der großmütigen, freigebigen Mitwirkung für öffentliche Zwecke, hinsichtlich der unablässigen Bemühungen, bis zuletzt Geld anzuhäufen und Schätze zu sammeln und hinsichtlich deren Verwaltung oder Hinterlassung. Das Urteil bleibt dem besten Empfinden und der aufgeklärtesten Meinung der Öffentlichkeit überlassen. Die Gesamtheit wird sicherlich ihr Urteil fällen, und ihre Urteile werden nicht oft falsch sein.

Die besten Anwendungen, die überschüssiger Reichtum finden kann, sind schon angedeutet worden. Diejenigen, welche solchen weise verwalten wollen, müssen allerdings selbst weise sein, denn eines der ernstlichsten Hindernisse für die Hebung der Menschheit ist unterschiedlose Mildtätigkeit. Es wäre besser für die Menschheit, daß die Millionen der Reichen ins Wasser geworfen würden als daß sie ausgegeben werden, die Faulen, die Trunksüchtigen, die Unwürdigen zu unterstützen. Von jedem heute zu sogenanntem Liebeswerk ausgegebenen Tausend Dollar werden wahrscheinlich neunhundertfünfzig unklug ausgegeben, so ausgegeben fürwahr, daß sie gerade die Übel, die sie mildern oder heilen sollen, erst hervorrufen. Ein bekannter philosophischer Schriftsteller gestand neulich, daß er einen Vierteldollar einem Mann gegeben hatte, der sich ihm genähert hatte, als er das Haus eines Freundes betreten wollte. Er wußte nichts von der

Lebensweise dieses Bettlers, kannte nicht den Gebrauch, den jener von seinem Gelde machen würde, obgleich er allen Grund hatte, zu befürchten, daß es in ungeeigneter Weise ausgegeben werden würde. Dieser Mann bekannte sich als Schüler Herbert Spencers, der jenen Abend hingegebene Vierteldollar dürfte aber mehr Unheil anrichten, als all das Geld Gutes wirken wird, welches sein gedankenloser Geber jemals in wahrer Nächstenliebe wird hergeben können. Er befriedigte lediglich seine eigenen Gefühle, ersparte sich Verdruß — und dies war jedenfalls eine der selbstsüchtigsten und schlechtesten Handlungen seines Lebens, denn in allen Beziehungen ist er sonst höchst schätzenswert.

Bei der Ausübung von Mildtätigkeit sollte die hauptsächlichste Erwägung sein: denen zu helfen, die sich selbst helfen wollen; einen Teil der Mittel zu beschaffen, durch die diejenigen, die sich zu vervollkommnen wünschen, dies können; denen, die aufzusteigen wünschen, den Beistand zu leisten, durch den sie sich zu erheben vermögen: aber selten oder niemals, alles zu tun. Weder der einzelne noch die Menschheit wird durch Almosengeben verbessert. Von den der Unterstützung würdigen wird, außer in ungewöhnlichen Fällen, Unterstützung selten gefordert. Die wirklich nützlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft werden es nie tun, außer im Falle des Unglücks oder eines plötzlichen Wechsels der Verhältnisse. Jedermann hat natürlich Fälle einzelner selbst erfahren, wo vorübergehende Unterstützung in Wirklichkeit gut sein kann, und an solchen Fällen wird man nicht vorbeigehen. Aber der Betrag, der von einzelnen für einzelne vernünftigerweise hingegeben werden darf, ist durch die mangelnde Kennt-

nis der Umstände, die sich an jede Person knüpfen, notwendigerweise begrenzt. Der ist der wahre Verbesserer, der ebenso bedacht und bestrebt ist, den Unwürdigen nicht zu helfen, wie den Würdigen zu helfen, das erstere vielleicht noch mehr, denn im Almosengeben wird wahrscheinlich durch Belohnung des Lasters mehr Unrecht als durch Erleichterung der Tugend Gutes getan.

Der Reiche ist sonach fast darauf beschränkt, dem Beispiel der Peter Cooper, Enoch Pratt in Baltimore, Mr. Pratt in Brooklyn, Senator Stanford und anderer zu folgen, die es als bestes Mittel der Förderung der Allgemeinheit erachten, eine Leiter bereit zu stellen, auf der die Aufstrebenden emporsteigen können: freie Bibliotheken, öffentliche Anlagen und Erholungsstätten, durch die dem Menschen körperlich und geistig geholfen wird; Kunstwerke, die gewisse Freude gewähren und den allgemeinen Geschmack veredeln; öffentliche Einrichtungen mannigfacher Art, die die allgemeine Lage des Volkes verbessern, damit so ihr überflüssiger Reichtum an die Masse ihrer Mitmenschen in geeigneten Formen zurückkehre, um dauernd Segen zu spenden.

So ist das Problem des „Reich und Arm“ zu lösen. Den Gesetzen der Anhäufung muß Raum gelassen werden, ebenso den Gesetzen der Verteilung. Der Individualismus wird fortbestehen, der Millionär wird jedoch nur noch ein Bevollmächtigter für die Armen sein, dem ein großer Teil des angewachsenen Reichtums der Gesamtheit auf eine Zeitlang anvertraut ist, der diesen aber für die Gesamtheit weit besser verwaltet, als sie es selber gekonnt oder gewollt hätte. Die Entwicklung der Menschheit und der menschlichen Gedanken

und Ansichten wird eine Stufe erreichen, auf der keine Form der Verfügung über überflüssigen Reichtum für denkende und ernste Männer, in deren Hände er fließt, mehr als ehrenvoll gelten wird außer der, ihn Jahr für Jahr fürs allgemeine Wohl zu verwenden. Dieser Tag dämmert schon. Es kann jemand, ohne sich dem Mitleid seiner Mitmenschen auszusetzen, als Teilhaber großer geschäftlicher Unternehmungen sterben und zu öffentlichen Zwecken Kapitalien hinterlassen, die jenen Unternehmungen vorher nicht entzogen werden konnten oder nicht entzogen worden sind; dagegen ist der Tag nicht mehr fern, wo derjenige, der unter Hinterlassung von Millionen verfügbaren Reichtums stirbt, welche ihm zu Lebzeiten zu freier Verwaltung zu Gebote standen, „unbeweint, ungeehrt und unbesungen“ hinscheiden wird, gleichviel zu welchem Gebrauch er die Schlacke, die er nicht mit sich nehmen kann, hinterläßt. Über solche Leute wird dann das Urteil lauten: „Wer so reich stirbt, stirbt entehrt.“

Dies ist meiner Meinung nach das wahre Evangelium in betreff des Reichtums. Der ihm schuldige Gehorsam ist bestimmt, dereinst das Problem der Reichen und Armen zu lösen und „Friede auf Erden, den Menschen Wohlgefallen“ zu bringen.

II.

Das beste Feld für Menschenliebe.

Während „Das Evangelium des Reichtums“ diesseits des Ozeans eine herzliche Aufnahme gefunden hat, hat es im Mutterland natürlich insofern mehr Erörterungen veranlasst, als die ältere Kultur schon deutlicher vor sozialen

Fragen steht. Der Gegensatz zwischen den Klassen und den Volksschichten, zwischen Reich und Arm, ist auf unserm weiten, fruchtbaren und aufblühenden Kontinent mit weniger als zwanzig Bewohnern auf die Quadratmeile noch nicht ganz so scharf wie in dem dichtbevölkerten kleinen Britannien mit der fünfzehnfachen Zahl und keinem unbebauten Land. Am markigsten drückt vielleicht die „Pall Mall Gazette" in ihrer Nummer vom 5. September die Einwürfe aus, die gegen das erhoben worden sind, was den Engländern beliebt hat, „Das Evangelium des Reichtums" zu nennen.*) Sie schreibt: „Große Vermögen, sagt Mr. Carnegie, sind ein großer Segen für ein Gemeinwesen, weil die und die Dinge damit getan werden können. Gut, aber sie sind auch ein großer Fluch, denn das und das wird damit getan. Mr. Carnegies Lehre wird, in anderen Worten, durch Mr. Benzons Anwendung gänzlich umgestoßen. Das Evangelium des Reichtums wird durch die Taten zunichte."

Die Erwiderung hierauf scheint einleuchtend: Das Evangelium des Christentums wird auch durch die Taten zunichte. Derselbe Einwurf, der gegen das Evangelium des Reichtums vorgebracht wird, richtet sich gegen das Gebot „Du sollst nicht stehlen". Es ist kein Beweis gegen ein Evangelium, daß nicht darnach gelebt wird, es ist dies vielmehr ein Beweis zu seinen Gunsten, denn ein Evangelium muß höher stehen als die herrschende Norm. Es ist kein Beweis gegen ein Gesetz, dass es übertreten wird: in jenem Ungehorsam liegt der Grund für die Schaffung und Er-

*) Der Artikel erschien ursprünglich unter dem Titel „Reichtum".

haltung des Gesetzes; das Gesetz, das nie verletzt wird, ist nie vonnöten.

Der denkwürdigste Vorfall in betreff des „Evangeliums des Reichtums“ war zweifellos, dass es das günstige Geschick hatte, die Aufmerksamkeit Mr. Gladstones auf sich zu lenken und ihn zu folgender Mitteilung zu veranlassen: „Ich habe Mr. Lloyd Brice („North American Review“) gebeten, hier gütigst den Abdruck des äußerst interessanten Artikels über „Reichtum“ von Mr. Andrew Carnegie zu gestatten, der eben in Amerika erschienen ist.“ Es folgte darauf die Veröffentlichung des Artikels in mehreren Zeitungen und Zeitschriften, und ein unternehmender Verleger gab ihn als eine mit Genehmigung Mr. Gladstone gewidmete Flugschrift heraus.

All dies ist im höchsten Maße ermutigend, da es doch beweist, daß die Gesellschaft auf die große in Frage stehende Entwickelung achtsam und in einer empfänglichen Stimmung ist. Ihr Ersuchen, Herr Herausgeber, ich möchte über den Gegenstand fortfahren und für den Gebrauch des überflüssigen Reichtums das beste Feld bezeichnen, darf als ein weiterer Beweis dafür gelten, daß die verkündeten Ideen, gleichviel, ob man sie anerkennen oder verwerfen wird, sicherlich wenigstens Hörer finden.

Der erste Artikel behauptete, daß es nur einen richtigen Modus gibt, unermeßliche Vermögen nutzbar zu machen — nämlich, daß die Besitzer sie von Zeit zu Zeit während ihres eigenen Lebens zur Förderung des beständigen Wohles der Gemeinwesen verwenden sollen, aus denen sie gewonnen wurden. Es wurde behauptet, daß die öffentliche Meinung

von einem, der im Besitz von Reichtum stürbe, über den er frei hätte verfügen können, bald sagen würde: „Wer so reich stirbt, stirbt entehrt."

Der Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist, für die Erfüllung dieser Pflicht der Verwendung überschüssigen Reichtums zum Volkswohle einige der besten Methoden zu zeigen. Das erste Erfordernis für einen wahrhaft guten Gebrauch des Reichtums durch den Millionär, der das Evangelium angenommen hat, welches ihn zum bloßen Verwalter des ihm zufallenden Überschusses erklärt, geht dahin, daß die Zwecke, wozu er ihn ausgibt, für die Empfänger nichts erniedrigendes, almosenartiges haben, sondern daß sein Pfand in einer Weise verwaltet wird, die die besten und strebsamsten Armen der Gemeinde zu weiteren Anstrengungen nach eigener Vervollkommnung anspornt. Es sind nicht die unrettbar Entblößten, Unanstelligen und Geringwertigen, die auffinden und heben zu wollen für den einzelnen wirklich nützlich oder wirklich wohltätig ist. Für sie ist die Zuflucht vorhanden, die die Stadt oder der Staat bieten, wo sie beherbergt, beköstigt, gekleidet und in behaglichem Dasein erhalten werden und wo sie vor allen Dingen von den tüchtigen und fleißigen Armen getrennt gehalten werden können, die die Berührung mit jenen Unglücklichen der Entsittlichung aussetzen würde. Ein einziger Mann oder ein einziges Weib, dem es gelingt, behäbig vom Betteln zu leben, ist der Gesellschaft gefährlicher und für den Fortschritt der Menschheit ein größeres Hindernis als zwanzig wortreiche Sozialisten. Der individuelle Verwalter überflüssigen Reichtums hat die Fleißigen und Ehrgeizigen in seiner Obhut, nicht jene, die alles für sich getan zu sehn

wünschen, sondern diejenigen, die am bestrebtesten und fähigsten sind, sich selbst zu helfen, die Unterstützung verdienen und aus der Hilfe anderer und der Erleichterung ihres Fortkommens durch den Beistand der menschenfreundlichen Reichen Vorteil ziehen werden.

Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß eines der Haupthindernisse, denen der Menschenfreund in seinem Bestreben, wirklich und dauernd in dieser Welt Gutes zu tun, begegnet, die Gewohnheit unterschiedlosen Gebens ist. Pflicht des Millionärs ist, sich zu entschließen, nichts mehr für Dinge zu geben, von denen ihm nicht zur Genüge erwiesen dünkt, daß sie es verdienen. Er muß der Ansicht Mr. Ricés eingedenk bleiben, daß neunhundertundfünfzig von jedem Tausend Dollar, das heutzutage zu sogenanntem Liebeswerk gespendet wird, besser ins Wasser geworfen würden. So weit sich meine Erfahrung mit Reichen erstreckt, ist es unnötig sie zu drängen, von ihrem Überfluß in sogenannter Nächstenliebe zu geben. Größerer Nutzen für die Menschheit ist zu erreichen, wenn man sie veranlaßt, mit unüberlegtem und schädlichem Geben aufzuhören. In der Regel sind die Sünden der Millionäre in dieser Beziehung nicht Unterlassungs-, sondern Begehungssünden, weil sie sich nicht die Zeit nehmen nachzudenken und hauptsächlich weil es viel leichter ist zu geben, als zu verweigern. Diejenigen, die überflüssigen Reichtum besitzen, geben jährlich Millionen, die mehr Böses als Gutes stiften und tatsächlich den Fortschritt des Volkes aufhalten, weil die meisten der heute beliebten Formen, an der Menschheit Wohltaten zu üben, nur darauf gerichtet sind, unter den Armen einen Geist der Abhängigkeit von Almosen

zu verbreiten, während es doch für den Fortschritt gerade wesentlich ist, daß ihnen Vertrauen in ihre eigenen, selbständigen Kräfte eingeflößt wird. Der geizige Millionär, der seinen Reichtum zusammenscharrt, schädigt die Gesellschaft weniger als der sorglose Millionär, der den seinigen unklug vergeudet, selbst wenn er dies unter dem Deckmantel heiliger Nächstenliebe tut. Wer dem einzelnen Bettler gibt, begeht ein schweres Unrecht, aber es gibt auch viele um Almosen bittende Vereine und Anstalten, denen zu helfen der Gesamtheit um nichts weniger schädlich ist. Sie sind ebenso verderblich wie einzelne Bettler. Plutarchs „Moralia" enthält folgende Lektion: Als ein Bettler ein Almosen von einem Lacedämonier verlangte, sagte dieser: „Wohlan! würde ich Dir etwas geben, so würdest Du ein noch größerer Bettler sein, denn wer Dir zuerst Geld gab, machte Dich faul und ist die Ursache dieser niedrigen und schimpflichen Lebensweise." Wie ich sie kenne, gibt es wenige Millionäre, sehr wenige fürwahr, die von der Sünde, Bettler gemacht zu haben, rein sind.

Indem wir diese Erwägungen im Gedächtnis behalten, wollen wir nun versuchen, einige der besten Zwecke anzuführen, denen ein Millionär den Überfluß weihen kann, als dessen bloßen Verwalter er sich zu betrachten hat.

Erstens. Für sich steht die Gründung einer Universität durch ungeheuer reiche Leute, durch solche Leute, wie es in jedem Lande notwendigerweise nur wenige geben kann. Vielleicht ist die größte von einem einzelnen zu irgend einem Zweck jemals gespendete Summe die Schenkung des Senators Stanford, der es unternimmt, an der pazifischen Küste, wo er

sein unermeßliches Vermögen erwarb, eine vollständige Universität zu errichten, die einen Aufwand von zehn Millionen Dollar umfassen soll und für die er voraussichtlich zwanzig Millionen seines Überflusses hergeben wird. Er ist zu beneiden. In tausend Jahren wird ein Redner, der seinen Ruhm an den dann von Menschen wimmelnden Küsten des Großen Ozeans verbreiten wird, Griffith's Lobpreisung Wolsey's folgendermaßen anwenden können:

Im Schenken, edle Frau
War er ein König. Ein steter Zeuge für ihn
Dieser Tempel der Erkenntnis, ...
noch nicht vollendet zwar, doch schon voll hohen Ruhms,
Ein Werk so hehrer Kunst, noch wechselnd, sich erhebend,
Auf dass die Christenheit sein ewig Lob verkünde.

Hierin liegt ein edler Gebrauch des Reichtums. Wir haben viele solche Institute — Johns Hopkins, Cornell, Packer und andere — aber die meisten von ihnen sind nur vermacht worden, und man kann unmöglich jemand sehr darum loben, daß er bloß hinterläßt, was er nicht mitnehmen kann. Cooper und Pratt und Stanford und andere dieser Kategorie verdienen für die auf ihre Denkmäler zu Lebzeiten verwendete Zeit und Mühe die gleiche Verehrung und Bewunderung wie für ihre Geldopfer.

Wir können nicht von der pazifischen Küste sprechen, ohne an ein anderes wichtiges Werk anderer Natur zu denken, das dort kürzlich geschaffen worden ist — das Lick-„Observatorium." Wenn sich ein Millionär für das veredelnde Studium der Astronomie interessiert — und es sollten und würden dies manche tun, wenn sie auf diesen Gegenstand

ein wenig ihr Augenmerk richteten — so findet er hier ein Beispiel, das wohl befolgt werden könnte, denn die Fortschritte in astronomischen Instrumenten und Geräten sind so groß und so stetig, daß eigentlich aller paar Jahre einer der Sternwarten auf unserm Festlande ein neues Teleskop geschenkt werden könnte, da das letzte doch stets das größte und beste ist und die Kenntnis des Weltalls und unsrer Stellung in ihm hier auf der Erde gewiss immer weiter führen wird. Als eine unter den vielen guten Taten des verstorbenen Mr. Thaw in Pittsburg mag seine beständige Unterstützung der dortigen Sternwarte erwähnt sein. Diese Sternwarte setzte den Professor Langley in die Lage, seine wunderbaren Entdeckungen zu machen. Er steht jetzt an der Spitze des Smithsonian-Instituts, als würdiger Nachfolger Professor Henry's. In Verbindung mit ihm stand Mr. Braeshier in Pittsburg, dessen Instrumente sich in den meisten der wichtigeren Sternwarten der ganzen Welt befinden. Er war ein gewöhnlicher Mühlenbauer, Mr. Thaw erkannte aber sein Genie und war durch schwierige Zeiten hindurch seine Hauptstütze. Dieser gewöhnliche Arbeiter ist von einer der vornehmsten wissenschaftlichen Körperschaften der Welt zum Professor ernannt worden. Indem er einen Teil seines Überflusses benutzte, diesen beiden jetzt berühmten Männern zu helfen, tat der Millionär Thaw ein edles Werk. Ihre vereinte Arbeit hat ihrem Vaterlande große Ehre gemacht und wird ihm in allen Stätten wissenschaftlichen Lebens auf der ganzen Erde fortgesetzt zur Ehre gereichen.

Es ist sehr wenigen vergönnt, Universitäten zu gründen, und ein Bedürfnis nach vielen neuen Universitäten oder über-

haupt welchen besteht auch gar nicht. Mehr Gutes kann hinfort durch Ergänzung und Erweiterung der vorhandenen vollbracht werden. In dieser Beziehung bleibt aber dem Millionär im Unterschied zu dem Krösus unter den Millionären ein weites Feld. Die Schenkungen an die Yale-Universität sind zahlreich gewesen, doch ist Raum genug da für andere. Die von Mr. Street gegründete School of Fine Arts, die von Mr. Sheffield dotierte Sheffield Scientific School und Professor Loomis' Fonds für die Sternwarte sind schöne Beispiele. Mrs. C. J. Osbornes Lese- und Vortragsräume sind als weises Geschenk einer Frau mit besonderer Freude zu betrachten. Die Harvard-Universität ist nicht vergessen worden; das Peabody-Museum und die Hallen der Wells, Matthews und Thayer mögen nur genannt sein. Die Sever Hall ist insofern besonderer Erwähnung wert, als sie zeigt, was ein Genie wie Richardson mit der kleinen Summe von hunderttausend Dollar vermochte. Die Vanderbilt-Universität in Nashville, Tennessee, kann als eine echte Frucht des Evangeliums des Reichtums angeführt werden. Sie wurde von den Mitgliedern der Familie Vanderbilt zu deren Lebzeiten erbaut — man beachte diesen wesentlichen Punkt, zu deren Lebzeiten, denn was von einem beim Tode hinterlassen wird, zählt nicht viel. Solche Summen werden ihm entrissen, nicht von ihm gespendet. Wenn ein Millionär in Verlegenheit ist, wie er mit seinem Überfluß Großes und unbestreitbar gutes vollbringen kann, eröffnet sich ihm hier ein Feld, das nie ganz ausgefüllt sein wird, da die Bedürfnisse unserer Universitäten mit der Entwicklung des Landes wachsen.

Zweitens. Das Ergebnis meiner eigenen Prüfung der Frage: Was ist die beste Gabe, die einem Gemeinwesen gegeben werden kann? lautet, daß eine freie Bibliothek die erste Stelle einnimmt, vorausgesetzt, daß das Gemeinwesen sie annehmen und als eine öffentliche Einrichtung erhalten will, die wie die öffentlichen Schulen und gewissermaßen im Anschluß an diese einen Teil des städtischen Eigentums darstellt. Es ist wohl möglich, daß mich meine eigene persönliche Erfahrung dazu geführt haben mag, eine freie Bibliothek über alle anderen Formen der Wohltätigkeit zu schätzen. Als ich ein Arbeitsbursche in Pittsburg war, öffnete uns Knaben der Oberst Anderson in Alleghany — ein Name, den ich nie ohne Gefühle anhänglicher Dankbarkeit aussprechen kann — seine kleine Bibliothek von vierhundert Büchern. Jeden Sonnabend Nachmittag war er in seiner Wohnung anwesend, um Bücher umzutauschen. Niemand als der, welcher es selbst empfunden hat, kann sich die große Sehnsucht vorstellen, mit der die Ankunft des Sonnabends erwartet wurde, wo ein neues Buch zu haben war. Mein Bruder und Mr. Phipps, die seitdem im Leben meine Hauptgeschäftsteilhaber geworden sind, genossen gemeinschaftlich mit mir Oberst Andersons schätzbare Großmut, und schon damals, während wir in den Schätzen schwelgten, die er uns erschloß, faßte ich den Entschluß, wenn mir je Reichtum zufallen sollte, ihn zur Errichtung freier Bibliotheken zu benutzen, damit andern armen Jungen eine ähnliche Gelegenheit geboten werden möchte, wie die, welche wir jenem edlen Manne verdankten.

Großbritannien ist mit der Würdigung des Wertes freier Bibliotheken für sein Volk vorangegangen. Sein Parlament

schuf ein Gesetz, das allen Städten erlaubte, solche als städtische Anstalten zu errichten und zu erhalten; wenn die Einwohner irgend einer Stadt beschlossen, die Fürsorge des Gesetzes anzunehmen, waren die Behörden ermächtigt, die Gesamtheit bis zum Betrage eines Penny auf das Pfund der Veranlagung zu besteuern. Die meisten Städte haben unter diesem Gesetz bereits freie Bibliotheken. Viele darunter sind Schenkungen reicher Leute, deren Gelder für das Gebäude und in einigen Fällen auch für die Bücher verwendet worden sind, während man von den Gemeinden die Erhaltung und Entwicklung der Büchereien verlangt. Und diesem wesentlichen Punkt schreibe ich den meisten Nutzen zu. Eine dotierte Anstalt wird leicht die Beute einer Clique. Das Publikum hört auf, Interesse daran zu nehmen, oder richtiger, gewinnt nie Interesse dafür. Die Regel, die die Empfänger nötigt, sich selbst zu helfen, ist dann verletzt. Es ist alles für die Gesamtheit getan worden, anstatt daß man ihr nur geholfen hat, sich selbst zu helfen, und selten entstehen daraus gute Folgen.

In unserm Lande sind viele freie Bibliotheken errichtet worden, aber keine daß ich wüßte mit solcher Einsicht, wie die Pratt-Bibliothek in Baltimore. Mr. Pratt baute und schenkte die Bibliothek der Stadt Baltimore unter Überreichung der Bilanz; die Gesamtkosten betrugen eine Million Dollar, auf die er seitens der Stadt die Zahlung von fünf v. H., fünfzigtausend Dollar jährlich, an Vertrauensmänner für die Erhaltung und Weiterentfaltung der Bibliothek und ihrer Zweiganstalten verlangte. Im Jahre 1888 wurden 430217 Bücher ausgeliehen; 37196 Personen von Baltimore sind in

den Listen als Leser eingetragen. Und man kann sicher sagen, daß 37000 Besucher der Pratt-Bibliothek Baltimore, dem Staate und dem Lande von größerem Werte sind, als alle die untätigen, faulen und hoffnungslosen Armen innerhalb der ganzen Nation. Und es darf weiter sicher behauptet werden, daß Mr. Pratt für den natürlichen Fortschritt des Volkes, indem er 37000 sehnsüchtig danach verlangenden Leuten Bücher bereit stellte, mehr getan hat als alle Beiträge von Millionären und Wohlhabenden, mit denen versucht worden ist, denen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können oder wollen. Der eine weise Verwalter seines Überflusses hat einen befruchtenden Strom auf den Boden gegossen, der bereit war, ihn zu empfangen und ein Hundertfaches wiederzugeben. Die vielen Verschwender haben ihre Ströme nicht nur in Siebe gegossen, die nie gefüllt werden können, nein, sie haben schlimmeres getan: sie haben sie in stockende Kloaken gegossen, die die Krankheiten gebären, welche den Körper der Gesellschaft am meisten heimsuchen. Und das ist nicht alles. Die Million Dollar, von der Mr. Pratt einen so großen Gebrauch gemacht hat, sind etwas, aber es ist noch etwas Größeres dabei. Als die fünfte Zweig-Bibliothek in Baltimore eröffnet wurde, sagte der Redner:

Was auch immer in diesen vier Jahren getan worden sein mag, so ist es mir doch eine Freude, zu bekennen, daß viel, sehr viel dem ernsten Interesse, den weisen Ratschlägen und den praktischen Winken Mr. Pratts zu verdanken ist. Er schien nie zu meinen, daß die bloße Schenkung eines großen Vermögens für die Wohlfahrt seiner Mitbürger alles sei, was von ihm verlangt würde, sondern arbeitete mit

großer Einsicht daran, die Verwendung der Mittel so vielseitig und wirksam wie möglich zu gestalten. Er erleichterte so beständig Lasten, die zuweilen sehr schwer waren, brachte Frohsinn und hellen Sonnenschein, wenn Wolken über den Himmel zogen und erweckte in jedem Beamten und Angestellten das Gefühl, daß gute Arbeit Anerkennung und treue Pflichterfüllung warmes Lob finden würden.

Es ist dies das schönste Bild, das ich von einem Angehörigen der Millionärklasse je gesehen habe. Wie hier geschildert, ist Mr. Pratt der ideale Schüler des Evangeliums des Reichtums. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Masse der sich abmühenden verfehlen wird, in Leuten wie er ihre besten Führer und unschätzbaren Verbündeten zu erblicken, denn das Problem der Armut und des Reichtums, des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers wird praktisch gelöst sein, sobald die Zeit der Wenigen und ihr Reichtum während ihres Lebens zum Besten jenes Teiles der Gesamtheit hergegeben und verwaltet werden, der nicht mit der Verantwortung beladen worden ist, die den Besitz von Reichtum begleitet. Wir werden keinen Widerstreit der Klassen mehr haben, wenn jener Tag kommt, denn der Hochgestellte und der Niedrige, der Reiche und der Arme werden dann tatsächlich Brüder sein.

Kein Millionär wird beim Suchen nach einer der besten Formen für die Anwendung seines Überflusses fehlgehen, wenn er die Errichtung einer Freibibliothek in irgend einer Gemeinde wählt, die sie erhalten und entwickeln will. John Bright's Worte sollten in seinen Ohren klingen: „Es ist niemandem möglich, jungen Leuten einen größeren Vorteil

zu gewähren als denjenigen, ihnen in einer freien Bibliothek Zugang zu Büchern zu verschaffen." Eng verbunden und womöglich in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bücherei sollten sich Räumlichkeiten für eine Kunstgalerie und ein Museum und eine Halle für Vorlesungen und Übungen befinden, wie solche in der Cooper Union vorgesehen sind. Der Reisende auf dem Kontinent ist überrascht zu finden, daß jede Stadt von Bedeutung ihre Kunstgalerie und ihr Museum hat; diese mögen groß oder klein sein, bieten aber doch in jedem Fall eine Aufnahmestätte für die Schätze des Ortes, an der beständig wertvolle Geschenke und Vermächtnisse untergebracht werden. Die Freibibliothek und Kunstgalerie in Birmingham sind als solche Anstalten bemerkenswert und hier und da vermehrt ein reicher Mann ihren Wert, indem er Bücher, schöne Bilder und andere Kunstwerke schenkt. Alles was unsere Städte zu Anfang brauchen, ist ein geeignetes feuerfestes Gebäude. Ihre Bürger, die reisen, werden aus allen Teilen der Welt, die sie besuchen, seltene und kostbare Dinge einsenden, während die Daheimbleibenden etwas aus ihren Schätzen geben oder vermachen werden. Auf diese Weise werden Sammlungen heranwachsen, bis sich unsere Städte schließlich ständiger Ausstellungen werden rühmen können, aus denen ihre eignen Bürger unberechenbaren Nutzen ziehen und die sie den Fremden mit Stolz zeigen werden. In dem Metropolitan Museum of Art in Newyork haben wir einen ausgezeichneten Anfang gemacht. Dies ein weiterer Weg für den rechten Gebrauch überflüssigen Reichtums.

Drittens. Wir haben noch ein höchst wichtiges Gebiet, auf dem große Summen würdig Anwendung finden können

— die Gründung oder Erweiterung von Krankenhäusern, ärztlichen Lehranstalten, Laboratorien und anderen Einrichtungen, die mit der Linderung menschlichen Leidens und namentlich mehr mit der Verhütung als der Heilung menschlicher Krankheiten zu tun haben. Es liegt keine Gefahr darin, daß man eine Gemeinde durch Gaben zu solchen Zwecken von Almosen abhängig macht, weil solche Anstalten vorübergehende Schmerzen mildern oder nur diejenigen beherbergen, die hoffnungslos gebrechlich sind. Welch besseres Geschenk als ein Krankenhaus kann einer Gemeinde gegeben werden, die ein solches mißt? — vorausgesetzt, daß seine angemessene Unterhaltung durch die Gemeinde in ihrer Eigenschaft als Körperschaft zur Bedingung gemacht wird. Wenn Krankenhauseinrichtungen schon vorhanden sind, so ist dann keine bessere Methode für den Gebrauch überflüssigen Reichtums zu finden als in der Vornahme von Ergänzungen. Des verstorbenen Mr. Vanderbilts Geschenk von einer halben Million Dollar an die medizinische Abteilung des Columbia College für ein chemisches Laboratorium war eine der denkbar weisesten Vermögensanwendungen. Es zielt ab auf die Verhinderung der Krankheit durch die Erforschung ihrer Ursachen. Noch mehrere andere haben solche Laboratorien errichtet, aber das Bedürfnis danach ist noch groß.

Wenn es einen Millionär im Lande gibt, dem die Verwendung des ihm zur Verwaltung anvertrauten Überflusses Verlegenheit bereitet, so mag er dem Nutzen nachforschen, der diesem chemischen Laboratorium entspringt. Keine ärztliche Lehranstalt ist ohne ihr Laboratorium vollständig. Wie bei den Universitäten, so bei den medizinischen Schulen: es

sind nicht neue Anstalten, die benötigt werden, sondern ergänzende Mittel zur gründlicheren Ausrüstung der bestehenden. Die Formen, die weise Wohltaten hier annehmen können, sind zahlreich, keine aber dürfte nützlicher sein als die, welche Mr. Osborne wählte, als er im Bellevue College eine Schule zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen erbaute. Wenn allen Geschenken nur die Hälfte des Nutzens entspringt, der von diesem weisen Gebrauch des Überflusses eines Millionärs herrührt, so können selbst die Anspruchvollsten sehr zufrieden sein. Nur wer eine langwierige und gefährliche Krankheit durchgemacht hat, vermag den wahren Wert der Sorgfalt, Geschicklichkeit und Pflege geschulter Krankenschwestern zu ermessen. Ihre Verwendung als Wärterinnen hat den Wirkungskreis und Einfluß des Weibes erweitert. Es nimmt nicht Wunder, daß ein Senator der Vereinigten Staaten und ein hervorragender Arzt unseres Landes, der im Auslande die höchsten Auszeichnungen empfangen hat, in dieser Klasse kürzlich ihre Frauen gefunden haben.

Viertens. In die allervorderste Reihe der Wohltaten sind die öffentlichen Anlagen zu stellen, immer vorausgesetzt, daß die Gemeinde es übernimmt, sie zu unterhalten, zu verschönern und vor Versehrung zu bewahren. Kein nützlicheres oder schöneres Denkmal kann jemand hinterlassen als einen Park für die Stadt, in der er geboren wurde oder in der er lange gewohnt hat, ebenso kann die Gemeinde dem Bürger, der ihn schenkt, keinen anmutigeren Tribut zahlen als wenn sie der Schenkung seinen Namen gibt. Mrs. Schenleys Schenkung eines großen Parkes an die Stadt Pittsburg im vorigen Monat verdient erwähnt zu werden. Diese Dame

heiratete, obwohl in Pittsburg geboren, einen Engländer, als sie noch nicht zwanzig Jahre alt war. Es ist vierzig Jahre oder länger her, seit sie ihr Quartier in London unter den Betitelten und Reichen der Hauptstadt der Welt aufschlug, aber noch heute wendet sie sich der Heimat ihrer Kindheit zu und verknüpft mit ihr vermittelst des Schenley-Parkes auf immer ihren Namen. Ein edler Gebrauch großen Reichtums fürwahr durch jemand, der so sein eigener Verwalter wird. Wenn für öffentliche Anlagen schon gesorgt ist, bleibt auch Raum für manche weise Gabe im Zusammenhang damit. Mr. Phipps in Alleghany hat dem dortigen Park Gewächshäuser gegeben, die jeden Tag der Woche von vielen besucht werden und jeden Sonntag von Tausenden der Arbeiterbevölkerung wimmeln, denn er hat mit hoher Einsicht als Bedingung der Schenkung festgesetzt, daß die Gewächshäuser Sonntags geöffnet sein sollen. Das Ergebnis dieses Versuchs ist so erfreulich gewesen, daß er sich veranlaßt sieht, von seinem Überfluss noch hinzuzufügen, wie er es dies Jahr freigebig tut. Den Blumenfreunden unter den Reichen empfehle ich zu überlegen, was für sie in der Richtung des Beispiels Mr. Phipps's zu tun möglich ist, und sie mögen bitte beachten, daß Mr. Phipps ebenso klug wie als Schenker freigebig ist, denn er verlangt von der Stadt, daß sie diese Treibhäuser unterhält und sichert ihnen auf diese Weise für immer die Öffentlichkeit des Eigentums, das öffentliche Interesse und die öffentliche Kritik ihrer Verwaltung. Hätte er es unternommen, sie zu verwalten und zu unterhalten, wäre jenes volkstümliche Interesse an dem Geschenk wahrscheinlich nie geweckt worden.

Die Park- und Gartenanlagen kleiner Städte in ganz Europa überraschen nicht weniger als ihre Bibliotheken, Museen und Kunstgalerien. Ich sah nichts Anmutigeres während meiner letzten Reisen als den Abhang in Bergen in Norwegen. Er ist in einen der malerischsten Lustplätze verwandelt worden; Springbrunnen, kleine und große Wasserfälle, entzückende Bäume, schöne Terrassen und Statuen schmücken, was zuvor ein kahler Bergabhang war. Dies ist ein Fall, der der Beachtung des Millionärs, der seinen Mitmenschen etwas dauernd nützliches schenken möchte, wohl wert ist. Ein anderes schönes Beispiel rechten Gebrauchs des Überflusses in der Richtung, Städte immer anziehender zu machen, ist in Dresden zu finden. Der Besitzer des dortigen führenden Blattes vermachte die Erträgnisse daraus für immer der Stadt zu deren Verschönerung. Ein Kunst-Ausschuß entscheidet von Zeit zu Zeit, welcher neue künstlerische Ausdruck geschaffen oder welcher häßliche Zug umgewandelt werden soll, und in dem Maße wie die Erträge zufließen, werden sie in dieser Richtung ausgegeben. Durch das Geschenk dieses vaterlandsliebenden Zeitungsbesitzers wird so seine Geburtsstadt Dresden schnell zu einem der künstlerischsten Wohnplätze der Welt. Wenn ein Werk vollendet ist, liegt es dann der Stadt ob, es ständig zu unterhalten. Darf man nicht unsern Millionären von Zeitungsinhabern das Beispiel ihres Kollegen in der Hauptstadt Sachsens empfehlen?

Kaum einer Stadt von Bedeutung in der alten Welt fehlen Bauwerke und Punkte großer Schönheit. Man hat viel für Zierrat, Schmuck und architektonische Wirkung ausgegeben. Wir sind in diesen Dingen diesseits des Weltmeeres

noch weit zurück. Unsere Republik ist in mancher Beziehung groß, in materieller Entfaltung ohnegleichen, aber wir wollen immer bedenken, daß wir in der Kunst und in Dingen feineren Gefühls noch kaum einen Platz errungen haben. Hätte man das erlesene, jüngst vorübergehend in Newyork errichtete Denkmal in Dresden zur Schau gestellt, so würde der Kunstausschuß dort wahrscheinlich in der Lage gewesen sein, aus den Erträgen der zu eben solchen Zwecken von ihrem Eigentümer geschenkten Zeitung seine dauernde Errichtung zur ewigen Verschönerung der Stadt anzuordnen.*)

Während die Verleihung eines Parkes an ein Gemeinwesen als eine der besten Verwendungen überflüssigen Reichtums sicher allgemeine Billigung findet, wird wahrscheinlich mancher meinen, daß ich mit der Empfehlung solcher Zugaben wie Gewächshäuser, oder in der Befürwortung der Erbauung von Denkmälern und Zierwerken zu weit gehe und diese Vorschläge für etwas schwärmerisch halten. Der daraus fließende materielle Nutzen mag nicht so unmittelbar in die Augen fallen, aber niemand mit praktischem, auch nur auf den materiellen Nutzen gerichteten Sinn wird die Hergabe von Vermögen zu diesen oder verwandten ästhetischen Zwecken geringschätzen dürfen, weil sie insofern nutzlos sei, als es sich um die Masse des Volkes und ihre Bedürfnisse handle. Wie bei den Bibliotheken und Museen, so auch bei diesen mehr ausgesprochen künstlerischen Werken: sie erfüllen ihren

*) Volkstümliche Subskriptionen haben in dem angeführten Fall (des Washington-Denkmals) diesen Erfolg gezeitigt, und zwei weitere Denkmäler sind bestimmt worden und sollen hier errichtet werden. Der Herausgeber.

großen Zweck, wenn sie in der Masse des Volkes die Besten erreichen. Es ist besser, in den von Natur offenen Gemütern dieser Klasse den Sinn für Schönheit zu wecken und zu bewegen, als den niederen Trieben derjenigen zu willfahren, die höherer Empfindungen unfähig sind. Der Verbesserer der Menschheit muß streben, diejenigen zu erreichen, die den göttlichen Funken auch nur so schwach entwickelt in sich tragen, daß er überhaupt entfacht werden und aufflammen kann. Ich für meinen Teil denke, Mr. Phipps benutzte sein Geld besser, als er den Arbeitern von Alleghany mit schönen Blumen, Orchideen und Wasserpflanzen gefüllte Treibhäuser gab, an denen sie sich mit ihren Frauen und Kindern in ihren freien Stunden erfreuen und ihre Liebe zum Schönen ausbilden können, als wenn er sein überflüssiges Geld dazu hergegeben hätte, sie mit Brot zu versehen; denn Gesunde, die ihr Brot nicht verdienen können, sind der Berücksichtigung seitens der einzelnen Geber kaum wert, da die Sorge für sie Pflicht des Staates ist. Derjenige, der in einer Stadt ein Gewächshaus oder ein wirklich künstlerisches Denkmal, eine Statue oder einen Springbrunnen errichtet, macht von seinem Überfluß einen weisen Gebrauch. „Der Mensch lebt nicht von Brot allein."

Fünftens. Eine andere gute Anwendung für überflüssigen Reichtum bietet sich in der Versorgung unserer Städte mit Sälen, die sich zu Versammmlungen aller Art und erhebenden Konzerten eignen. Unsre Städte besitzen selten Säle zu diesen Zwecken, indem sie auch in dieser Hinsicht weit hinter den europäischen Städten zurückstehen. Die Springer Hall in Cincinnati, eine wertvolle Bereicherung der

Stadt, war die hochherzige Gabe Mr. Springers, der sich nicht begnügte, Fonds aus seinem Besitztume beim Tode zu vermachen, sondern sie zu Lebzeiten hergab und außerdem, was gleich wichtig war, seine Zeit und kaufmännischen Fähigkeiten zur Verfügung stellte, um die erfolgreichen Ergebnisse zu sichern, die erzielt worden sind. Die Schenkung einer Halle an irgend eine Stadt, der eine fehlt, ist ein ausgezeichneter Gebrauch überflüssigen Reichtums zum Wohl eines Gemeinwesens. Wenn die Leute nur eine einzige belehrende und erhebende oder selbst vergnügliche Unterhaltung haben, während ihnen ein Dutzend solcher nützlich wäre, so ist der Grund dafür meist der Umstand, daß, selbst in dem seltenen Falle des Vorhandenseins eines geeigneten Raumes, die Miete dann zu hoch ist, was die Veranstalter abhält, sich der Gefahr eines finanziellen Mißerfolges auszusetzen. Wenn jede Stadt unsres Landes eine Halle besäße, die zu solchen Versammlungen, die ein Ausschuß oder der Bürgermeister der Stadt als nützlich erachtet, zur Verfügung gestellt oder gegen geringe Vergütung vermietet werden könnte, würden dem Volk mit außerordentlich geringen Kosten geeignete Vorträge, Unterhaltungen und Konzerte geboten werden können. Die öffentlichen Hallen europäischer Städte, von denen viele Orgeln haben, sind durch ihre Benutzung in der angedeuteten Weise für das Volk von unschätzbarem Werte. Man soll den Einfluß von Unterhaltungen erhebender oder selbst belustigender Natur durchaus nicht unterschätzen, tragen sie doch viel dazu bei, das Leben der Leute glücklicher zu machen und ihr Naturell zu verbessern. Wenn sich ein Millionär, der in einem kleinen jetzt zur

Großstadt gewordenen Orte geboren ist, in den Tagen seines Erfolges veranlaßt fühlt, mit einem Teil seines Überflusses etwas für seinen Geburtsort zu tun, so kann er seine dankbare Erinnerung in keine nützlichere Form kleiden als in die einer öffentlichen Halle mit einer Orgel, vorausgesetzt, daß die Stadt sie unterhalten und benutzen will.

Sechstens. Noch in einer andern Hinsicht stehn wir weit hinter Europa zurück. Eine Form der Wohltätigkeit, die dort nicht ungewöhnlich ist, ist die Beschaffung von Volks-Schwimmbädern. Ihre Geber sind so weise gewesen, von der bedachten Stadt ihre Unterhaltung auf eigene Kosten zu verlangen, und die Richtigkeit der Behauptung, daß nie etwas für eine Person oder ein Gemeinwesen getan werden soll, ohne daß die Empfänger beständig einen Teil dazu beizutragen haben, erhellt aus der bezeichnenden Tatsache, daß sich die Erhebung einer nominellen Benutzungsgebühr für den volkstümlichen Erfolg dieser gesundheitlichen Einrichtungen als wesentlich erweist. In vielen Städten werden indessen die Schulkinder zu bestimmten Stunden gewisser Tage frei zugelassen, wobei verschiedene Stunden für die Benutzung der großen Schwimmhallen durch die Knaben und Mädchen und ebenso bestimmte Stunden oder Tage für ihre Benutzung durch Frauen festgesetzt sind. Außer dem höchst segensreichen Einfluß dieser Anstalten auf die öffentliche Gesundheit an Binnenplätzen wird der Jugend beiderlei Geschlechts auf diese Weise das Schwimmen gelehrt. Es sind Schwimmklubs eingerichtet und häufig finden Wettschwimmen statt, bei denen Denkmünzen und Preise verliehen werden. Die von den verschiedenen Schwimm-

anstalten ganz Großbritanniens veröffentlichten Berichte enthalten oft Beispiele, in denen Personen, denen in solchen Bädern das Schwimmen gelehrt worden war, bei Schiffbrüchen ihr Leben gerettet haben, und in nicht wenigen Fällen haben Schüler bestimmter Badeanstalten andern das Leben gerettet. Wenn ein Jünger des Evangeliums des Reichtums seiner Lieblingsstadt große Schwimm- und Zellenbäder schenkt, deren Verwaltung die Stadt als öffentliche Angelegenheit übernimmt, wird er sich nie wegen unrechten Gebrauchs des ihm anvertrauten Fonds zu verantworten brauchen.

Siebentens. Die Kirchen als ein Feld für die Verwendung überflüssigen Reichtums sind bis zuletzt aufgehoben worden, weil sich jeder in seinen Handlungen in Beziehung auf sie als Veranstaltungen von Sekten von seinen eignen Neigungen leiten lassen wird; Geschenke an Kirchen sind deshalb, wie bemerkt werden muß, in gewissem Sinne keine Geschenke an die Gesamtheit im großen, sondern an besondere Gruppen. Nichtsdestoweniger weiß vielleicht mancher Millionär eine Gegend, wo am Kreuzweg ein billiges, unbehagliches und ganz unwürdiges kleines Holzbauwerk steht, das die ganze Nachbarschaft Sonntags versammelt und unabhängig von der Form der verkündeten Lehren den Mittelpunkt sozialen Lebens und eine Quelle freundnachbarlichen Verkehrs bildet. Der Verwalter von Reichtum macht von einem Teil seines Überflusses einen guten Gebrauch, wenn er jenes Gebäude durch ein dauerhaftes Bauwerk aus Ziegeln, Stein oder Granit ersetzt, an dessen Mauern Geisblatt und Aklei emporklettern können und von dessen Turm die lieblich läutende Glocke erschallen kann. Der Millionär

sollte dann nicht erwägen, wie billig dieses Bauwerk errichtet, sondern wie vollkommen es hergestellt werden kann. Wenn er das Geld dazu hat, sollte damit ein Kleinod geschaffen werden, denn die erzieherische Wirkung eines reinen und erhabenen, wie die Pyramiden für ewige Zeiten errichteten Zeugnisses der Baukunst ist nicht nach Dollarn zu messen. Jeden Landmannes Heim, Herz und Gemüt im Bezirk wird unter dem Eindruck der Schönheit und Größe der Kirche stehn, und gar mancher geweckte Knabe, der entzückt ihre reichgemalten Fenster schaut und sich von der himmlischen Stimme der Orgel hingerissen fühlt, wird hier seine erste Botschaft aus dem herrlichen und bezaubernden Reiche vernehmen, das den in dieser Alltagswelt ihn umgebenden materiellen und prosaischen Verhältnissen weit entrückt liegt, und sich im Geiste in dieses neue Reich versetzt sehn, in eine andre Welt, so unbestimmt und unerklärlich ihre Grenzen auch sein mögen. Einmal in ihrem magischen Zirkel, leben dort ihre Bürger ein inneres Leben, das kostbarer ist als das äußere; und alle ihre Tage und alle ihre Wege, ihre Triumphe und ihre Versuche, und alles was sie sehn, und alles was sie hören, und alles was sie denken, und alles was sie tun, ist alles geheiligt durch den Glanz, der sich von fern auf dieses innere Leben ergießt, indem er alles verklärt und alles drinnen zum Rechten kehrt. Aber nachdem er das Gebäude gegeben hat, muß der Geber hier Halt machen; die Unterhaltung der Kirchen muß ihren eigenen Leuten obliegen. Es ist nicht viel echte Religion in der Kongregation oder viel Gutes von der Kirche zu erwarten, die sich nicht aus sich heraus erhält.

Noch viele andere Wege ließen sich für den weisen Gebrauch überflüssigen Reichtums angeben. Ich zähle nur wenige, ganz wenige der vielen Gebiete auf, die dazu offen stehn, und nur solche, auf denen große oder ansehnliche Summen verständigerweise verwendet werden können. Es ist jedoch nicht das Vorrecht der Millionäre allein, Maßnahmen zu treffen oder zu unterstützen, die der Gesamtheit sicheren Gewinn versprechen. Jeder der auch nur einen kleinen Überschuß über seine bescheidenen Bedürfnisse hinaus besitzt, darf dieses Vorrecht mit seinen reicheren Brüdern teilen und diejenigen ohne Überschuß können wenigstens einen Teil ihrer Zeit spenden, was gewöhnlich ebenso wichtig und oft noch wichtiger ist als Geld.

Es ist nicht zu erwarten und auch nicht zu wünschen, daß hinsichtlich der bestmöglichen Verwendung überflüssigen Reichtums ein allgemeiner Wettbewerb entstehe. Für verschiedene Menschen und verschiedene Orte gibt es verschiedene Verwendungen. Was sich dem Urteil des Verwalters am meisten zu empfehlen scheint, ist die beste Verwendung für ihn, denn sein Herz muß bei dem Werke sein. Es ist ebenso wichtig für die Verwaltung von Reichtum wie für jeden andern Zweig menschlicher Arbeit, daß man sich ihr begeistert widmet und auf dem auserwählten Felde seine Aufgabe erblickt.

Im übrigen gibt es Raum und Bedarf für alle Arten weiser Wohltaten zum gemeinen Besten. Der Mann, der eine Universität, eine Bibliothek oder ein Laboratorium erbaut, vollbringt kein nützlicheres Werk als derjenige, welcher sich und seine überflüssigen Mittel lieber der Verschönerung eines

Parkes, der Vereinigung einer Gemäldesammlung für das Publikum oder der Errichtung eines Denkmals widmet. Sie sind alle treue Arbeiter im Weinberge. Das einzige, was das Evangelium des Reichtums fordert, ist, daß der in den Händen eines Mannes von Zeit zu Zeit anwachsende Überfluß von ihm zu seinen eignen Lebzeiten zu dem Zwecke verwaltet wird, der ihm, dem Verwalter, für das Gemeinwohl der beste erscheint. Beim Tode zu hinterlassen, was man nicht mit fortnehmen kann und andern die Arbeit aufzubürden, die zu vollbringen man die Pflicht hatte, heißt nichts Würdiges tun. Es erheischt weder ein Opfer, noch irgendwelches Gefühl der Pflicht für seine Mitmenschen.

Es gab eine Zeit, wo die Worte von dem ins Himmelreichkommen des reichen Mannes als ein harter Spruch betrachtet wurden. Heute, wo alle Fragen bis auf den Grund sondiert werden und die Normen des Glaubens die weiteste Auslegung erfahren, ist der erschreckende Vers nach dem Hintergrunde verbannt worden, um dort als eines der Dinge, die nicht ganz verstanden werden können, aber unterdessen, man bemerke wohl, nicht buchstäblich verstanden werden sollen, eine künftige milde Verbesserung zu erwarten. Ist es aber so sehr unwahrscheinlich, daß unser Denken auf einer künftigen Stufe die Lehre in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit und Kraft wiederherstellt, in vollkommener Übereinstimmung mit gesunden Ideen über die Frage des Überflusses und Mangels, der Reichen und Armen und die allerwärts sichtbaren und beklagten Gegensätze? Es ist augenscheinlich, daß Verbesserer zu Christi Zeiten gegen die Reichen waren. Es ist um nichts weniger augenscheinlich, daß wir

heute dicht daran sind, auf diesen Standpunkt zurückzukommen, und es wird für den die soziologische Entwicklung studierenden nichts Überraschendes haben, wenn die Gesellschaft den Text bald anerkennen würde, der so viel Beängstigung verursacht hat: „Es wird ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme.“ Selbst wenn das Nadelöhr die kleine Öffnung jenes Toreingangs wäre, bezeichnen die Worte für den Reichen eine ernstliche Schwierigkeit. Es wird für den Theologen nur ein Schritt sein von der Lehre, daß, wer reich stirbt, entehrt stirbt, zu derjenigen, welche dem Manne hiernach Strafe und Entbehrung auferlegt.

Das Evangelium des Reichtums ist nur der Widerhall der Worte Christi. Es fordert den Millionär auf, all seine Habe zu verkaufen und sie in der höchsten und besten Form den Armen zu geben durch die Verwaltung seines Besitzes zum Wohle seiner Mitmenschen, ehe er berufen wird, sich im Schoße der Mutter Erde zur Ruhe niederzulegen. Wenn er es tut, wird er seinem Ende nicht länger als der unwürdige Schatzsammler mit nutzlosen Millionen entgegengehen, sondern arm, recht arm an Gold, aber reich, sehr reich, noch zwanzig mal ein Millionär in der Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung seiner Mitmenschen und — welche Seligkeit — befriedigt und gehalten durch die sanfte kleine Stimme im Innern, die ihm flüsternd sagt, daß vielleicht ein kleines Stück der großen Welt um ein wenig verbessert worden ist, weil er gelebt hat. Soviel ist sicher: gegen solche Reiche, wie diese, werden sich an den Pforten des Paradieses keine Schranken erheben.

Die Vorteile der Armut.

Zwei Aufsätze aus meiner Feder, die in der „North American Review“ erschienen, haben in Britannien ein doppeltes Glück gehabt, indem sie von der „Pall Mall Gazette“ unter dem neuen und packenden Titel „Das Evangelium des Reichtums“ abgedruckt worden sind und die Beachtung des Mannes gefunden haben, der am ehesten das Interesse denkender Kreise auf sie lenken konnte. Durch Mr. Gladstones Beurteilung und Empfehlung in der November-Nummer dieser Revue ward ihnen der erlauchteste Taufzeuge zuteil, dem in der Dezember-Nummer andere von Rang und Autorität folgten. Es hat daraufhin eine weitausgedehnte Diskussion Platz gegriffen, doch werde ich mich auf ihre Beziehungen zu denjenigen Gedanken beschränken, die das „Evangelium des Reichtums“ darlegt.

Mr. Gladstone lenkt die Aufmerksamkeit zunächst auf das verhängnisvolle Anwachsen des Reichtums. Von jedem Gesichtspunkte aus erscheint mir dieses Wachstum höchst nützlich, denn so schnell auch das Anwachsen des Reichtums erfolgt, so geht doch seine Verteilung unter das Volk noch schneller, in immer zahlreicheren Strömen vor sich, da von dem gemeinsamen Ertrag von Kapital und Arbeit in unserer Zeit der Arbeit ein größerer Anteil als in irgend einer früheren Zeit zufällt, der beständig noch zunimmt. Zahlreiche voneinander unabhängige Tatsachen bezeugen dies übereinstimmend und bieten einen unzweifelhaften Beweis. Einige un-

geheure Vermögen sind während des letzten Menschenalters auf unserm neuen und unentwickelten Kontinent angehäuft worden, aber unter Bedingungen, die nicht mehr bestehen. Heutzutage ist es selbst in den Vereinigten Staaten viel leichter, ein großes Vermögen zu verlieren, als eins zu erwerben und mehr werden verloren als erworben. Es überrascht daher wohl, daß Rev. Mr. Hugh Price Hughes sagt: „Was man auch von Mr. Henry Georges Lehren und Folgerungen denken mag, so kann doch niemand leugnen, daß seine Tatsachen unbestreitbar sind und mit Mr. Carnegies „Fortschritt“ die wachsende „Armut“ seiner weniger glücklichen Landsleute Hand in Hand geht.“

Soweit ich beurteilen kann, haben alle Schriftsteller von Autorität auf sozialem und ökonomischem Gebiet Mr. Georges Behauptungen nicht nur bestritten, sondern ihr Gegenteil für wahr erklärt. Mr. Georges „Fortschritt und Armut“ stützt sich auf zwei Behauptungen: erstens, daß die Reichen reicher und die Armen ärmer werden und zweitens, daß der Grund und Boden mehr und mehr in die Hände weniger übergehe. Die Wahrheit ist, daß die Reichen ärmer und die Armen reicher werden und daß das Land aus den Händen der Wenigen in die der Vielen gelangt. Das Studium von Mulhalls „Fünfzig Jahre nationalen Fortschritts“ (Seite 23—27) ist jedem sehr zu empfehlen, der hinsichtlich der Verteilung des Reichtums die Wahrheit zu erfahren wünscht. Mr. Mulhall sagt darüber: „Auch häuft sich dieser Reichtum nicht unter einer kleinen Zahl von Leuten an, vielmehr werden jedes Jahr die Reichen weniger reich und zahlreicher, während der Armen im Verhältnis zur Bevölkerung weniger werden.“

Dieselben Ergebnisse zeigen sich sogar in noch höherem Maße in unserer Republik. In bezug auf die Landverteilung gibt die Statistik der Vereinigten Staaten die Zahl und Durchschnittsgröße der Farmen wie folgt an:

Zahl der Farmen*)

1850	1860	1870	1880
1449073	2044077	2659985	4008907

Durchschnittliche Größe der Farmen (Acres)

1850	1860	1870	1880
203	199	153	134

Diese Neigung zu zahlreicherem und kleinerem Besitz ist auch in Britannien vorhanden, obgleich sie dort einschränkende Gesetze in ihrer Wirkung hemmen.

Es freut mich, daß Mr. Hughes die bekannte Stelle von Herbert Spencer anführt, die, wie er sagt, „den beklagenswerten Irrtum dartut, daß großer Reichtum ein großer Segen sei“ — eine Stelle, die durchaus eine tiefe Wahrheit enthält; ist es aber möglich, daß Mr. Hughes nicht wissen sollte, was unser beiderseitiger Lehrer von Mr. George hält? Mr. Spencer sagte, als er mir von Mr. Georges Buch sprach, daß er ein paar Seiten gelesen und es dann als „Plunder“ weggeworfen hätte. Ich kenne keinen Schriftsteller oder Denker von anerkannter Autorität außer Mr. Hughes, der von dem Philosophen in diesem Urteil abweicht.

Was den Hinweis auf mich selbst angeht — ich nehme natürlich an, daß er in keiner Weise persönlich ist, sondern

*) Im Jahre 1890 war die Zahl der Farmen in den Vereinigten Staaten 4564641 und die durchschnittliche Grösse 136 1/8 Acres. — D. Herausg.

nur dem Vertreter einer Klasse gilt — so erlaube ich mir Mr. Hughes zu versichern, daß es meines Wissens eine unbestreitbare Tatsache ist, daß mein „Fortschritt“ unvermeidlich nicht die „wachsende Armut“, sondern den wachsenden Reichtum meiner Landsleute im Gefolge geführt hat, wie der Fortschritt jedes Arbeitgebers notwendig die Bereicherung des Landes und des Arbeiters herbeiführen muß. Man stelle sich jemanden vor, der von „wachsender Armut“ in den Vereinigten Staaten spricht! Der Amerikaner verwendet seine Ersparnisse mehr als jeder andere Arbeiter zum Ankauf eines Hauses. Die Sparkassen sind nur eine der von ihm benutzten Spargelegenheiten. Nichtsdestoweniger zeigen die eben für das Jahr 1890 erfolgten Aufstellungen für alle Neu-England- und mittleren Staaten (wo Millionäre am häufigsten sind) mit einer Bevölkerung von 17300000 — mehr als die Hälfte der gesamten Bevölkerung Britanniens — daß die Einlagen 1279000000 Dollar gleich 255000000 Lstr. ausmachen und die Zunahme für das Jahr 13000000 Lstr. betragen hat. Die Zahl der Einleger beträgt 3520000 und zeigt, daß auf fünf Männer, Frauen und Kinder ungefähr ein Bankkonto kommt, was praktisch einem auf jede Familie entspricht. Der in Häusern angelegte Betrag an Ersparnissen geht über die Sparkasseneinlagen noch weit hinaus.

Die Volkszählung der Vereinigten Staaten von 1880 zeigt nur 88665 öffentliche Arme auf eine Bevölkerung von 50000000, hauptsächlich Alte und Invaliden, ein Drittel davon Ausländer. Es gab mehr Blinde und Blödsinnige in den öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten als Arme und halb so viele Taubstumme, obgleich der Prozentsatz der mit

körperlichen Mängeln behafteten weniger als die Hälfte desjenigen Europas beträgt. Die Gesamtzahl aller unselbständigen Personen, für die gesorgt wird, war geringer als fünf auf tausend, im Vergleich zu dreiunddreißig auf tausend im Vereinigten Königreich. Diese Verhältniszahl für Britannien beträgt erfreulicherweise nur noch etwa ein Viertel von dem, was sie war, und ihre stete Abnahme ist höchst ermutigend. Wohltäter der Armen können diese Abnahme am besten beschleunigen, bis etwa die amerikanische Ziffer erreicht ist, indem sie den arbeitenden Klassen Britanniens jenes Gefühl männlicher Selbstachtung und jene Mäßigkeit und Sparsamkeit einflößen, die ihre Rasse hier auszeichnen und sie nicht allein vor Verarmung, sondern überhaupt vor Mangel oder äußerster Bedürftigkeit bewahren, außer wenn dies, von Unglück und Krankheit abgesehen, die notwendige Folge ihrer eigenen schlechten Lebensweise ist.

Mr. Hughes würde wissentlich keine Behauptungen verfechten, die der Wahrheit widersprechen. Ich hoffe deshalb bestimmt, er wird sich damit zufrieden geben, daß sich kein Schriftsteller von Autorität irrt, wenn er behauptet, Bedürftigkeit, Mangel und Armut seien hier rasch abnehmende Größen; und bezeichnenderweise ist dies weniger die Folge von Almosen oder Anstrengungen der Reichen als vielmehr die einer Verbesserung der Lebensweise des Volkes selbst durch die Erziehung — die einzige Grundlage, auf die sich ein steter Fortschritt mit Sicherheit gründen kann. Mr. Hughes wird leicht auch eine weitere unbestreitbare Tatsache erkennen, wenn er auf den Werften Glasgows, in den Eisen- und Stahlwerken Sheffields, den Kohlenbergwerken Mittel-Englands

oder industriellen Unternehmungen überhaupt nachforscht, nämlich die, daß die arbeitenden Klassen eine viel größere Vergütung für ihre Dienste empfangen, als sie jemals erhielten oder jetzt für irgend eine andere Form der Arbeit erhalten und möglicherweise erhalten könnten, die Gründungen großer Unternehmungen durch Leute von großem Reichtum ausgenommen. In unsrer Zeit der Erregung und Übertreibung muß man sich immer vergegenwärtigen, daß es zu keiner Zeit für die große Masse der englischen Rasse, wo diese auch wohnen mag, so leicht gewesen ist wie heute, nicht nur ihren bequemen Lebensunterhalt zu verdienen, sondern auch Ersparnisse zu machen, um für trübe Tage Geld in der Bank zu haben. Wenn sie es unterläßt, sucht der wahre Reformer eine hinlängliche Erklärung dafür eher in ihrer Lebensweise als in den bestehenden Erwerbsverhältnissen.

Weit entfernt davon, daß „Millionäre am einen Ende der Staffel Arme am andern“ bedeuten, wie Mr. Hughes meint, ist das gerade Gegenteil eine augenscheinliche Tatsache. In einem Lande, wo der Millionär vorkommt, gibt es für Armut wenig Entschuldigung; die Lebensbedingungen der Masse sind in demselben Verhältnis befriedigend, wie ein Land mit Millionären gesegnet ist. Es gibt nicht einen großen Millionär unter den ganzen vierhundert Millionen Chinas, noch einen einzigen in Japan oder Indien, einen oder zwei vielleicht in ganz Rußland, zwei oder drei in Deutschland und nicht mehr als vier oder fünf in ganz Frankreich, die Monarchen und den Erbadel ausgenommen. Es gibt mehr Millionäre auf der begünstigten kleinen Insel Britannien als in ganz Europa und solche neuen Ursprungs in den Vereinigten Staaten noch

mehr als in Britannien; und die Einkünfte der Masse stehen in geradem Verhältnis zu der Leichtigkeit, mit der Millionäre gedeihen. Der britische Arbeiter empfängt mehr für die Handhabung des Spatens während eines Tages als der Schmied oder Zimmermann Chinas, Rußlands, Indiens oder Japans für die Arbeit einer ganzen Woche und doppelt soviel wie seine Kollegen auf dem Kontinent. Der geschickte Handwerker Amerikas erhält mehr als zweimal soviel wie der Handwerker Britanniens. Die Millionäre können nur inmitten allgemeinen Wohlergehens heranwachsen und gerade dieses Wohlergehen wird durch ihre Tätigkeit in hohem Maße gefördert. Ihr Reichtum entsteht nicht, wie Mr. Hughes meint, auf Kosten ihrer Landsleute. Die Millionäre verdienen kein Geld, solange niedrige Löhne gezahlt werden müssen. Ihre Gewinne häufen sich in den Zeiten an, wo die Löhne hoch sind und je höher die zu zahlenden Löhne, desto höher das Einkommen des Arbeitgebers. Es ist darum wahr und nicht falsch, daß Kapital und Arbeit verbündete und nicht einander widerstreitende Kräfte sind, und daß das eine nicht gedeihen kann, wenn das andere nicht fortkommt.

Ich glaube mich entschuldigen zu müssen, daß ich der Darlegung von Gemeinplätzen so breiten Raum gewähre, aber zu einem guten Teile rühren das Vorurteil und die Feindschaft, die unnötigerweise zwischen Kapital und Arbeit walten, von solchen Behauptungen her, wie den angeführten.

Kommen wir zu Mr. Gladstone zurück. Wäre doch sein Beitritt zum „Evangelium des Reichtums“ in vollem Umfange zu erlangen! Höchst erfreulich ist das Wohlwollen, das er im allgemeinen dessen Zweck und Ziel schenkt, aber der

vernichtende Charakter seiner Kritik an einem wesentlichen Punkte ist erheblich. Er hat völlig recht, wenn er sagt, daß darin, „obwohl es nur einen Teil betreffe, eine ernste Streitfrage“ liege. Sie entspringt aus seiner nachsichtigen, festhaftenden Liebe für den Grundsatz der erblichen Übertragung von Stellung, Reichtum und Geschäften und für den Glanz auf Seiten derjenigen von Rang. Wir müssen dieser wichtigen Streitfrage auf der Schwelle entgegentreten.

Der Grundgedanke des Evangeliums des Reichtums ist, daß überflüssiger Reichtum als ein heiliges Pfand zu betrachten sei, das diejenigen, in deren Hände es gelegt wird, während ihrer Lebzeiten zum Besten der Gesamtheit zu verwalten haben. Es wird verkündet, der Tag stehe bevor, wo derjenige, der im Besitze ungeheurer Summen stirbt, die sein waren und während seines Lebens frei verwaltet werden konnten, entehrt sterben wird, und darum gefordert, daß es Ziel des Millionärs sein müsse, arm zu sterben. Ebenso wird die Bescheidenheit im privaten Aufwand verfochten.

Das ernstlichste Hindernis für die Verbreitung eines solchen Evangeliums ist zweifellos der herrschende Wunsch der Menschen, Reichtum zu dem ausgesprochenen Zwecke anzusammeln, ihn ihren Kindern zu vermachen oder zur Entfaltung von Prunk auszugeben. Ich habe deshalb zu beweisen gesucht, daß der Wunsch, den Kindern etwas zu hinterlassen, mehr in der Eitelkeit der Eltern als in einer weisen Rücksicht auf das Wohl der Kinder wurzelt. Daß der Vater, der seinem Sohne ungeheuren Reichtum vermacht, gewöhnlich die Anlagen und die Tatkraft des Sohnes tötet und ihn versucht, ein weniger nützliches und weniger würdiges Leben

zu führen als er sonst führen würde, scheint mir solcher Beweise fähig, die nicht verneint werden können. Vor vielen Jahren schrieb ich in das Album einer reichen Dame: „Ich würde meinem Sohne eher einen Fluch als den allmächtigen Dollar hinterlassen.“ Ausnahmen sind zu jeder allgemeinen Regel häufig, aber es gibt kaum mehr Ausnahmen zu dieser Regel als wie zu andern, nämlich der, daß „jungen Leuten Reichtum ein Fluch und Armut ein Segen“ ist. Wenn indessen diese Ausdrücke etwas stark erscheinen, wollen wir unsern Satz folgendermaßen fassen: daß jungen Leuten hinterlassener Reichtum in der Regel unvorteilhaft, ein Leben voll Armut und Kampf hingegen vorteilhaft ist.

Mr. Gladstone meint: „Geht die Behauptung zu weit, daß Vererbung von Reichtum und Stellung in Verbindung mit der beruflichen Beschäftigung und Verantwortung ein gutes und kein böses Ding sei? Ich freue mich, sie bei unsern Kaufleuten, Bankiers, Verlegern zu sehen und wollte, sie wäre unter unsern großen industriellen Kapitalisten allgemeiner.“ Er fährt fort: „Noch größer, wichtiger und schwieriger ist die Frage der Vererbung von Land.“ Mr. Gladstone verteidigt nicht die Vererbung unverminderlichen Geldbesitzes, fügt gleichwohl aber dem obigen Satz hinzu: „Ist es aber denn etwas anderes, wenn im Handel oder im Gewerbe oder in andern Formen der Unternehmung wie z. B. dem Geschäft eines großes Verlagshauses die Arbeit des Vaters durch seine Nachkommen fortgepflanzt wird?“

Diese Stellen deuten an, daß die Vererbung von Reichtum, Stellung und Geschäften nicht schädlich, wie ich sie erachte, sondern wünschenswert, etwas Gutes und nichts Böses

sei. Betrachten wir jene Form: daß die Söhne der Beschäftigung ihrer Väter folgen. Recht wenig weiß meines Dafürhaltens jemand, der nicht im Getriebe des Geschäftslebens steht, wie selten die vielseitige Befähigung ist, die die Führung der heutigen geschäftlichen Unternehmungen erfordert. Die Zeiten sind vorüber, wo ein einmal begründetes Geschäft fast als dauernd gesichert angesehen werden konnte. Die geschäftlichen Methoden haben sich geändert, der gute Wille zählt immer weniger. Der geschäftliche Erfolg wird heutzutage nur durch denselben Besitztitel behauptet, wie die Ministerpräsidentschaft Britanniens — auf Grund einer ständigen Herausforderung an alle Bewerber. Der zärtliche Vater, der seinen Sohn mit vermeintlichen kaufmännischen Fähigkeiten ausstattet und ihn mit Geschäften betraut, von deren erfolgreicher Führung das Einkommen Tausender abhängt, ladet eine schwere Verantwortung auf sich. Die meisten der unglückseligen Zahlungseinstellungen unserer Tage rühren gerade von diesem Umstand her. Es ist ebenso unrecht dem Sohn wie der Gesamtheit gegenüber. Von sieben bedeutenden Zahlungseinstellungen während einer Panik in Newyork wurden fünf auf diese Ursache zurückgeführt. Einer jener Söhne lebt als Verbannter, um der Bestrafung für die Verletzung eines Gesetzes zu entgehen, welches er nicht klar verstand. Ich habe gemeinsam mit andern den Präsidenten gebeten, ihm die Strafe zu erlassen — ein Schritt, den ich nie zuvor wegen eines Übertreters des Gesetzes unternommen habe, aber in diesem Fall halte ich den Vater, nicht den Sohn für den schuldigen Teil. Die Pflicht des Hauptes einer großen Unternehmung ist, fähige Gehilfen zu gewinnen, die ohne

Kapital sind aber geschäftliche Tüchtigkeit bewiesen haben, um diese zur Teilhaberschaft und Leitung aufrücken zu lassen. Der Bankier, der sein Geschäft Söhnen übergibt, weil es Söhne sind, macht sich eines großen Unrechts schuldig. Reichtum und Rang mögen ohne Rücksicht auf Verdienst und Fähigkeiten von einem Pair auf einen andern übergehen, wenn auch nicht ganz ohne Nachteil, so doch ohne wesentlichen Schaden, da die Pflichten hier Sache der Routine sind und die Wohlfahrt oder Mittel anderer selten unmittelbar berühren — die Leitung eines Geschäftes aber nie.

Angenommen aber, Geschäftsunternehmungen ließen sich wirklich nach Maßgabe von Erbansprüchen übertragen — ist es dann weise oder wünschenswert, daß es geschieht? Ich denke nicht. Der Millionär und Geschäftsmann, der in seinem Beruf die beste oder höchste oder auch nur eine wünschenswerte Laufbahn für seine Söhne erblickt, schätzt ihn höher als ich. Die Söhne der Reichen haben einen richtigen Instinkt, der ihnen sagt, daß eine Tätigkeit mit dem Hauptziel des Erwerbs derjenigen unwürdig ist, die der Notwendigkeit, ihren Unterhalt zu verdienen, enthoben und daher in der Lage sind, sich einer jener zahlreichen Aufgaben zu weihen, bei denen ihre Zeit und Kenntnisse in erster Linie zum Wohle der Gesamtheit angewandt werden können. Die Söhne des Millionärs verdienen Anerkennung, die nicht zu bestimmen sind, jenes völlig in Anspruch nehmende, unaufhörliche Interesse am Geschäft ihres Vaters zu nehmen, welches nötig ist, um dieses vor Verfall zu bewahren. Die Zeit ist vorüber, wo die Reichen und Reichsten Geschäft spielen können, wie es reicher Leute Söhne fast immer tun müssen. Es gibt Aus-

nahmen, wo der Sohn Neigungen und entschiedene Fähigkeiten zeigt, die ihn zum natürlichen Nachfolger machen, diese Ausnahmen sind aber selten, viel zu selten, um bei der Wertung eines Brauches in Betracht zu kommen. Solche Fähigkeiten sollten übrigens in irgend einem andern Unternehmen als in dem des Vaters bewiesen werden.

Kommen wir nun zu der Vererbung von Land, so stoßen wir auf ganz rührende Worte Mr. Gladstones. Er entwirft ein liebliches Bild der „wunderbaren Mannigfaltigkeit und Festigkeit der Bande, durch die das Amt des Grundeigentümers bei richtigem Gebrauch das ganze Gefüge der ländlichen Gesellschaft zusammenhält — jenes Zusammenhanges, jener gegenseitigen Abhängigkeit und Zuneigung der Stammesgenossen, die ihrerseits ein festeinendes Band der Gesellschaften im großen ist.“ Aber ist dies ein Bild der Gegenwart? Sind nicht jene Tage auch vorbei, ein paar Beispiele ausgenommen, wie sie der beweinte Lord Tollemache und in einem kleineren Maßstabe Mr. Gladstone selbst in Hawarden, jenem irdischen Paradies, geliefert haben?

Die Bebauung von Land ist jetzt ein Geschäft, das auf kaufmännischer Grundlage von unabhängigen Leuten betrieben wird, die der Landeigentümer nicht mehr leitet und die sich glücklicherweise selbst leiten können. Der amerikanische Bürger, der selbst Grundeigentümer, Geschäftsführer, Pächter und Arbeiter ist, und von dem Boden, den er besitzt und bestellt, nur seinen und seiner Familie Unterhalt verlangt, hat die Erhaltung mehr als einer Klasse aus dem Produkt des landwirtschaftlichen Bodens auf der ganzen Welt unmöglich gemacht. Kennt man den Bürger, den diese Verhältnisse

schaffen und auch den Charakter des schottischen Pächters, wie er sich dank den langen Pachten, die ihn praktisch unabhängig machen, entwickelt hat — obgleich in seinem Fall die zauberwirkende Macht des Eigentums, die so viel zählt, noch fehlt — und beurteilt man diese Klassen als Männer und als Bürger, so fällt das Urteil ohne Zweifel sowohl für den Einzelnen wie für den Staat in hohem Maße zu Gunsten eines Wechsels aus. Sollte die Abschaffung des Erstgeburtsrechtes und Erblehns mit den Änderungen kommen, deren Einführung man von der Demokratie erwartet, so würden wahrscheinlich große Besitztümer in Britannien in Pachtgüter zerlegt werden und in den Besitz des Volkes übergehn. Die Geschichte Dänemarks dürfte dann in diesem Punkte diejenige Britanniens werden, und die jetzt bestehende Versuchung, den ältesten Söhnen die Landgüter zu hinterlassen, würde auf diese Weise beseitigt werden und mit ihr ein großes Hindernis für die Annahme des Evangeliums des Reichtums — der wertlose und vergebliche Wunsch, Erb-Familien zu gründen oder zu erhalten.

Mr. Gladstone nennt als Beispiel den Marquis von Salisbury, der das Amt des Premierministers geerbt habe, ein Amt, das zehn Generationen vorher einer seiner Vorfahren bekleidet habe, indem er fragt: „Sind diese Bande des Blutes nicht ein Glied, das ihn mit Ehren und öffentlicher Wirksamkeit verknüpft?“ Ist dies Beispiel, das Mr. Gladstone zur Bekräftigung seiner Ansichten anführt, nicht unglücklich gewählt? Ich habe Lord Salisbury immer als ein schlagendes Beispiel für den Vorteil angesehn, nicht zum Erben von Reichtum und Stellung geboren zu sein. Wie der große Begründer der Cecils, ward Lord Salisbury selbst als gemeiner Bürger

geboren — als jüngerer Sohn mit dem Erbanteil eines jüngeren Sohnes, und von seinen offenbaren Fähigkeiten getrieben tat er sein Möglichstes, sich vor Einengung und Einschränkung durch erstickende Staats- und Prunkgewänder zu wehren. Die Gesetze seines Vaterlandes zwangen ihn, seine Individualität in einer Pairswürde verschwinden zu lassen, andernfalls hätte die englische Geschichte von einem ersten und einem zweiten Cecil erzählen können, wie sie von einem ersten und einem zweiten Pitt erzählt — Männer, die zu groß sind, um als Menschen durch irgend einen Titel verwischt zu werden. Es ist ein trauriges Herabsteigen im geschichtlichen Rang, das von „Cecil" zum „Marquis" von irgend etwas. Der höchste Titel, den ein Mann auf die Blätter der Geschichte schreiben kann, ist sein eigener Name. Der Mr. Gladstones wird daselbst stehen; Gladstone ist er, Gladstone wird er bleiben, selbst wenn er künftige Generationen seine achtunggebietende Persönlichkeit in der „Herzogswürde von Olydesdale" oder irgend einem sonstigen Titel verlieren lassen wollte. Aber wer unter seinen Zeitgenossen im öffentlichen Leben würde solch eine Probe der Meisterschaft gleich erhaben bestehn? Es ist nur für Einen in jeder Generation Raum. Von ihm ist, wer es auch sein mag, sicher vorauszusagen, daß er „Gladstone" in einem wesentlichen Punkte gleichen wird: er wird ein Mann des Volkes, frei von dem Nachteil erblichen Reichtums und Standes sein und seinen Namen und seine Persönlichkeit dem Geschichtsblatte voller Glanz aufprägen. „Disraeli" berechtigte eine Zeitlang zu guten Hoffnungen, aber er verblaßt rasch in Beaconsfield — ein Schatten eines Namens. Der Titel erweist sich größer als der Mann.

Als Mann der „Saturday Review“ hatte sich Robert Talbot Cecil (einen so glorreichen Namen zu verlieren!) als eine Macht erwiesen: es ist hundert gegen eins wahrscheinlich, daß er, zu erblichem Titel geboren, ein unbekannter Alltagsmarquis geblieben wäre und in dieser Beziehung den vielen Generationen von Marquis von Salisbury geähnelt hätte, die aufeinander gefolgt waren und deren erlauchte Geschichte in „Burse's Pairie“ unter den drei Buchstaben b, m, d enthalten, und völlig enthalten ist. Der einzige Mann seiner Familie, von dem er Eigenschaften empfangen haben kann, „die ihn mit Ehren und öffentlicher Wirksamkeit verknüpften,“ ist der große vorbildliche Cecil und Begründer seines eigenen Zweiges des Hauses, der wie er selber ein jüngerer Sohn war und weder Reichtum noch Rang besaß. Bis spät in seiner Laufbahn gehörte er nicht einmal zum niederen Adel. Der große Cecil ging vielmehr aus dem Volke hervor und besaß keinen der Vorteile, die Mr. Gladstone, ich denke mit Unrecht, der Ererbung von Reichtum und Stellung beimißt. Die Abstammung ist wohl höchst wichtig, aber nur die unmittelbare von den Eltern, denn in jeder Generation wird die eine Hälfte der erblichen Anlagen eine andere. Glücklicherweise brauchen die Hochgestellten der Erde dem Charakter ihrer Vorfahren über die vorangegangene Generation hinaus nicht nachzuforschen. Ein Glück für die adligen Kinder Britanniens, daß sie bei den Tugenden von Vater und Mutter verweilen und Halt machen können. Lord Salisbury wie so mancher befähigte Mann verdankt vielleicht seine hervorragenden Eigenschaften seiner Mutter, die die Tochter eines einfachen Landedelmannes war — eines gemeinen Bürgers, der vor den

Nachteilen erblicher Übertragung von Reichtum und Rang sicher war. Merkwürdigerweise hat der gegenwärtige Beherrscher des andern Zweiges der englischen Rasse, unser Präsident, dasselbe Glück, das Mr. Gladstone für den Marquis von Salisbury geltend macht, da sein Großvater Präsident gewesen ist. Aber man darf gewiß behaupten, daß der Herrscher Amerikas nie dieses hohe Amt eingenommen haben würde, hätte er von seinem Großvater Vermögen und Stellung empfangen oder selbst Reichtümer erworben. Keine Partei ist so töricht, zum Präsidenten einen reichen Mann oder gar einen Millionär zu ernennen. Die Demokratie wählt arme Männer. Der Mann muß um sein Brot gearbeitet haben, um ein brauchbarer Kanditat zu sein, und wer so glücklich gewesen ist, wie Lincoln Holz spalten zu müssen, oder wie Garfield Maulesel an einem Kanal anzutreiben und nachher zur Abtragung eines Teiles seines Schulgeldes die Schulzimmer zu reinigen und Feuer darin zu machen, oder wie Blaine Schulunterricht zu geben, wird sich mit umso größerem Erfolg an das Volk wenden. Dies gilt nicht allein von der Präsidentschaft: einer der stärksten Bewerber ging seiner Ernennung zum Senat verlustig, weil man ein Haus, welches er in Washington baute, als ein Zeichen von Ansprüchen ansah, wie sie mit republikanischer Einfachheit der Lebensweise unvereinbar seien.

Nichts ist für die Aussichten eines Staatsmannes in Amerika verhängnisvoller als Reichtum oder die Entfaltung von Reichtum. Die Gefahr einer Geldherrschaft, die seine Eminenz Kardinal Manning befürchtet, ist sicherlich rein eingebildeter Art. Es gibt kein Land, wo Reichtum so wenig

gilt wie in unsrer Republik. Die Strömung der öffentlichen Meinung zeigt ganz die entgegengesetzte Richtung. Befähigt den republikanischen Präsidenten seine Abstammung weniger zu Ehren und öffentlicher Wirksamkeit, weil ihm weder Rang noch Reichtum erblich übertragen wurden? Ist er für die Antriebe zu Ehre und Tugend weniger empfänglich, weil er arm und ein gemeiner Bürger ist? Ich meine, die Besten und Größten Britanniens sind von den Größten und Besten anderer Ländern nicht verschieden.. Sie haben eine Abstammung gehabt, die sie zu Ehren und öffentlicher Wirksamkeit bestimmte, aber fast ohne Ausnahme eine Abstammung von ehrenhafter Armut — von arbeitsamen, lohnabhängigen Eltern, die Leben tugendhafter Entbehrung führten und Wohlbehagen opferten, um ihren Söhnen den Schulbesuch zu sichern — die Abstammung aus der Hütte der Armut, nicht dem Palast erblichen Ranges und Standes.

Mr. Gladstone selbst hat eine solche Abstammung. Bestimmt sie ihn weniger als den Lord Salisbury die seinige zu Ehre und öffentlicher Wirksamkeit? Seine Vorfahren waren schottische Pächter ohne Reichtum und Rang, ich bezweifle jedoch nicht, daß Mr. Gladstones Laufbahn ebenso stark und edel von seiner Kenntnis oder Erinnerung des ärmlichen und tugendhaften Lebens seiner Vorfahren beeinflußt worden ist, wie es die irgend eines erblichen Monarchen oder Adeligen, der jemals lebte, von Gedanken an seine Ahnen sein konnte; und eines steht für mich unbedingt fest: er hat recht, viel stolzer auf seine Abstammung zu sein, als Adelige oder Fürsten gewöhnlich auf die ihrige sein dürfen. Unter vielen Vorteilen, die aus der Vererbung nicht von

Reichtum und Stellung, sondern von „Armut und Gesundheit“ entstehn, befindet sich einer, der meines Dafürhaltens alle andern zusammengenommen überwiegt. Den Kindern des Königs, Millionärs oder Adeligen ist es nicht vergönnt, Vater oder Mutter in dem engeren und wirklichen Sinne dieser heiligen Ausdrücke zu haben. Der Name Vater und der noch heiligere Name Mutter sind dem Kind des Reichen und des Adeligen bloße Namen. Dem armen Jungen sind es Worte, auf die er schwört — seine Leitsterne, die Anker seiner Seele, die Gegenstände seiner Anbetung. Weder Amme, Diener, Erzieherin oder Hofmeister sind zwischen ihn und seine Eltern getreten. In seinem Vater hat er Hofmeister, Gefährten, Berater und Richter gehabt. Dem geborenen Millionär, Adeligen oder Fürsten ist es nicht beschieden, solches Erbe zu besitzen wie derjenige, der in seiner Mutter Amme, Nätherin, Lehrerin, Vorbild, Heiligtum, sein ein und alles besessen hat.

Erblicher Reichtum und Stand sind dazu angetan, Vater und Mutter ihrer Kinder und die Kinder der Eltern zu berauben. Es kann nicht lange währen, bis ihre Nachteile mehr und mehr gefühlt und die Vorteile schlichter und einfacher Lebensweise immer deutlicher erkannt werden.

Arme Burschen, die so von ihren Eltern selbst erzogen sind, besitzen so große Vorteile vor denjenigen, die von besoldeten Fremden beaufsichtigt und unterrichtet und den Versuchungen des Reichtums und Standes ausgesetzt sind, daß es nicht Wunder nimmt, wenn sie in jedem Zweige menschlicher Betätigung die Führenden werden. Sie erscheinen auf der Bühne als zum Kampfe gerüstete Athleten

mit gespannten Sehnen und unbezwingbarem Willen, zu siegen oder zu sterben entschlossen. Solche Leute sind immer an der Spitze marschiert und werden stets die Welt führen, sie sind die Epochemachenden. Man nehme nur die drei oder vier hervorragendsten Namen, die erhabensten Großen auf jedem Felde menschlichen Triumphes, und beachte, wie klein der Beitrag erblichen Ranges und Reichtums zu der kurzen Liste der Unsterblichen ist, die die Menschheit gehoben und weitergebracht haben. Man wird wohl einsehn, daß der Besitz dieser Güter der Größe und Trefflichkeit beinahe verhängnisvoll ist und die Größten und Besten unsres Geschlechts notwendig in der stählenden Schule der Armut erzogen worden sind, der einzig fähigen, die erhabensten Großen, die Genies, hervorzubringen.

Über die Verteidigung der Bescheidenheit im privaten Aufwand durch „das Evangelium des Reichtums" sagt Mr. Gladstone: „Unter denjenigen, deren Stand Prachtentfaltung entschuldigt oder selbst fordert, gibt es reichlich Gelegenheiten und auch schöne und anmutige Beispiele persönlicher Einfachheit und Einschränkung." Dies erscheint mir wie ein Zweig von dem Giftbaum der Vererbung von Reichtum und Stellung. Ist es wahr, daß Stand Prachtentfaltung erheischt, oder wahr, daß wirkliche Standes-Würde durch Einfachheit erhöht wird?

Die folgenden Worte des Präsidenten Cleveland in seiner Botschaft an den Kongreß treffen diesen Punkt: „Wir sollten uns nie der Einfachheit und weisen Sparsamkeit schämen, die für das Auftreten einer republikanischen Regierung am besten paßt und mit der Mission des ameri-

kanischen Volkes durchaus vereinbar ist. Diejenigen, die für eine beschränkte Zeit zur Führung öffentlicher Geschäfte erwählt sind, gehören noch zum Volke und können durch ihr Beispiel viel dazu beitragen, in Übereinstimmung mit der Würde ihrer amtlichen Obliegenheiten zu jener schlichten Lebensweise anzuspornen, die unter ihren Mitbürgern die Lauterkeit unterstützt und Sparsamkeit und Wohlergehn fördert."

Präsident Cleveland folgt nur den Lehren und Beispielen eines jeden amerikanischen Präsidenten und aller andern Beamten. Es gibt in unsrer Republik für den Richter, Bischof oder Präsidenten keine Sondervorteile, noch irgend welche Pensionen, außer daß Richter im Alter von siebenzig Jahren mit dem halben Gehalt in den Ruhestand versetzt werden. Die sehr mäßigen Gehälter, die allen Beamten gegeben werden, zwingen zu bescheidenem Aufwand und der Einfluß dieses Umstands auf die Nation ist ebenso mächtig wie heilsam. Wollte einst ein künftiger König von Britannien verkünden, daß er nach ernster Erwägung der Frage des Reichtums und der Armut beschlossen habe, wie der Präsident der Vereinigten Staaten und seine Familie von zehntausend Pfund jährlich zu leben, die für Prunk bestimmten Hunderttausende von Pfunden hingegen dem Volke zurückzugeben oder öffentlichen Zwecken zu widmen und in Gemäßheit dieses Beschlusses leben — würde dies die wahre Würde seines Lebens und seiner Stellung beeinträchtigen oder erhöhn? Würde es seinen Einfluß verringern oder steigern? Und wieviel Gutes würde daraus fließen, daß jener Monarch durch eine solche Einschränkung mit einem Beispiel ruhiger, prunkfreier, bescheidener Lebensweise, einem Beispiel der

Verwendung seines Überflusses nicht für sich selbst, sondern für andre voranginge? Der einzige Einwand, den man gegen eine solche Handlung erheben dürfte, ist, daß sie den König zu einer viel zu mächtigen Persönlichkeit für das System der konstitutionellen Monarchie machen würde, die in „König" nur ein Wort zu sehn verlangt, das den Willen des Kabinets bedeutet. Der Mann, der eine solche Handlung zu vollbringen vermöchte, würde nicht allein dem Titel nach „König", sondern eine Macht im Staate sein. Der Right Hon. John Morley gab als Antwort auf eine Frage, die ihm über diesen Punkt der Aufwendungen und Prachtentfaltung des Staates kürzlich bei einer Versammlung in Newcastle von einem Wähler vorgelegt wurde, der Hoffnung Ausdruck, die Hochgestellten möchten einsehn, daß die höchste Ehre darin bestehe, still und einfach zu leben. Ich führe nicht seine Worte, aber den Sinn seiner Antwort an. Mr. Gladstone selbst wird seinen Landsleuten viel Grund zu Zuneigung, Dankbarkeit und Bewunderung hinterlassen, aber wenn sein künftiger Lobredner von ihm sagt — wie er es wahrlich imstande sein wird — was von Pitt auf seinem Denkmal im Londoner Rathause gesagt ist, so wird er ihm den höchsten aller Tribute zollen. Diese Worte lauten: „Er lebte, indem er viele Jahre die Geschenke seines Herrn verteilte, ohne Gepränge und starb arm." Wenn wir Mr. Gladstone nicht zu den Lobrednern bescheidener Lebenshaltung auf Seiten derjenigen von Rang zählen können, so freuen wir uns doch daß keiner ihn in der Übung jener Tugend übertrifft. Es ist selten, daß man das Beispiel über die Lehre des Weisen hinaus loben kann.

In diesem Punkte bin ich Mr. Hughes für die Worte, die er geschrieben hat, dankbar. Er sagt: „In Wirklichkeit handelt es sich nicht darum, wieviel wir weggeben sollen, sondern wieviel wir für unsere eigenen Bedürfnisse behalten dürfen." Hiernach muß sich jeder Mann von Reichtum und Rang die Frage vorlegen: „Wieviel darfst du für deine eigenen Bedürfnisse behalten?" Es ist dies eine unbequeme Frage, auf die man sich nicht gern die Antwort gibt. Ein Zehntel — den Zehnten — zu geben, ist leicht. Der wahre Jünger des Evangeliums des Reichtums hat weit darüber hinauszugehn. Sein Gewissen mag sich bei der Erwägung beruhigen, daß er und seine Familie Anspruch darauf haben, das Beste, was die Welt bietet, mit Maß zu genießen. Der eifrige Jünger wird leicht erfahren, daß man noch in Schulden geraten kann, wenn man etwa den erwarteten Überschuß vorweg verbraucht und, bevor man das Geld in der Hand hat, in solchem Umfange Werke fürs Gemeinwohl beginnt, daß man tatsächlich ohne verfügbaren Überschuß bleibt und sogar zusehen muß, wie man seinen Verbindlichkeiten begegnen kann. Er mag sich in dieser Lage dann als arm betrachten und wird sich sicher so vorkommen. Der persönliche Aufwand der sehr reichen bildet einen so kleinen Bruchteil ihres Einkommens, dafern sie sich bestreben, sich nicht durch Übertreibung hervorzutun, daß sie in dem Gedanken an den viel größeren, für andre ausgegebenen Teil ihrer Mittel eine Zuflucht finden können. Ich glaube aber nicht, daß dies volle Genugtuung gewährt und pflichte gern Mr. Hughes bei, wenn er auf die besondere Erörterung der von ihm aufgeworfenen wichtigen Einzelfrage: „Wieviel dürfen

wir für unsere eigenen Bedürfnisse behalten?" weniger Wert legt.

In bezug auf das Geben meint Mr. Gladstone, daß ich in meinem Urteil über private Wohltätigkeit streng bin, wenn ich annehme, von jedem für sogenannte Wohltaten ausgegebenen Tausend Dollar würden neunhundertundfünfzig besser ins Wasser geworfen. Die Geschichte der Wohltätigkeits-Organisations-Gesellschaft Newyorks ist in dieser Hinsicht höchst lehrreich. Ihr vertraulicher Monatsbericht brachte jüngst die Namen von dreiundzwanzig Schwindelunternehmnngen, die, viele von ihnen leider mit Erfolg, Beiträge sammelten. Sie hatten ihre gedruckten Jahresberichte, Listen vornehmer Zahler — in vielen Fällen sind diese leider echt — ihre einkassierenden Damen und alle übrigen Einzelheiten. Als sich weiter die verschiedenen Wohltätigkeitsvereine verbanden und die Listen der Unterstützung empfangenden verglichen, fand man, daß viele Namen in sieben oder acht Listen vorkamen. Wenn es der Raum erlaubte, könnte ich eine Geschichte erzählen, die jede reiche Persönlichkeit von ihrer Pflicht überzeugen würde, sich nicht zum Geben zu entschließen sondern zurückzuhalten, bis feststeht daß ihre Hilfe nicht noch steigert, was man heute so eindringlich die „Hölle des Mangels und Elends" nennt, die beseitigt werden soll. Die Städte von Connecticut sind kürzlich übers Almosengeben belehrt worden. Ein Morgenblatt berichtet: „Die Erfahrungen Hartfords mit wohlhabenden öffentlichen Bettlern dürften sich in fast jeder Stadt Connecticuts wiederholen. Vor ein paar Jahren untersuchte in Norwich ein Beauftragter der Stadt die Verhältnisse der zahlreichen Per-

sonen, die von der Stadt unterstützt wurden. In vierzig Fällen fand er, daß die um milde Gaben nachsuchenden von fünfhundert bis zu dreitausend Dollar auf der Sparkasse hatten. In einem Falle, wo eine Frau jahrelang „Stadtgeld“ bezogen hatte, fand man, daß sie nahezu zwanzigtausend Dollar in einer Lokalbank hatte.

Es ist dies die am wenigsten beklagenswerte Seite der Sache, denn das klugen, sparsamen Leuten gegebene Geld kann, selbst wenn sie es nicht brauchen, immerhin nicht die traurigen Folgen zeitigen wie dasjenige, welches der viel zahlreicheren Klasse gegeben wird, die damit dem Laster fröhnt und sich in den Stand setzt, in Faulheit zu leben. Wenn der einzelne Geber die im Unglück befindliche Person oder Familie, ihre Lebensweise, ihre Führung und die Ursache der Not nicht kennt und nicht sicher ist, daß gewährte Hilfe sie befähigen wird, sich selbst zu helfen, so darf er eigentlich nicht zu Werke gehn; und geht er trotzdem zu Werke, um seine eigenen Gefühle zu schonen — was einer zu tun sehr versucht ist — so wird er die Not, die sich an ihn wendet, eher vermehren als vermindern. Es gibt in der Tat keine wahre Wohltätigkeit außer der, die andern hilft sich selbst zu helfen und den Aufstrebenden die Mittel an die Hand gibt, emporzuklimmen.

Es herrscht meiner Wahrnehmung nach die Neigung vor, nur an die unglückseligen Elenden zu denken, denen die zur Besserung erforderliche Tüchtigkeit nicht eingeflößt werden kann. Die gemeine Menschlichkeit drängt uns, für die augenblicklichen Bedürfnisse menschlicher Wesen zu sorgen, durch unsere Armengesetze vorzusehen, daß niemand

Hungers stirbt und für ein wohnliches Obdach, Kleidung und Belehrung Sorge zu tragen, was indessen immer von der Verrichtung von Arbeit abhängig gemacht werden sollte. Wenn wir dies tun, müssen sich unsre Gedanken jedoch auch darauf richten, daß die sozial aussätzigen zum Nutzen derjenigen, die noch gesund und fleißig sind und das Mittel zur Besserung ihrer Lage in der Arbeit erblicken, aus deren Mitte zu entfernen und in Arbeitshäusern unter die Obhut des Staates zu stellen sind. Jeder trunksüchtige Landstreicher oder faule Bummler, der durch Almosen aus den Händen reicher Leute unterhalten wird, ist für einen Kreis anderer eine Quelle moralischer Vergiftung. Es ist nicht recht, dem hart arbeitenden, tätigen Manne zu zeigen, daß er seine Bedürfnisse auf anderem Wege leichter befriedigen kann. Der aufrichtige Reformer wird ebensosehr, wenn nicht noch mehr an die Beschützung der gesunden und tauglichen unter den Armen als an die Möglichkeit einer wirklichen Besserung derer denken, die der Mäßigkeit, Arbeit und Sparsamkeit hoffnungslos verloren scheinen. Er wird mehr vorzubeugen als zu heilen suchen, in dem Gefühle, daß die faule Beere aus der Traube, der faule Apfel aus dem Fasse um der verbleibenden gesunden Früchte willen entfernt werden muß. Wer das Messer in das soziale Geschwür tauchen will, muß, wenn überhaupt etwas dadurch zu erreichen ist, notwendigerweise ein geschickter Wundarzt mit sicherer Hand und ruhigem Urteil sein und seine Gefühle soviel als möglich in der Gewalt haben; je weniger Erregung, desto besser.

Man liest und hört allerwärts von vorschnellen, zweifellos wohlgemeinten. Vorschlägen voller Taubenunschuld, es gibt

aber keine zweite Aufgabe, die in höherem Maße die Klugheit der Schlange erheischt. Kerngesund ist der folgende Gedanke des Rabbiners Adler: „Geben ist zwar ein leichtes Ding, es bedarf dazu weder besonderer Ausbildung noch angestrengten Denkens. Die Zwecke und die Methoden wohltätiger Hilfe können aber nicht ohne eine lange und emsige Lehre erlernt werden, zu der eine unverdrossene Schulung in persönlicher Erfahrung gehört."

So leid es mir tut, es auszusprechen: je eingehender ich mich mit dieser Frage beschäftigt, je größere Erkenntnis ich darüber erlangt habe, umsomehr sehe ich mich veranlaßt, den Umfang des durch unterschiedloses Geben erzeugten Schadens immer höher einzuschätzen.

Von dem Standpunkt des „Evangeliums des Reichtums" ist Mr. Gladstones Kritik tatsächlich bedenklich, ja verhängnisvoll; denn wenn die Vererbung von Reichtum, Rang und Geschäften in der Regel den Empfängern dieser Vermächtnisse und ebenso der Nation nicht, wie ich glaube, schädlich, sondern vorteilhaft wäre und Rang anstatt Einfachheit Prunk verlangte, würde es offenbar schwer oder unmöglich sein, die Reichen zu lehren, überflüssiger Reichtum sei als ein heiliges Pfand zu betrachten und zu Lebzeiten zum öffentlichen Besten zu verwalten. Sie würden wie bisher weiter Vermögen ansammeln und ihren Familien hinterlassen oder für die Entfaltung von Pracht ausgeben. Ich suche daher an den Äußerungen der andern eine Stütze.

Seine Eminenz Kardinal Manning führt aus:

Mr. Carnegie sagt uns deutlich, erstens, daß die Anhäufung stagnierenden Reichtums zu dem Zwecke, ihn Erben

zu vermachen, auf Seiten der Geber Hochmut verrate und den Empfänger zu Grunde richten könne; zweitens, daß die Hinterlassung von Reichtum für wohltätige Zwecke, wo der Betreffende aus dem Leben geschieden sei, ein eitles Mittel darstelle, sich den Anschein großmütigen Handelns zu geben; drittens, daß es die höchste und edelste Verwendung von Reichtum sei, alles, was die vernünftigen und mäßigen, den Angehörigen für ihre Wohlfahrt gebührenden Reserven übersteigt, inter vivos oder jetzt zu Lebzeiten mit eigenem Willen, nach eigenem Urteil und unter eigener Mitwirkung für Werke öffentlicher und privater Wohltätigkeit und Nützlichkeit auszuteilen. Dies ist ein Evangelium nicht des Kapitals, sondern nach dem Geiste und Leben des Begründers der christlichen Welt. Es ist nichts Neues. Es ist keine persönliche Ansicht oder übertriebene Idee krankhafter Freigebigkeit, sondern die Sprache der Besonnenheit und Wahrheit. Wenn die Menschen darnach handelten, würden sie das Antlitz der Welt umwandeln.

Der Rev. Mr. Hughes schreibt:

Für die lange und mühsame Aufgabe des Wiederaufbaues der Gesellschaft auf einer christlichen Grundlage mit gebührender und sorgsamer Beachtung aller bestehenden berechtigten Interessen würde es ein unschätzbarer öffentlicher Dienst sein, wenn jeder, dem es Mr. Carnegie zu Gemüte führt, dessen Beispiel folgen und sich seines Geldes so rasch wie möglich entledigen wollte.

Mr. Carnegies Evangelium ist gerade das Rechte für die Zeit des Überganges von sozialem Heidentum zu sozialem Christentum. Wenn jemand so unglücklich ist, ungeheuren

Reichtum zu besitzen, so kann er nichts besseres tun, als nach Mr. Carnegies Grundsätzen der Verteilung zu handeln.

Ich kann nur die Hoffnung aussprechen, daß weiteres Nachdenken über diese wesentlichen Punkte Mr. Gladstone den Ansichten der übrigen Teilnehmer an der Aussprache näher bringen wird. In keinem ihrer Artikel findet sich auch nur ein Wort zu Gunsten der Vorteile der Vererbung von Reichtum oder Stellung oder der Notwendigkeit der Prachtentfaltung auf Seiten ,derjenigen von Rang. Ihre Ansichten scheinen ganz die entgegengesetzte Richtung zu haben.

Zum Glück haben wir, von diesem Punkte abgesehen, weiterhin Mr. Gladstones gewichtige und uneingeschränkte Unterstützung. Er sagt: „Die Anhäufung von Reichtum hat Gegner gehabt, ist aber für sie alle zu mächtig gewesen; sie ist ein Trieb der Welt." „Das Evangelium des Reichtums" verteidigt das freie Walten der Gesetze der Anhäufung. Es nimmt diese Bedingung als unerschütterlich an und sucht sie zum besten zu kehren, indem es die Ströme des angehäuften und sich anhäufenden Reichtums, die zu hindern unmöglich ist, in neue und bessere Bahnen lenkt. Während wir aber hierin Mr. Gladstone mit uns haben, haben wir bedauerlicherweise Mr. Hughes verloren, der sich zu starrem Widerspruch erhebt und sagt: „Wenn die Worte: „häuft nicht auf Erden Schätze für euch an" die Anhäufung von Reichtum nicht verbieten, wäre das Neue Testament nach Talleyrands Grundsatz geschrieben und bestimmt, „Gedanken zu verbergen.""

Es ist ganz richtig, wie Mr. Hughes sagt, „daß Ausleger alles beweisen und Theologen alles wegerklären können." Auf den Reichen angewandt, würde seine Auslegung des-

selben Textes — der von Mr. Hughes nur teilweise angeführt wird — dahingehen, daß er die Vorschrift genau erfüllte, wenn er seine Schätze immer einer sicheren Verwahrungsanstalt übergebe, wo es ganz gewiß wäre, daß „weder Motten oder der Rost sie fressen noch Diebe einbrechen und sie stehlen“ könnten. Mr. Hughes führt das Gleichnis des Herrn des Weinberges an, dessen Verhalten von Christus mit Billigung erwähnt wird. Wie ward er Herr eines Weinberges? Kann er gesündigt und für die Bezahlung der Arbeit „Reichtum angehäuft“ haben? Mr. Hughes sagt: „Christus verbot deutlich die Anhäufung von Reichtum.“ Aber als Christus redete, würden die Einkünfte eines höheren Geistlichen, selbst unter alle zwölf Apostel verteilt, als „Reichtum“ gegolten haben. Es scheint mir, daß man auf diese Weise nur ein paar einzelne Stellen buchstäblich auszulegen braucht, um eine Berechtigung für die Vernichtung der Zivilisation zu finden. Vier von Christus ausgesprochene Worte würden, so ausgelegt und streng befolgt, mit einem Schlage alles niederreißen, was den Menschen vom Tiere unterscheidet. „Sorge nicht für morgen.“ Man darf mit gutem Grunde annehmen, daß sich die Streitkräfte des Christentums nicht dergestalt dem Trieb der Welt, der Anhäufung von Reichtum, wirksam entgegenstellen lassen. Das Gleichnis der anvertrauten Pfunde weist nach der andern Richtung. Es waren diejenigen, die ihr Kapital angehäuft und sogar verdoppelt hatten, zu denen der Herr sagte: „Wohlgetan, du guter und getreuer Knecht: du hast über weniges treu gewaltet, ich will dich über vieles setzen: nimm teil an der Freude deines Herrn.“

Diejenigen, die ihre Schätze „aufbewahrt“ und nicht vermehrt hatten, wurden getadelt. Man betrachte den Millionär, der fortfährt, sein Kapital wirksam in Unternehmungen anzuwenden, die Beschäftigung gewähren und die Hilfsquellen der Welt entwickeln. Wer Schiffe, Bergwerke, Fabriken regiert, kann ihnen sein Kapital nicht entziehen, denn es ist das Werkzeug, mit dem er solch wohltätige Wunder wirkt; ebensowenig kann er seine Operationen einschränken, denn das Aufhören des Wachstums und der Vervollkommnung bezeichnet in jedem gewerblichen Unternehmen den Beginn des Verfalls. Die Nachfrage der Welt nach neuen und besseren Dingen ist beständig und die vorhandenen Betriebe müssen sie befriedigen oder verlieren selbst noch den Absatz, den sie schon besitzen. Ich hoffe, Mr. Hughes wird guten Grund zu einer Auslegung finden, die die Annahme rechtfertigt, daß der Text nicht für jenen gilt, sondern nur für die bestimmt ist, die flüssiges Kapital aufhäufen, indem sie die für seinen Gebrauch erlangten Zinsen hinzuschlagen und mit ihren „aufbewahrten“ Schätzen sterben, anstatt diese so, wie sie zuflossen, bei Lebzeiten zu öffentlichen Zwecken verwendet zu haben, wie es das Evangelium des Reichtums fordert.

Handelt der Millionär nach diesem Rate, so wird es seine Pflicht, seine Einkünfte zu vermehren. Der Kampf um mehr ist dann völlig frei vom Makel der Selbstsucht oder des Ehrgeizes und wird ein edler Beruf. Er arbeitet dann nicht mehr für sich, sondern für andere, nicht um aufzuhäufen, sondern um auszugeben. Je mehr er erwirbt, desto mehr empfängt die Allgemeinheit. Sein ganzes Leben ist von dem

Augenblick an ein andres, wo er sich entschließt, ein Jünger des Evangeliums des Reichtums zu werden und fortan arbeitet er, um zu erwerben und das Erworbene weise zum Nutzen andrer zu verwenden. Seine tägliche Arbeit ist eine tägliche Tugend. Anstatt den Baum, der solch goldene Früchte trägt, zu vernichten, zu schwächen oder wegzugeben, darf er, ohne sein Leben oder sein Alter zu entwürdigen, dies Kapital weiterhin bewahren, aus dem allein er die Mittel erlangen kann, Gutes zu tun. Er wird beim Tode ein gesundes Geschäft hinterlassen, in dem sein Kapital verbleibt, im übrigen aber arm sterben, nicht im Besitze eines Vermögens, über das er frei verfügen konnte, und darum meines Ermessens billigerweise nicht den Vorwurf verdienen, zu der Klasse zu gehören, die „ihre Schätze auf Erden anhäuft."

In diesem Zusammenhang empfehle ich meinem ehrwürdigen Kollegen die Predigt des Begründers seiner Kirche. („Der Gebrauch des Geldes," amerikanische Ausgabe, vol. i. p. 44, Predigt 50). Er sagt:

Erwirb alles, was du durch rechtschaffenen Fleiß erwerben kannst. Wende allen möglichen Eifer in deinem Berufe an. Erwirb alles, was du durch den gesunden Menschenverstand und durch Nutzbarmachung der dir von Gott verliehenen Einsicht für dein Geschäft erwerben kannst. Es ist erstaunlich, wahrzunehmen, wie wenige dies tun, wie sich die Menschen in demselben Geleise schwerfällig fortbewegen wie ihre Vorfahren.

Hast du alles erworben, was du durch ehrliches Wissen und unermüdlichen Eifer erwerben konntest, so ist die zweite Regel christlicher Klugheit „Spare alles was du kannst." Wirf

es nicht in eitlen Ausgaben weg, um deinen Hochmut usw. zu befriedigen. Wenn du mit dem Teil der Güter des Herrn, die er für die Gegenwart in deine Hände gelegt hat, ein guter und treuer Verwalter sein willst, so sorge zunächst für die dir selbst nötigen Dinge, Nahrung, Kleidung usw.

Sodann beschaffe diese für deine Frau, deine Kinder, deine Dienstboten und andere, die deinem Haushalt angehören. Hast du dann einen Überschuß, so tue denen Gutes, die dem Haushalt nahe stehn. Bleibt noch ein weiterer Überschuß, so tue allen Menschen Gutes.

Auf dieser Predigt scheint mir das Evangelium des Reichtums begründet. Fürwahr, hätte ich von ihrem Vorhandensein gewußt, ehe ich über den Gegenstand schrieb, so würde ich sie sicher angeführt haben. Es wird mich darum nicht erschüttern, wenn ein tonangebender Jünger Wesleys uns belehrt, Mr. Carnegie (als Vertreter der Millionärsklasse natürlich) sei eine „antichristliche Erscheinung“, eine „soziale Ungeheuerlichkeit“, eine „schwere politische Gefahr“ und wenn er sagt, „in einem wirklich christlichen Lande, das heißt in einem auf christlicher Grundlage fußenden Lande, würde ein Millionär eine wirtschaftliche Unmöglichkeit sein.“ Die Millionärsklasse bedarf keiner Verteidigung, obgleich sie Mr. Hughes für überflüssig hält, seit Aktiengesellschaften für die Entstehung von Industrie in dem jetzt verlangten großen Maßstabe die Mittel liefern. Es ist höchst bezeichnend, daß die geschäftlichen Unternehmungen, die Britannien die Vorherrschaft verliehen haben, mit wenigen oder keinen Ausnahmen die Schöpfungen einzelner Millionäre sind — der Cunards, Ismays, Allens, Elders, Bessemers, Rothschilds, Ba-

rings, Clarks, Coatses, Crossleys, der Browns, Siemens, Cammels, Gillotts, Whitworths, der Armstrongs, Listers, der Salts, Bairds, Samuelsons, Howards, Bells und anderer. Die Aktiengesellschaften haben sich nicht gleich fähig erwiesen, das Geschäft richtig zu führen, nachdem es solche Männer begründet hatten. Wo es ihnen gelungen ist, wird man finden, daß sehr wenige Einzelne und gewöhnlich nur Einer die Geschäfte noch beherrschen. Von den Aktiengesellschaften sind Erfindungen und Unternehmungsgeist nicht zu erhoffen. Ohne den noch im Geschäft befindlichen, den Weg zeigenden Millionär würden sie künftiger Vervollkommnung ein ernstes Hemmnis entgegenstellen, und ich glaube, Geschäftsmänner werden allgemein derselben Überzeugung sein, die fest in mir wurzelt, daß eine Handelsgesellschaft — eine solche mit wenigen, nicht mehr als zwei oder drei Teilhabern — in jedem Geschäftszweige die volle Verzinsung des Anlagekapitals erzielen wird, während ein ähnliches Geschäft als ein vielen zu kleinen Anteilen gehörendes Aktienunternehmen kaum auf seine Kosten kommen und sehr wahrscheinlich versagen wird. Die Eisenbahnen mögen manchen als Beispiele aktienmäßigen Betriebes erscheinen, aber dieselbe Regel gilt auch für sie. Amerika hat die meisten Eisenbahnen der Welt, und man findet, daß, sobald ein paar tüchtige Leute eine Linie beaufsichtigen und ihre Bewirtschaftung zu einer persönlichen Angelegenheit machen, Dividenden verdient werden, wo es vorher keine gab. Die Eisenbahnen Britanniens, die Monopole sind und für gleiche Leistungen zwei- bis dreimal höhere Sätze als die Amerikas nehmen, bringen es nur eben dazu, ihren Aktionären einen kleinen Gewinn abzuwerfen. Es würde

eine ganz andere Sache sein, wenn sie das Eigentum eines oder zwei tüchtiger Männer wären und von ihnen verwaltet würden.

Die „Erhebung" eines Einzel- in ein Aktienunternehmen ist genau dasselbe wie die Erhebung eines Mannes vom Unter- in das Oberhaus. An die Stelle des freien Antriebs und der Meisterschaft der wenigen Eigentümer, die das Geschäft gegründet haben, treten nach der Umwandlung der begrenzte Einfluß und die vorgeschriebene Erfüllung gewohnheitsmäßiger Pflichten durch besoldete Beamte. Mag die Betätigung sowohl des Unternehmers wie des Leiters weiter eine leidliche bleiben, so ist sie doch notwendigerweise schwerfällig. Sie sind beide nicht mehr im Rennen, die große Leistung beider ist vorüber. Es würde für Britanniens Zukunft nicht gut sein, wenn seine Vorherrschaft im Handel und Gewerbe von Aktiengesellschaften abhinge. Es sind seine einzelnen Millionäre, die diese Vorherrschaft begründet haben, und von ihnen wird ihre Erhaltung abhängen. Diejenigen, die Tausenden ständige Beschäftigung sichern und dabei keine niedrigeren Löhne als andere zahlen, brauchen sich ihrer Leistung nicht zu schämen, denn ständige Beschäftigung ist nach allem die eine unentbehrliche Vorbedingung für die Wohlfahrt und den Fortschritt des Volkes. Bei alledem habe ich weder Veranlassung noch Neigung, Mr. Hughes Behauptung zu bestreiten, daß ein Millionär in einem Staate unter wirklich christlichen Grundsätzen eine Unmöglichkeit sein würde. Er mag recht haben; es ist eine weitausblickende Vermutung. Aber dem Millionär wird bei seinem Verschwinden gute Gesellschaft nicht fehlen, denn nichts ist klarer, als daß in jener idealen Zeit auch

für diejenigen von Mr. Hughes Profession keine Verwendung irgend welcher Art mehr vorhanden sein kann. Der Millionär und der Prediger werden in gleicher Weise eine andere Verwendung für ihre Anlagen suchen, eine andere Arbeit verrichten müssen, um in Ehren ihr tägliches Brot verdienen und essen zu können. Und darin werden sicher beide besonders erfolgreich bleiben. Die Nachfolger von Rev. Mr. Hughes und mir werden Arm in Arm auf der Ausschau nach einer leichten Beschäftigung mit schwerer Bezahlung ein hübsches Paar abgeben.

Bei Betrachtungen über die Zukunft des Menschengeschlechts zu verweilen, die von Grund auf eine Veränderung bestehender Verhältnisse voraussetzen, scheint mir töricht. Ich denke, wir brauchen uns nicht im Geringsten darum zu sorgen, was in tausend oder einer Million Jahren kommen mag und keiner von uns kann wissen, was kommen wird. Unsere Pflichten liegen in der Gegenwart, in unsrer Zeit und Generation, und selbst diese sind schwer genug wahrzunehmen. Die Menschheit arbeitet sich langsam von Stufe zu Stufe empor, sie muß sich sogar jede folgende Stufe erst schaffen, bevor sie darauf stehen kann, denn

Die Natur veredelt sich durch keines Mittels Kraft,
Das sie nicht selbst erzeugend sich erst schafft.

Wenn sie versucht, dazwischenliegenden Raum überspringend irgend ein Ideal zu erreichen, wird sie sich nicht erheben, sondern in größere Tiefe hinabfallen. Ich vermag daher solche Grübeleien nur als eine Verschwendung von Zeit, von wertvoller Zeit anzusehen, die lieber der Sorge um den nächsten nützlichen Schritt auf dem aufwärtsführenden Pfade

gewidmet werden sollte. Und in diesem Lichte ist Mr. Hadstones Vorschlag von größtem Wert. Er gründet sich auf jetzige Verhältnisse, die er annimmt, und paßt sich unsrer jetzigen Umgebung an. Mr. Hadstone ist in seiner langen Laufbahn damit beschäftigt gewesen, die mannigfachen Wünsche anderer in einem Brennpunkt tunlichst zu vereinigen und sie so einem gemeinsamen Zwecke unterzuordnen, der zu praktischem Erfolg führen kann. Es ist seine Aufgabe gewesen, den Extremen Einhalt zu tun und die Vorhut, die Mitte und die Nachhut zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Er zeigt sein seltenes, aufbauendes Geschick in dem Vorschlag, daß von denen, die ihre Pflichten gegen ihre mit Gütern weniger gesegneten Mitmenschen anerkennen, eine Brüderschaft gebildet werden sollte. Diese Gemeinde wird ohne Zweifel weit genug sein, alle aufzunehmen, da ja der Prozentsatz des Überschusses, den jeder im geheimen andern zuwenden kann, nicht begrenzt ist und auf dem weiten Felde seiner Anwendung keinerlei Einmischung versucht wird. Man darf hoffen, daß sich in der ganzen Welt verwandte Gemeinden bilden werden und sich in Zwischenräumen Abgeordnete von ihnen in einer weltumfassenden Brüderschaft zusammenfinden, um sich dadurch in dem Wunsche und dem Streben, die Lage der Massen nach Kräften zu verbessern und Reich und Arm in engere Berührung zu bringen, einander zu stärken. Diejenigen, welche fragen, „nicht wieviel wir weggeben sollen, sondern wieviel wir behalten dürfen,“ würden die fortgeschrittenste Abteilung darstellen. Von ihnen durch viele Abstufungen getrennt würden diejenigen, die die fortgesetzte Vererbung von Reichtum und Stellung und standesgemäße

Pracht gern noch verteidigen, den andern großen Flügel der Armee ausmachen. Alle würden gleich willkommen, gleich nötig sein, denn die Mitglieder der Brüderschaft brauchen nur die Pflicht zu empfinden, daß sie, mit überschüssigem Reichtum über ihre Bedürfnisse hinaus betraut — so wie ihr Gewissen diese Bedürfnisse bestimmen mag — das Ganze oder einen größeren oder kleineren Teil des Verbleibenden regelmäßig beiseite tun und zum Wohle ihrer weniger begünstigten Mitmenschen ausgeben sollen, so wie es ihnen zu deren wirklichen Hebung am geeignetsten erscheint. Sollte Mr. Gladstones Rat die Antwort finden, die er verdient, so wird der von seiner Person ausgehende Nutzen bedeutend erhöht sein, in einer Sphäre, die glücklicherweise weit entfernt von der politischen und hoch über dieser liegt, auf einem Felde, wo weder für Hader, Eifersucht und Gewinn noch für persönlichen Ehrgeiz Raum ist, für eine so hohe und heilige Sache, daß alles ringsum Frieden, Wohlwollen und Brüderlichkeit atmet!

Jeder aufrichtige, gute Mensch, der die Welt ein wenig besser hinterlassen möchte, als er sie vorfand, wird Mr. Gladstones Einfluß auf diesem neuen Gebiete guten Erfolg wünschen — zum besten einer Aufgabe, die tatsächlich „für Hast zu groß, für Zwist zu hoch“ ist.

Landläufige Illusionen über Truste.

Die Programme beider Parteien in dem nahenden Präsidentschaftskampfe werden voraussichtlich von ausdrücklichen oder darin mit inbegriffenen Anklagen gegen die Truste widerhallen, um dem landläufigen Geschrei gegen diese zu Diensten zu sein, denn viele im Volke sind zu dem Glauben geführt worden, daß große Ansammlungen von Kapital den Interessen der Massen, die wenig oder keines haben, feindlich sein müssen. Mag diese Politik für den Augenblick von einem Parteistandpunkte aus mehr oder weniger Erfolg bringen, so ist sie doch notwendig eine Eintagspolitik, weil die Truste, wie der Verfasser zeigen will, die Gesetze des Wettbewerbs nicht auf die Dauer verletzen können und sich dann als dem Volke nützliche Kräfte erweisen müssen.

Die Erde dreht sich heutzutage um nichts schneller als seit Jahrtausenden, ohne Zweifel kommen aber auf der Welt neue Ideen mit einer bisher unbekannten Plötzlichkeit in Sicht, um nach raschem Aufblitzen wieder zu verschwinden. Es scheint, als ob der Mensch unsrer Zeit in der Erfüllung der Pflicht aufginge, alles Neue zu versuchen. Glücklicherweise wissen wir als Kenner der Entwickelung, daß er schließlich nur das festhalten muß und wird, was dem als menschliche Gesellschaft bekannten Organismus gut ist. Seine Haltung neuen Dingen und neuen Gedanken gegenüber ist bisher voll Argwohn und Zögern gewesen. Wir sehen

in den älteren Ländern und älteren Kulturen noch die Spuren davon, aber der springende, unbezähmbare, zielbewußte Geist der westlichen Kultur scheint eine ganz entgegengesetzte Richtung zu haben. Er ergreift gierig alles Neue und ist über die Maßen seines Lohnes gewiß, stets bereit, das Alte zu verwerfen und im Neuen die goldene Pforte der Verheißung zu sehn. Der Amerikaner ist der moderne Magier, der ewig alte Lichter mit neuen vertauscht. Universalmittel gegen alle Übel des Lebens sind zahlreicher als die Übel. Nicht einer, sondern hundert wissende Ärzte erscheinen, jedes Gebrechen des politischen Körpers zu heilen und keinem fehlen die Patienten oder, mit Verlaub gesagt, die Gimpel. Wir müssen alle unsre Spielerei und unser Steckenpferd haben. Es ist für den Menschen natürlich, den Täuschungen der Hoffnung nachzuhängen.

Es ist noch nicht lange her, daß die industrielle Welt ihr Heil in dem Aktien-Gedanken erblickte. Jeder Zweig des Gewerbes sollte sich ihm in die Arme werfen. Anteile jeden denkbaren Unternehmens sollten sich massenhaft im Volk verteilen und auf diese Weise die vielgewünschte Wiederverteilung des Reichtums sichern, bei der jedermann nicht mehr allein Verbraucher, sondern sein eigener Produzent, sein eigener Frachtführer, Tuchhändler, Metzger, Bäcker und Leuchterfabrikant wäre. Es stand einem nichts im Wege, durch Anteile der „Begräbnis-Gesellschaft auf Aktien“ oder der „Feuerbestattungs-Gesellschaft“ gewissermaßen sein eigener Leichenbestatter zu sein, um so den großen Aktiengesellschafts-gedanken ganz zu Ende zu führen. Jeder Angestellte in dem Hüttenwerke oder der Fabrikanlage, im Eisenbahn- oder

Dampfschiffahrtsbetrieb sollte bald ein Mitinhaber werden, vielleicht mit künftigem Sitz in der Verwaltung.

Obgleich alle diese über-zuversichtlichen Erwartungen durch die Gesetze, die jene Gesellschaften einführten und dadurch die Vereinigung der zahllosen kleinen Ersparnisse des Publikums im allgemeinen förderten, nicht erfüllt worden sind, so haben doch wenige neue Rechtsformen den haushälterischen und strebsamen Leuten mit kleinen Ersparnissen, die das Salz der arbeitenden Millionen und des ganzen Landes darstellen, so großen Nutzen gebracht wie jene Korporationsidee.

Ein weiterer hochwichtiger Fortschritt in dieser Richtung ging von der Zulassung von Handelsgesellschaften mit beschränkter Haftung aus, die die unzweifelhaften Vorteile der individuellen Leitung vor der korporativen sicherte, ohne die Mitglieder, deren Haftung sie auf den Kapitalbetrag des Geschäftsanteils beschränkte, der Gefahr des Ruins auszusetzen. Bei den großen Aktiengesellschaften werden die Anteile gewöhnlich an der Fondbörse gekauft und verkauft, die wirklichen Besitzer sind also unbekannt. Alles hängt von besoldeten Beamten ab, die vielleicht nicht einen Dollar in dem Unternehmen haben. Bei der Gesellschaft mit beschränkter Haftung können dagegen nur bekannte Anteilseigner Mitglieder sein; die Anteile werden nicht an Außenstehende verkauft, sodaß die Übersicht des Leiters über alles gewährleistet ist. Mit angemessenen — aber unbedingt notwendigen — Provisionen ist es unter diesem System möglich, aus tüchtigen, aber armen Angestellten Teilhaber zu machen, von denen kein Kapital verlangt wird. Die

Gesellschaft braucht nur darauf einzugehen, daß die Gewinne mit der gegebenen Verzinsung zu verrechnen sind, wobei sich die kapitalbesitzenden Teilhaber das Recht vorbehalten können, das Gesellschaftsverhältnis durch Zweidrittel- oder Dreiviertel-Mehrheitsbeschluß zu kündigen, falls sich der neue Gesellschafter nicht bewähren sollte. Auf diese Weise ist es möglich, für das Emporkommen des armen aber befähigten Angestellten zu sorgen und bis zu gewissem Grade die Schwierigkeiten auszugleichen, die seinem Aufsteigen zur Teilhaberschaft heutzutage anerkanntermaßen im Wege stehen, weil erfolgreiche Unternehmungen unter den gegenwärtigen, wahrscheinlich fortdauernden Bedingungen ein ungeheuer großes Kapital erfordern. Die Zeit kleiner Geschäftsbetriebe mit Kapitalien, wie sie manche tüchtigen Leute nur erschwingen können, scheint vorüber zu sein und nie wiederzukehren. Das Aufrücken zur Teilhaberschaft in großen Betrieben kann aber in der Hauptsache nur durch solche Mittel erfolgen, wie sie die Gesetze über Handelsgesellschaften mit beschränkter Haftung an die Hand geben.

Heute hört man nur noch wenig von der Aktiengesellschaft, die sich in ihre natürliche Lebenssphäre zurückgezogen hat und nicht weiter beachtet wird. Ihr folgte das „Syndikat“, eine Vereinigung von Gesellschaften, die eine Zeitlang an demselben Strange zogen und den verderblichen Wettbewerb zu vernichten glaubten. Das Wort ist schon fast außer Gebrauch gekommen, und jetzt hat das Syndikat das Feld dem Trust überlassen.

In allen diesen menschlichen Versuchen zeigt sich das Bestreben, Gelegenheiten zu bieten, um Kapitalmassen zu

vereinigen, die kleinen Ersparnisse der vielen zu konzentrieren und sie einem einheitlichen Zwecke zuzuführen. Die Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft schaffen hierfür ein dringendes Bedürfnis; die Konzentration des Kapitals ist eine Notwendigkeit, um den Bedürfnissen der Gegenwart zu begegnen und sollte darum nicht schief angesehen, sondern unterstützt werden. Sie birgt nichts in sich, was der menschlichen Gesellschaft nachteilig ist. Sie ist eine Entfaltung von Ungleichartigem zu Gleichartigem und bildet deutlich einen weiteren Schritt auf dem aufsteigenden Pfade der Entwickelung.

Neben dieser Notwendigkeit, den Reichtum der vielen zu immer größeren Summen für Riesenunternehmungen anzusammeln, zeigt sich die Wirkung eines anderen Gesetzes in der von Anfang an bis jetzt unverändert gebliebenen Neigung, die Kosten aller Gegenstände menschlicher Erzeugung beständig zu ermäßigen. Infolge der Wirkung dieses Gesetzes weist das Heim des heutigen Arbeiters Kostbarkeiten auf, die selbst in den Palästen so neuzeitlicher Fürsten wie der Königin Elisabeth noch unbekannt waren. Es ist eine verbrauchte Redensart, daß die Behaglichkeit von heute gestern Üppigkeit war. Ein richtiges Bild des Gegensatzes gewinnt man erst, wenn man durch die Schlösser und Paläste älterer Länder wandert und sieht, daß diese vor zwei oder drei Jahrhunderten nur Binsen als Teppiche und kleine offene Löcher als Fenster hatten, da Glas wenig bekannt war, und Gas und Wasserleitung und alles entbehrten, was wir heute zur Behaglichkeit des Lebens rechnen. Was die Hauptschätze des Lebens, die Bücher angeht, so gibt es kaum eine Arbeiter-

familie, der nicht unentgeltlich und kostenlos Bibliotheken zugänglich sind, wie man sie ehemals in Palästen nicht kannte.

Wenn eine Wahrheit der Weltgeschichte deutlicher und unbestreitbarer als die andere ist, so ist es die, daß die Verbilligung der Güter, sei es der Luxus- oder der Gebrauchsartikel oder der als Kunstgegenstände geltenden, ihre allgemeinere Verbreitung sichert und einer der mächtigsten Faktoren zur Veredelung und Hebung eines Volkes und zur Vermehrung seines Glückes ist. Zu keiner Zeit menschlichen Schaffens ist diese große Kraft so wirksam oder so ausgedehnt gewesen wie zu der unsrigen. Nun beruht aber die Verbilligung aller dieser nützlichen Dinge, mögen es Metallwaren, Textilerzeugnisse, Nahrungsmittel oder vor allem Bücher und Druckwerke sein, allein auf der Wirksamkeit eines Gesetzes, das sich folgendermaßen ausdrücken läßt: Die Billigkeit steht im Verhältnis zum Umfang der Produktion. Bei der Herstellung von zehn Tonnen Mehl an einem Tage würde die Tonne viele Male soviel kosten wie bei der Herstellung von hundert Tonnen, bei der Herstellung von hundert Tonnen doppeltsoviel wie bei tausend und bei tausend weit mehr als bei zehntausend. Je größer also der Umfang des Unternehmens, desto billiger das Erzeugnis. Das ungeheure Dampfschiff von zwanzigtausend Tonnen Ladung trägt seine Frachttonne erwiesenermaßen zu niedrigeren Kosten, als die ersten Dampfschiffe ein Pfund trugen. Glücklicherweise ist es den Menschen unmöglich, dieses große und segensreiche Gesetz in seiner Wirkung aufzuhalten oder gar zu ändern, dieses Gesetz, dem der

größte Teil ihres Behagens und Wohllebens und auch die Mehrzahl der besten und nützlichsten Kräfte im Leben entspringen.

In einem ob seiner Erfindungen berühmten Zeitalter sehen wir bei diesen dasselbe Gesetz walten. Die Erfindungen erleichtern die großen Unternehmungen und verlangen in den meisten Fällen, in einem großen Maßstabe angewandt zu werden. In der Regel wäre eine wohltätig wirkende Erfindung tatsächlich nutzlos, wenn sie nicht dazu gebraucht würde, tausend Personen zu versorgen, wo vorher zehn versorgt wurden. Jedes Streben zielt heute darauf ab, die geistig wie körperlich nützlichen Güter des Lebens unter den arbeitenden Millionen auszustreuen. Wohin wir schauen, sehen wir das unerbittliche Gesetz immer größere und größere Dinge hervorbringen. Eines der bezeichnendsten Beispiele dafür bietet der Eisenbahngüterwagen. Als der Verfasser in den Dienst der Pennsylvanischen Eisenbahn eintrat, beförderten acht Räder sieben bis acht Tonnen, heute befördern sie fünfzig Tonnen. Die Lokomotive hat sich an Kraft vervierfacht. Das Dampfschiff ist heute zehnmal so groß, der Hochofen hat siebenmal soviel Aufnahmevermögen, und überall zeigt sich der Trieb weiteren Wachstums. Der Unterschied zwischen der Hand-Druckpresse von früher und der vollendeten Zeitungsdruckmaschine von heute ist selbst noch auffälliger.

Man ersieht hieraus, daß dieses überwältigende, unwiderstehliche Streben nach Anhäufung von Kapital und wachsendem Umfang in jedem Produktionszweige nicht aufgehalten oder gar ernstlich verhindert werden kann und daß man, statt in

der einen oder anderen Richtung eine Einschränkung zu versuchen, jede Zunahme nicht für die wenigen Reichen, sondern für die Millionen Armen als einen Gewinn begrüßen und zugeben muß, daß dieses Gesetz Segen bringt, daß es zum Guten und nicht zum Schaden gereicht. Jede Erweiterung ist, Stufe für Stufe, eine Verbesserung des Vorangegangenen. Sie führt zu höherer Zivilisation und gestaltet das Leben nicht einer, sondern aller Klassen der Menschen reicher. Sie ist darauf gerichtet, in des Arbeiters Hütte die Kostbarkeiten einzuführen, die bisher nur der Reiche genoß, aus den häßlichsten Wohnstätten viel von ihrer Häßlichkeit zu entfernen und das Gedeihen menschlichen Glückes, im Heim des Arbeiters verhältnismäßig mehr als im Palast des Millionärs, zu fördern. Sie ist nicht darauf gerichtet, den Reichen ärmer zu machen, sondern darauf, den Armen durch den Besitz besserer Dinge reicher zu machen und verkleinert wesentlich die weite und beklagenswerte Kluft zwischen den Reichen und den Armen. Oberflächliche Politiker mögen eine Zeitlang die Unwissenden täuschen, aber mehr und mehr werden all dies diejenigen deutlich einsehen, die man jetzt verleitet, Kapitalanhäufungen als schädlich zu betrachten.

In allen großen Bewegungen, auch den nützlichsten, gibt es Anlaß zu Kritik und neue, den neuen Bedingungen entspringende Gefahren, vor denen man sich hüten muß. Kein Goldklumpen ist frei von mehr oder weniger Unreinigkeiten und keine gute Sache ohne ihren Beisatz von Schlacken. Selbst die Sonne hat ihre Flecken, doch werden diese, wie man weise hinzusetzt, nur durch das Licht sichtbar, das sie selber aussendet.

Die Vorteile, die der Welt aus diesem Gesetze der Ansammlung und des Wachstums überkommen sind, nehmen daher verschiedene Formen an, von denen einige Einwänden begegnen.

Eine Form der Ansammlung ist das Anwachsen von Geschäftsbetrieben, die ihren Wirkungskreis beständig erweitern, wobei die besondere Form, die man am meisten kritisiert hat, das Warenhaus ist. Wir blicken auf die Zeit zurück, wo ein unbedeutendes Geschäft eine Klasse von Waren verkaufte. Eine noch weitere Arbeitsteilung zeigt sich in ihrer vollsten Entwicklung im ganzen Orient, wo zur Herstellung einer ganzen Leistung eine große Zahl Diener erforderlich ist, da sich jeder auf die Verrichtung eines Teiles der vielen dazu erforderlichen Handgriffe beschränkt. Spuren dieses Systems fristen sich auch noch bei uns daheim. In betreff der Warenhäuser ist aber die erste Frage: Liefern sie der großen Masse Waren zu geringeren Kosten? Denn auf die Billigkeit kommt es an, damit im Volke eine weitere Verbreitung begehrenswerter Artikel stattfindet, die sehr zu wünschen ist, weil sie unfehlbar ein Aufsteigen zu einer höheren Stufe der Zivilisation einschließt. Gesteigerte Behaglichkeit bedeutet gesteigerte Verfeinerung und diese bedeutet eine höhere Lebenshaltung. Niemand stellt die Tatsache in Zweifel, daß diese großen Unternehmungen einen größeren Wert für das Geld liefern, als es den kleinen selbständig verkaufenden Betrieben möglich war. Der gesteigerte Umfang der Geschäfte unter einer Leitung sichert eine viel billigere Güterverteilung. Daß diese Großbetriebe so allgemein bevorzugt werden, ist der beste Beweis, daß

sie nützlich sind, und sie sind, dies sollte man nicht aus den Augen verlieren, für das große Publikum verhältnismäßig vorteilhafter als für die wenigen Reichen. Ebenso sind es die breiten Volksschichten und nicht die Wenigen, denen das Gedeihen ungeheuer großer, allumfassender Unternehmen in jedem andern Zweige der Gütererzeugung und -Verteilung am meisten frommt. Daß die Einführung eines neuen Systems das ältere und weniger wünschenswerte stört und schließlich umstößt, ist unvermeidlich.

Die Hauptklage, die gegen die Warenhäuser erhoben wird, ist, daß das alte System kleiner selbständiger Geschäfte dem Staate hundert unabhängige Inhaber als wertvolle Bürger sicherte, während ihm das Warenhaus vielleicht nur fünf biete. Nach der Meinung des Verfassers ist dies ein Irrtum, da schon die Erfahrung zeigt, daß der große und erfolgreiche Betrieb von zahlreichen tätigen Mitgliedern abhängt, die an den Ergebnissen unmittelbar teilhaben. Es darf als ein Gesetz gelten, daß sich das Geschäft, das die größte Zahl von Gehilfen am Gewinn beteiligt, unter sonst gleichen Voraussetzungen am erfolgreichsten erweisen wird, und es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß in jenen Riesenbetrieben die unmittelbare Beteiligung am Gewinn für alle Vorsteher der zahlreichen Abteilungen bereits die Regel bildet. Mit andern Worten, der kleine unbedeutende Prinzipal in seinem kleinen Laden hat dem größeren viel bedeutenderen Vorsteher einer Abteilung Platz gemacht, dessen Einkünfte die des von ihm verdrängten kleinen Geschäftsinhabers gewöhnlich übersteigen. Dies ist jedoch noch nicht alles. Für die Entfaltung außergewöhnlicher Fähigkeiten bietet sich hier ein viel größeres

Feld als es in dem kleineren Betrieb möglich war und die Teilhaberschaft oder etwas ihr entsprechendes wird in einem dieser Unternehmen ebenso oft zu erlangen sein, wie der Besitzer des kleinen Ladens Erfolge erzielte. Dies größere System züchtet größere Menschen und durch die großen Menschen wird der Durchschnitt der Gattung gehoben. Die Gattung der Kleinhändler ist dazu bestimmt, sich zu verbessern und nicht allein bessere Geschäftsmänner und bessere Männer an sich, sondern auch wertvollere Staatsbürger hervorzubringen. Die Beschäftigung mit kleinen Angelegenheiten schafft kleine Menschen, die Beschäftigung mit großen Angelegenheiten große und starke Charaktere.

Wir haben die Warenhäuser, als die der Kritik am meisten unterworfene Form, herausgegriffen, aber was von ihnen hier gesagt worden ist, gilt von allen andern Geschäftszweigen. Je größer der Maßstab, in dem die Geschäfte erfolgreich geführt werden können, desto besser für die Menschheit als Ganzes und in noch höherem Grade für die große Masse des Volkes als für die Wenigen.

Wir kommen jetzt zu einer andern Phase der Ansammlung: der Vereinigung verschiedener in den einzelnen Teilen des Landes verstreuter Industriewerke zu einer einzigen starken Gesellschaft. Solche Vereinigungen werden jetzt als Truste bezeichnet.

Soweit die Vereinigung verschiedener einem Gewerbszweige angehörender Anlagen in Betracht kommt, zeigt sich darin eine Folge des großen Gesetzes der Ansammlung, welches, wie wir gesehen haben, nützlich ist, wenn auch der wahre Grund der sich vereinigenden zuweilen die Erwägung

gewesen sein mag, daß durch solchen Zusammenschluß empfindlichem Wettbewerb ein Ende gemacht würde. Diesem Beweggrund wird ein schöner Anstrich verliehen, weil auf der Hand liegt, daß eine Verbilligung der Erzeugnisse durch die Verbindung von Betrieben an verstreuten Plätzen nicht in so hohem Maße erfolgen kann, als wenn ein einziger Betrieb sich selbst erweitert. Andererseits ist bis zu gewissem Grade zuzugeben, daß jeder einzelne Betrieb benutzt werden kann, den Bedarf eines tributpflichtigen Bezirks zu decken, um so Versendungskosten zu sparen. Eine einzige starke, erweiterte Unternehmung wird aber wohl im stande sein, einen im eignen tributpflichtigen Bezirk nicht gebrauchten Überschuß im Vergleich zu den kleinen verstreuten Betrieben zu soviel niedrigeren Kosten herzustellen, daß sie für das, was sie außerhalb ihres natürlichen Gebietes zu verkaufen wünscht, die Fracht tragen kann. Soweit die Vereinigung verstreuter Betriebe den Zweck hat, Versendungskosten zu sparen und auf diese Weise eine Verbilligung zu erzielen, ist sie als dem Lande nützlich zu begrüßen, denn es steht fest, daß die Billigkeit der Güter zu ihrer weiteren Verbreitung unter der Masse führt und, wenn dies erreicht wird, einen Gewinn darstellt. Ermäßigte Erzeugungskosten unter freiem Walten des Wettbewerbs sichern dem Verbraucher ermäßigte Preise.

Man ist gegen die Truste aufgebracht, weil sie darauf abzielen sollen, für die Herstellung und Verteilung ihrer Erzeugnisse Monopole zu begründen, aber die ganze Frage ist die: Ist es ihnen gelungen oder kann es ihnen gelingen, Erzeugnisse zu monopolisieren? Sehen wir zu. Daß der Verfertiger eines patentierten Artikels ein Monopol aufrecht er-

halten kann, versteht sich von selbst. Unsere Gesetze gewähren ihm ausdrücklich ein Monopol. Daß es seitens des Staates weise gewesen ist, einem Erfinder ein solches für eine gewisse Zeit zu gewähren, wird nicht ernstlich bezweifelt werden. Es hat sich dies so nützlich erwiesen, daß die Nationen der ganzen Welt eine nach der andern unserer Patentgesetzgebung gefolgt sind. Unser hauptsächlichster industrieller Nebenbuhler, Großbritannien, hat es soweit als möglich getan, und der Vorsitzende der britischen Patentkommission drückte mir sein Bedauern aus, daß es zur Zeit für undurchführbar gehalten werde, in derselben Richtung weiter zu gehen.

Außer den Patenten giebt es nur zweierlei Bedingungen, die die Behauptung eines Monopols möglich machen. Sie sind gegeben, wenn die Beteiligten eine unbedingte Kontrolle über das Rohmaterial, aus dem das Erzeugnis hergestellt wird, oder über ein Gebiet besitzen, in welches Wettbewerber nur mit äußerster Schwierigkeit eindringen können. Dies ist im wesentlichen bei der Standard Oil Company der Fall, und so lange wie sie ein Monopol fürs Rohmaterial behaupten kann, wird sie selbstredend auch ein Monopol für das fertige Erzeugnis behaupten können. Es ist das eine Tatsache, die das Publikum anerkennen muß, aber was die Gesetzgebung tun kann, ihr zu begegnen, ist schwer zu sagen. Die Bürger der Vereinigten Staaten haben ein Recht darauf, alles zu kaufen, was sie wünschen. Dieses Recht könnte kaum beschränkt werden, auch würde seine Beschränkung im großen und ganzen nicht weise erscheinen, zumal der Fall mit dem Standard Oil der einzige ist, in dem

ein Monopol für einen Artikel erworben worden ist. Es ist nur durch außergewöhnliche Fähigkeiten und durch Umstände möglich geworden, die wahrscheinlich nicht wieder eintreten werden. Die in seinem fortgesetzten Erfolg liegende Belohnung ist für so tüchtige Leute wie seine Schöpfer nichts Außergewöhnliches. Die zweite Quelle seiner Kraft entspringt der Tatsache, daß die damit zusammenhängenden, ausgedehnten Unternehmungen die Möglichkeit geschaffen haben, den Preis des Erzeugnisses für den Verbraucher zu ermäßigen. Es ist eine einzig dastehende Organisation, denn es gibt nichts Ähnliches auf der Welt, und darf daher mit den gewöhnlichen Trusten, die zahlreich und in beständiger Zunahme begriffen sind, nicht in eine Linie gestellt werden.

Innerhalb der letzten paar Monate hat sich eine ganz neue und überraschende Entwicklung des Trustgedankens auf dem Gebiete der Eisenbahnen gezeigt, eine Entwicklung, die dem Kopf, der sie erdachte, viel Ehre macht. Ich meine den Ankauf großer Beträge der Aktien weniger hervorragender Wettbewerber durch die führenden Hauptlinien. Wir sehen jetzt einen stellvertretenden Vorsitzenden der Pennsylvanischen Eisenbahn-Gesellschaft in der Verwaltung der Baltimore- und Ohio-Gesellschaften sitzen. Das Ergebnis dieser Bewegung nimmt, wenn sie anhält, möglicherweise Größenverhältnisse an, die in ihrer Wirkung jede frühere Phase des Trustes übertreffen und zu einer Ausdehnung der Machtvollkommenheit der zwischenstaatlichen Kommission und vielleicht zu einer andern Gesetzgebung führen mögen, an die jetzt niemand denkt. Die Angelegenheit erstreckt sich zu weit, um hier mehr als nur angedeutet werden zu können. Das Land wird

ihre künftige Entwicklung erfahren und der über wirtschaftliche Fragen nachdenkende wird ihr mit tiefem Interesse entgegen sehen.

Die Entstehungsgeschichte der Truste ist die folgende: Die Fabrikanten der meisten Stapel-Artikel (besonders von Eisen und Stahl) sind langen Perioden großen geschäftlichen Druckes unterworfen, denen kurze Zwischenzeiten hoher Gewinne folgen. Da während des Darniederliegens des Geschäfts keine Erhöhung der Produktionsfähigkeit eintritt und die Bevölkerung und der Bedarf der Welt beständig wachsen, bemerkt man eines Tages, daß die Nachfrage das Angebot eingeholt und überschritten hat. Aber die Erzeugung eines vermehrten Vorrats ist kein leichtes Ding. Es bedeutet gewöhnlich ein Anfangen von Anfang an, die Rohmaterialen müssen aus dem Bergwerk oder aus dem Boden gewonnen und durch mannigfache Prozesse getrieben werden, für die die notwendigen Maschinen und Vorkehrungen fehlen, und so vergehen ein Jahr oder 18 Monate oder selbst zwei Jahre, ehe der Vorrat der meisten Artikel tatsächlich vermehrt werden kann. Die Nachfrage bleibt indessen unbefriedigt und wird gebieterisch und die Preise schnellen empor. Viele neue Leute werden veranlaßt, neue Fabriken zu bauen. Die Erweiterung der alten genügt aber allen Nachfragen und selbst ein wenig darüber hinaus, und dann kommt der Zusammenbruch. Während einer der langen Perioden des Tiefganges, wenn viele der Fabrikanten am Rande des Bankrotts stehen, erhebt sich nun eine Hoffnung im Herzen, die sich bald zu dem Glauben verdichtet, daß ein neuer Weg gefunden sei, den natürlichen Folgen der unveränderlichen

wirtschaftlichen Gesetze zu entgehen. Man fühlt bald, daß wilder Wettbewerb zwischen denen, die ein gemeinsames Leid tragen und Bruderfabrikanten sein sollten, aufzuhören hat und der Löwe und das Lamm sich zusammen schlafenlegen müssen. In der Stunde der Not vergißt man, daß der Moralist die Befürchtung ausgesprochen hat, das eine möchte im Bauche des andern gefunden werden. Zunächst folgen Verständigungen aller Art und schöne Versprechungen — leider! nur um gebrochen zu werden, und schließlich erscheint der Gründer und unsere armen Fabrikanten werden ihm zur leichten Beute. Ungeheure Summen werden für veraltete Anlagen geboten, die vielleicht seit Jahren kaum imstande gewesen sind, mehr als ihre Kosten abzuwerfen. Diese werden nun zusammengeballt und in dem Wahne, daß das Zusammenballen von einem Dutzend oder zwanzig Invaliden Leben in die Masse bringt, tritt das neue Unternehmen als ein Trust in die Erscheinung. Dies trifft nicht für alle zu, die zu den Trusten gerechnet werden, es gibt Ausnahmen, ich spreche nur allgemein.

Werden diese Verbände am Vorabende einer Periode lebhafter Tätigkeit geschlossen, wie es jüngst der Fall war, so erfolgt dann eine frohlockende Rechtfertigung des neuen Heilmittels, die industrielle Welt hat ihr Universalmittel gegen alle Übel gefunden und nie wieder soll verderblicher Wettbewerb stattfinden. Das Publikum ist beunruhigt, es hört eine zeitlang von dem Preisaufschlag der Erzeugnisse dieser Riesenverbände, die zeitweise den Markt beherrschen und verlangt eine Gesetzgebung gegen sie. Allgemein gesprochen, würde der Preisaufschlag, wie in dem gegen-

307500

wärtigen Beispiel, auch Platz gegriffen haben, wenn keine Truste vorhanden gewesen wären, da die Ursache die gestiegene Nachfrage war. Der bloße Name Trust fällt uns auf die Nerven. Offenbar beunruhigt sich das Publikum über die Frage ohne Not, aus den folgenden Gründen:

Wenige Truste haben ein Monopol durch Patente oder durch Rohmaterial- oder Gebiets-Versorgung und was dann eintritt, ist folgendes: Der Wettbewerb wird eine kurze Zeit gehemmt, aber selten oder nie vollständig erstickt. Die Gewinne der Truste sind hoch und das Kapital, das stets nach einer Gelegenheit ungewöhnlich hohen Gewinnes ausspäht, sucht nach einem Gesetz seines Daseins einzuspringen und wartet nur darauf, in den Dienst dieses ertragreichen Gewerbes zu treten. Ein Verwandter eines der hauptsächlichsten Beamten oder einer der Abteilungsvorsteher des Trustes, der dessen großen Gewinn kennt, bestimmt irgend einen Freund mit Kapital, gemeinschaftlich mit ihm neue Fabriken zu bauen, und die Folge ist, daß wir bald im ganzen Lande als Wettbewerber Fabriken emporschießen sehen, deren jede den großen Riesentrust mehr oder weniger bezwingen will. Dieser droht nun die Preise herabzusetzen, und wird früher oder später, mag dies auch für ihn einen Verlust von Millionen Dollar bedeuten, mit dem kleinen David, der den Goliat anzugreifen wagte, zu einem Abkommen gelangen und den nebenbuhlerischen Betrieb beseitigen oder aufkaufen. Dies reizt aber nur den Appetit anderer, die den Erfolg des ersten Neuunternehmers sahen und bald schießen andere Fabriken empor. Kaum hat der Trust einen bedrohlichen Nebenbuhler aufgekauft, so erscheinen zwei andere

und das ist sein Verhängnis. Das Volk kann versichert sein, daß es weder in dem einen noch dem andern Artikel für irgend einen Trust möglich ist, übermäßige Preise zu erpressen, ohne dadurch seine eigenen Grundlagen rasch zu untergraben. Es ist nicht lange her, daß die ersten Truste in die Erscheinung traten, und schon sind viele verschwunden. Viele noch bestehende, deren Namen dem Leser sofort einfallen werden, werden bestürmt. Nur wenige überleben heute und keiner hat sich das ersehnte Monopol gesichert. Für die meisten Metall- und viele Stapel-Artikel sind Truste gebildet worden, die wohl noch am Leben sind, aber bis zu ihrer schließlichen Zerstörung unentwegt angegriffen werden. Die Presse pflegte jeden Morgen von der Organisation des einen oder anderen Trustes zu berichten, und selbst heute hören wir noch von beabsichtigten Ergänzungen der Liste dieser versuchten Riesenmonopole, die sich eines eintägigen Bestehens erfreuen. Für die meisten von ihnen paßt schon die Grabschrift:

War mir so bald der Tod bestellt,
Warum kam ich dann auf die Welt?

Jeder Versuch, die Herstellung eines Stapel-Artikels zu monopolisieren, trägt den Keim des Mißlingens in sich. Lange bevor wir gesetzgeberisch mit Erfolg gegen die Truste vorgehen könnten, würde für eine solche Gesetzgebung keine Notwendigkeit mehr bestehen. Die Vergangenheit beweist dies und die Zukunft wird es bestätigen. Man sollte diese großen Kapitalansammlungen für die Erzeugung von Stapel-Artikeln lieber fördern. Eine über eine

kurze Zeit hinausgehende Preissteigerung für den Verbraucher braucht nicht befürchtet zu werden. Im Gegenteil, das unvermeidliche Ergebnis einer solchen Ansammlung ist schließlich, daß der Verbraucher billigere Artikel erhält als er auf andere Weise hätte erlangen können, denn das Kapital wird durch hohen vorübergehenden Gewinn angetrieben, gegen sie zu Felde zu ziehen. Die Folge ist bald eine die Bedürfnisse des Verbrauchers übersteigende Produktionsfähigkeit und da die neu errichteten Fabriken die höchsten Vervollkommnungen aufweisen und billiger als die alten produzieren können, müssen die verwundbaren Truste sie aufkaufen und zum doppelten oder dreifachen Betrag ihrer Kosten kapitalisieren. Es besteht daher in den Trusten keine der Allgemeinheit drohende Gefahr noch irgend ein Anlaß zu Befürchtungen.

Die großen aus der menschlichen Natur und den menschlichen Bedürfnissen hervorgewachsenen Gesetze behalten ihren unaufhaltsamen Lauf. Der Wettbewerb in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit ist nicht zu unterdrücken. Der einzelne Fabrikant, der sich zu dem ungemein gewinnbringenden Geschäft des Trustes verführt sieht, wird sich vor der Monopolfrage hüten und dem Volke Schädigungen ersparen. Der Trust wird eines Tages, was die Ansammlung und die Ausdehnung angeht, als ein großer Schritt angesehen werden, der zu billigerer Gütererzeugung für das Volk führte, wie sie auf keinem andern Wege als dem der Vereinigung von Kapital und Fabriken hätte erreicht werden können. Schon sind die Geister zahlreicher dahingeschiedener Truste, die nach Monopolen strebten, über die Bühne der geschäftigen

Welt geschritten, jeder mit einem Fingerzeige auf seine von jenem großen Korrektiv, dem Wettbewerbe, herrührende Todeswunde. Wie bei den Geistern der Opfer Macbeths verspricht die Reihe immer länger zu werden, und ebenfalls wie jene Phantome „kommen und gehen sie gleich Schatten."

Die Masse des Volkes, die arbeitenden Millionen werden in diesem großen Gesetz der Ansammlung von Kapital und Fabriken bald eine weitere, wohltätige Kraft erblicken, die darauf gerichtet ist, dem Heim des Armen, in höherem Maße als je, immer mehr von den Kostbarkeiten des Reichen zuzuführen und seinem Leben mehr Annehmlichkeit und Helle zu verleihen. Die einzigen Leute, die Grund haben, die Truste zu fürchten, sind die, welche in ihnen ihren Trost suchen.

Eines Arbeitgebers Ansicht über die Arbeiterfrage.

Der Kampf, in dem die Arbeit während der letzten dreihundert Jahre verwickelt war, zuerst gegen die Obrigkeit und dann gegen das Kapital, ist ein Triumphzug gewesen. Sieg nach Sieg ist errungen worden. Noch zu Shakespeares Zeiten waren in England Reste von Fronen oder Leibeigenschaft vorhanden. Vorher gehörte nicht nur die Arbeit, sondern auch die Person des Arbeiters dem Herrn. Die Arbeiter waren entweder Sklaven oder Leibeigene; Männer und Frauen wurden mit dem Gute, auf dem sie arbeiteten, verkauft und wurden Eigentum des neuen Herrn, genau wie das Nutzholz, das auf dem Boden wuchs. In jenen Tagen hören wir nichts von Arbeitseinstellungen oder Gewerkschaften und Meinungsverschiedenheiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Die Arbeit besaß tatsächlich kein Recht, das der Herr oder Arbeitgeber zu achten hatte. Selbst zu Beginn unseres Jahrhunderts war die Lage des Arbeiters in manchen Gegenden noch eine solche, wie sie kaum zu glauben ist. Was meinen unsere Freunde unter den Arbeitern dazu, daß sich die Bergleute Britanniens noch bis zum Jahre 1779 in einem Zustande der Leibeigenschaft befanden? Sie waren gesetzlich gezwungen, solange in den Gruben zu bleiben, wie sie deren Eigentümer dort zu beschäftigen wünschte, und wurden tatsächlich als ein

Teil des in den Bergwerken steckenden Kapitals verkauft. Wenn sie anderswo eine Stellung annahmen, konnte sie ihr Herr stets zurückholen und für den Versuch, ihn ihrer Arbeit zu berauben, als Diebe auspeitschen lassen. Diese Gesetze wurden im Jahre 1779 geändert, aber erst nach den 1797 und 1799 angenommenen Gesetzen aufgehoben. (The Trades-Unions of England p. 119.) So stand es noch vor siebenundneunzig Jahren. Es leben noch Leute, die damals lebten. In Frankreich wieder mußte noch 1806 jeder Arbeiter einen amtlichen Erlaubnisschein beibringen, und in Rußland wurden bis auf unsere Tage landwirtschaftliche Arbeiter mit dem Boden, den sie pflügten, verkauft.

Man betrachte die Veränderung, nein die Umwälzung! Der ärmste Arbeiter in Amerika oder England oder überhaupt in der ganzen zivilisierten Welt, der eine Hacke oder einen Spaten führen kann, steht mit dem Käufer seiner Arbeit auf gleichen Bedingungen. Er verkauft oder versagt sie, wie es ihm am besten dünkt. Er verhandelt und erhebt sich zum Range eines unabhängigen Vertragschließenden. Hat er die Arbeit, die er übernahm, vollendet, so ist er seinem Arbeitgeber nichts mehr schuldig und ohne jede Verpflichtung ihm gegenüber. Der Arbeiter hat nicht nur seine politische und persönliche Freiheit erfochten, er hat ebenso auch gewerbliche Freiheit erlangt, so weit das Gesetz solche gewähren kann und tritt jetzt seinem Herrn gegenüber, indem er sich unter dem Gesetze als seinesgleichen erklärt.

Aber ungeachtet dieser vollständigen Umwälzung haben sich die endgiltigen Wechselbeziehungen zwischen Arbeit

und Kapital offenbar noch nicht entfaltet. Die gegenwärtige Ordnung arbeitet nicht ohne Reibung und es müssen Änderungen eintreten, ehe industrieller Friede herrschen kann. Noch finden wir Kapital und Arbeit, diese Kräfte, zwischen denen doch ein Bündnis bestehen sollte, im Widerstreit. Die Fabrikarbeiter eines industriellen Dorfes in Frankreich haben sich eben gegen ihre Arbeitgeber erhoben, das Haus des Unternehmers überfallen und ihn getötet. Die Straßen eines anderen französischen Dorfes sind gegen die zu erwartenden Truppen der öffentlichen Gewalt verbarrikadiert. Die Schiffsbauer Sunderlands in England stehen infolge eines Streites mit ihren Arbeitgebern am Rande des Verhungerns, und Leicester ist eben der Schauplatz industriellen Aufruhrs geworden. In unserm Lande waren Arbeiterstreitigkeiten und Arbeitseinstellungen nie so zahlreich wie jetzt. Im Osten und Westen, Norden und Süden, überall herrscht Unruhe, ein Zeichen, daß ein Gleichgewicht zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern noch nicht erreicht ist.

Eine Arbeitseinstellung oder Aussperrung ist an sich eine lächerliche Sache. Mag sie einen Mißerfolg oder einen Erfolg haben, so gibt sie doch keinen klaren Beweis ihrer Berechtigung oder Nichtberechtigung. Sie ähnelt hierin dem Kriege zwischen zwei Nationen. Sie ist einfach eine Frage der Macht und Ausdauer der Streitenden. Die Herausforderung zur Schlacht oder das Duell ist als Mittel, festzustellen, was recht und gut ist, nicht sinnloser als eine gewerbliche Arbeitseinstellung oder Aussperrung. Es wäre töricht zu glauben, daß wir irgend eine dauernde Beilegung des Streites zwischen Kapital und Arbeit erreicht haben, so-

lange nicht Ausstände und Aussperrungen ebenso der Vergangenheit angehören, wie in den fortgeschrittensten Gemeinwesen die Herausforderung zur Schlacht oder das Duell.

Zugegeben also, daß noch weitere Veränderungen zwischen Kapital und Arbeit vor sich gehen müssen, so wollen wir nun die verschiedenen Vorschläge betrachten, nach denen die Arbeit in ihrer Entwicklung im Verhältnis zum Kapital eine andere Stufe erreichen soll. Zuvor mag bemerkt sein, daß nur Arbeit und Kapital in ihren größten Anhäufungen betrachtet zu werden brauchen. Nur in den großen Unternehmungen zeigt sich verhängnisvoll die industrielle Unruhe, von der ich gesprochen habe. Der Pächter, der einen Mann zur Hilfe dingt oder der Edelmann, der einen Reitknecht oder einen Kellermeister anstellt, wird durch die Ausstände nicht berührt. Die unzähligen Fälle, in denen nur ein paar Leute unmittelbar in Betracht kommen und auf die in ihrer Gesamtheit die meiste Arbeit entfällt, bieten dem Arbeiter leidlich befriedigende Bedingungen. Dies klärt einen guten Teil des Terrain und erlaubt uns eine Beschränkung auf die großen, neuentstandenen Bergwerks- und Fabrikbetriebe, in denen Kapital und Arbeit oft in einen beunruhigenden Gegensatz zu einander treten.

Unter den zu ihrer besseren Versöhnung vorgeschlagenen Mitteln gebührt der erste Platz dem Gedanken genossenschaftlichen Wirkens oder dem Plane, nach dem die Arbeiter Miteigentümer werden und die Vorteile solcher genießen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf den Arbeiter, wenn es zu verwirklichen wäre, den nämlichen wohltätigen Einfluß üben würde, den der Landbesitz auf den ausübt, der

vorher den Boden für einen andern gepflügt hat. Das Bewußtsein des Eigentums macht mehr aus ihm als Mensch sowohl wie als Bürger für den Staat. Man begegnet hier aber einer Schwierigkeit, deren Überwindung mir nicht möglich gewesen ist und die mich weniger zuversichtlich auf die Genossenschaften blicken läßt, als ich gern möchte. Diese Schwierigkeit ist die folgende und scheint mir allen riesenhaften Fabrik-, Bergwerks- und Handelsunternehmungen innezuwohnen. Zwei Leute oder zwei Vereinigungen von Leuten errichten Hochöfen, Eisengießereien, Baumwollspinnereien oder Pianofortefabriken nebeneinander oder widmen sich Schiffahrts- oder Handelsgeschäften. Sie fangen mit gleichem Kapital und Kredit an und scheinen jedem, der die Personen dieser Unternehmungen nur oberflächlich kennt, genau die gleiche Aussicht auf Erfolg zu haben. Nichts destoweniger wird die eine, nachdem sie sich kraftlos hingeschleppt hat, ihre Zahlungen einstellen und in die Hand ihrer Gläubiger fallen, während das benachbarte Fabrikunternehmen oder Geschäft seinen Besitzern ein Vermögen einbringen wird. Der erfolgreiche Fabrikant wird nun, wenn er jeden Monat oder jedes Jahr einen Teil seiner Gewinne unter seine Arbeiter als Gratifikation oder als Dividende auf ihnen gehörende Anteile verteilt, nicht nur eine glückliche und zufriedene Arbeiterschaft haben, sondern unfehlbar auch von seinem Wettbewerber gerade die besten Arbeiter jeder Abteilung zu sich herüberziehen. Sein Wettbewerber, der keine Gewinne unter seine Arbeiter zu verteilen hat und ihnen nur ein kleines, ihnen zugesichertes Minimum zahlt, findet sich der Werkführer und Arbeiter beraubt, die zur

erfolgreichen Führung seines Geschäftes notwendig sind. Seine Arbeiter sind unzufrieden und ihrer Ansicht nach durch die Unfähigkeit oder Unachtsamkeit ihrer Arbeitgeber um die angemessenen Früchte ihrer Geschicklichkeit gebracht. So zeitigt ungleiche Befähigung zu kaufmännischer Geschäftsleitung ungleiche Ergebnisse.

Genau so wird es sich verhalten, wenn eine dieser Fabriken den Arbeitern selbst gehört, nur wird in diesem Fall die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens auf Seiten der Arbeiter bei deren jetziger Entwicklungsstufe eine viel größere sein. Es ist tatsächlich sehr zu bezweifeln, ob heute irgend eine Arbeitergesellschaft der Welt ein Bergwerks- oder Fabrik- oder Handelsunternehmen im Wettbewerb mit Betrieben, die kaufmännisch gebildeten Leuten gehören, organisieren und erfolgreich fortführen könnte. Wenn eine solche genossenschaftliche Vereinigung Erfolg hat, kann man sicher annehmen, daß es hauptsächlich der außergewöhnlichen Geschäftstüchtigkeit eines der Leiter und nur in sehr geringem Grade den Bemühungen der Masse der Arbeiter-Eigentümer zuzuschreiben ist. Diese Geschäftstüchtigkeit ist äußerst selten, wie der unglaublich große Teil derer beweist, die auf die stürmische See des Geschäftes nur hinausfahren, um unterzugehn. Ich möchte sagen, daß zwanzig genossenschaftliche Betriebe auf jenen einen mit Erfolg bestehenden fehlschlagen würden. Es gibt zwar einige erfolgreiche Unternehmungen, nämlich zwei in Frankreich und eine in England, die nach dem genossenschaftlichen Prinzip eingerichtet sind und die Arbeiter unmittelbar am Gewinn beteiligen. Sie wurden aber sämtlich von den gegenwärtigen Besitzern gegründet, die

jetzt großmütig die Gewinne mit ihren Arbeitern teilen und in dem Gedeihen ihrer Fabriken auf genossenschaftlicher Grundlage ihr stolzes Lebenswerk erblicken. Was aus diesen Betrieben einmal wird, wenn nicht mehr der sie leitende Geschäftsgeist in ihnen waltet, unterliegt ernstlichem Zweifel und weckt in mir trübe Ahnungen. Ich kann mir wohl im Geiste einen Zustand der Zivilisation ausmalen, in dem die befähigtsten Geschäftsmänner ihre höchste Aufgabe darin finden werden, große Betriebe in erster Linie nicht zu ihrem eigenen persönlichen Emporkommen, sondern zum Nutzen der darin beschäftigten Arbeitermassen und deren Familien zu führen. Aber dies ist nur ein Schatten, den eine undeutliche und ferne Zukunft vorauswirft. Wenn eine Klasse solcher Menschen entstanden sein wird, wird die Frage „Kapital und Arbeit" zur vollen Zufriedenheit beider endgiltig gelöst sein, aber da dies offenbar einer künftigen Generation angehört, vermag ich die Genossenschaft oder das Gesamteigentum nicht als den nächsten unmittelbaren Fortschritt anzusehn, den die Arbeit auf ihrem aufsteigenden Pfade machen kann.

Der nächste Vorschlag ist der, daß eine friedliche Regelung von Streitigkeiten auf schiedsrichterlichem Weg zu erreichen sei. Hier befinden wir uns auf festerem Boden. Ich möchte es als einen Grundsatz aussprechen, daß es für einen Ausstand oder eine Aussperrung keine Entschuldigung gibt, solange nicht schiedsrichterliche Beilegung des Streites von einer Seite angeboten und von der andern zurückgewiesen worden ist. Ohne Zweifel ist auch mit dem schiedsrichterlichen Verfahren gegenwärtig ein großes Übel verknüpft, welches in der Schwierigkeit besteht, geeignete Männer zu

finden, die zwischen den Streitenden einsichtsvoll richten. Es herrscht eine natürliche Abneigung unter den Kaufleuten, ihre Geschäftsverhältnisse Leuten darzulegen, zu denen sie nicht volles Vertrauen haben. Uns fehlt bis jetzt noch eine Klasse von Männern in Amerika, die sich von den Geschäften zurückgezogen haben. Bei uns herrscht der schnöde Brauch, mit dem Anhäufen von immer mehr Dollars fortzufahren, bis wir sterben. Wäre es hier wie in England üblich, daß sich die Leute nach Erwerb eines Vermögens von der Geschäftstätigkeit zurückziehn, so würde diese Klasse die richtigen Schiedsrichter liefern. Andrerseits wären den Fabrikanten wie den Arbeitern die ehemaligen Vorsteher der Gewerkschaften wie Mr. Jarrett oder Mr. Wihle insofern zu empfehlen, als sie die nötigen technischen Kenntnisse und eine genügend hohe Bildung besitzen, um auch kaufmännischen Vernunftsgründen nicht unzugänglich zu bleiben. Ich glaube, daß von allen jetzt verfügbaren Mitteln, verheerende und verbitternde Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit zu hindern, das schiedsrichterliche Verfahren das wirksamste und wohltätigste ist.

Der Einfluß der Gewerkschaften auf die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist viel erörtert worden. Manche Unternehmen in Amerika haben sich geweigert, das Recht der Leute, sich zu solchen Vereinigungen zusammenzutun, anzuerkennen, während in England wohl kein Betrieb wagen würde, einen derartigen Standpunkt einzunehmen. Diese Politik kann indessen nur als ein vorübergehender Zustand angesehen werden. Das Recht der Arbeiter, sich zu vereinigen und Gewerkschaften zu bilden, ist nicht weniger

heilig als das Recht des Fabrikanten, mit seinen Kollegen Vereine und Zusammenkünfte zu haben, und muss früher oder später gewährt werden. Man gewinnt in der Tat einen armseligen Eindruck von dem amerikanischen Arbeiter, wenn er sich eines Rechtes berauben läßt, welches sich sein Kollege in England längst erobert hat. Meiner Erfahrung nach sind die Gewerkschaften im allgemeinen sowohl der Arbeit wie dem Kapital von Nutzen. Sie wirken sicherlich auf die Arbeiter erzieherisch und vermitteln ihnen eine richtigere Anschauung von dem Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, als sie sonst gewinnen könnten. Die fähigsten und besten Arbeiter gelangen in diesen Organisationen schließlich in den Vordergrund, und es kann als eine Regel aufgestellt werden, daß Streitigkeiten mit den Arbeitgebern um so seltener stattfinden, je einsichtsvoller der Arbeiter ist. Nicht der verständige Arbeiter, welcher weiß, daß die Arbeit ohne ihren Bruder Kapital hilflos ist, sondern der lärmende, unwissende Mensch, der das Kapital als den natürlichen Feind der Arbeit betrachtet, trägt so viel dazu bei, die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu verbittern, und der große Einfluß dieses unwissenden Aufwieglers entspringt hauptsächlich dem Mangel einer geeigneten Organisation unter den Leuten, die deren wahre Stimme zum Wort kommen läßt. Diese Stimme wird stets zu gunsten des verständigen und einsichtsvollen Gewerkschaftlers sein. Natürlich muß in dem Maße, wie die Menschen einsichtsvoller werden, ihnen persönlich und ihren Rechten und selbst ihren Ansichten und Vorurteilen mehr Rücksichtnahme geschenkt und dem einsichtsvollen Arbeiter in den guten Tagen im allgemeinen ein größerer

Gewinnanteil gezahlt werden als dem unwissenden. Er läßt sich nicht so leicht täuschen. Andrerseits wird er sich viel eher bereit finden lassen, auf eine Herabsetzung der Vergütung einzugehen, wenn das Geschäft darniederliegt; und auf die Dauer ist es für das Kapital besser, hoher Einsicht zu gebieten und zu erfahren, daß dies nur im Verkehr mit Leuten der Fall ist, die wissen, welche Behandlung und Vergütung ihnen schuldig ist.

Eine Hauptquelle des Verdrusses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern liegt in der Tatsache, daß die ungeheuren Betriebe von heutzutage, in denen allein ernste Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit zu finden sind, nicht von ihren Eigentümern, sondern von besoldeten Beamten geführt werden, die am Wohlergehn der Arbeiter unmöglich ein dauerndes Interesse haben können. Diesen Beamten kommt es hauptsächlich darauf an, am Ende des Jahres eine befriedigende Bilanz vorzulegen, damit ihre Hunderte von Aktionären die gewohnte Dividende empfangen und sie selbst in ihren Stellungen sicher sind und das Geschäft ohne unangenehme Einmischung seitens der Aufsichtsräte oder Aktionäre weiterführen können. Es ist bezeichnend, daß erbitterte Ausstände selten in kleinen Betrieben vorkommen, wo der Eigentümer mit seinen Leuten in unmittelbare Berührung kommt und ihre Vorzüge, ihr Streben und ihr Sehnen kennt. Verantwortlich für die Kämpfe, die von Zeit zu Zeit ausbrechen, ist vor allen der Vorsitzende der Verwaltung, der sich von seinen Leuten hunderte von Kilometern entfernt befindet, den Werken nur flüchtig einen Besuch abstattet und höchstens die Zeit findet, ein oder zweimal im Jahr die Fabrik oder das Bergwerk zu

betreten. Dagegen habe ich wahrgenommen, daß derjenige, der am öftesten mit einem Ausschuß seiner tonangebenden Leute zusammen kommt, mit seinen Arbeitern die wenigste Not hat. Mag es für die Vorsteher jener großen Gesellschaften auch undurchführbar sein, die Arbeiter persönlich zu kennen, so kann doch der Direktor, der sich von einem Ausschuß seiner besten Leute von Zeit zu Zeit deren Anregungen und Wünsche unterbreiten läßt, sehr viel dazu beitragen, freundschaftliche Beziehungen zu erhalten und zu befestigen, wenn man sich nicht vom Stabsquartier aus einmischt. Ich erblicke daher in den Gewerkschaften und noch mehr in Organisationen der Leute jedes Betriebes, die sich Vertreter zur Fürsprache wählen, ein Mittel, die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht weiter zu verbittern, sondern zu verbessern.

Es ist erstaunlich, ein wie kleines Opfer von Seiten der Arbeitgeber den Arbeitern zuweilen großen Nutzen bringt. Ich erinnre mich, daß bei einer unserer Zusammenkünfte mit einem Ausschuß von einem Redner beiläufig bemerkt wurde, daß die Notwendigkeit, in den Läden der Nachbarschaft Kredit zu erlangen, für die Arbeiter eine schwere Last sei. Ein gewöhnlicher Arbeiter, sagte er, der es nicht fertig bringt, sich und seine Familie einen Monat lang zu unterhalten, muß, da er seinen Lohn nur monatlich bekommt, Kredit in Anspruch nehmen und für alles übermäßige Preise bezahlen, während er mit dem Bargeld fünfundzwanzig v. H. billiger kaufen könnte. „Wohlan“ sagte ich, „könnten wir dem nicht dadurch abhelfen, daß wir aller zwei Wochen bezahlen?“ Die Erwiderung lautete: „Wir wollten das nicht verlangen, weil wir

immer meinten, es werde viel Umstände machen, aber wenn Sie es tun, wird es einer Erhöhung unserer Löhne um fünf v. H. gleich kommen." Seitdem bezahlen wir halbmonatlich. Ein andrer Redner sagte zufällig, obgleich sie sich inmitten der Kohlen befänden, würde ihnen für kleine, nach der Wohnung gelieferte Posten ein bestimmter Preis für den Scheffel berechnet. Der genannte Preis war das doppelte dessen, was uns unsre beste Kohle kostete. Wie einfach für uns, unseren Leuten die Kohlen, die sie brauchen, zu liefern und zu dem Selbstkostenpreis zu berechnen! Dies wurde denn auch, ohne einen Pfennig Verlust für uns, aber mit großem Gewinn für die Leute, getan. Noch andere, ähnliche Anregungen tauchten auf, durch die Arbeit erleichtert oder die Erzeugung gesteigert werden konnte sowie andre, die Veränderungen an den Maschinen oder Vorteile betrafen, welche ohne die erwähnten Zusammenkünfte dem Unternehmer nicht in den Sinn gekommen und von den Leuten wahrscheinlich nie gefordert worden wären. Aus diesen und ähnlichen Gründen messe ich einer Organisation der Leute, die die Geschäftsleiter durch regelrecht gewählte Vertreter ab und zu über bestehende Beschwerden und Wünsche unterrichten kann, die größte Wichtigkeit bei. Gleichviel wie befähigt der Geschäftsleiter sein mag, so kann ihm doch der gewandte Arbeiter oft zeigen, wie in dem besondern Zweige, in dem er tätig ist, nützliche Veränderungen vorgenommen werden können. So lange nicht die Beziehungen zwischen Geschäftsleiter und Arbeitern statt bloß friedlicher freundschaftliche sind, missen die Eigentümer sehr viel; ebenso ist niemand ein Geschäftsleiter ersten Ranges, der nicht das Vertrauen

und die Achtung und selbst die Bewunderung seiner Arbeiter genießt. Keiner ist ein wahrer Ehrenmann, der seinen Untergebenen nicht Zuneigung und Verehrung einflößt. Die Gefahr ist nur, daß solche Ausschüsse zu oft Zusammenkünfte verlangen möchten; drei oder vier jährlich wären als genügend zu erachten.

Ich komme jetzt zu der wichtigsten Ursache der Reibungen, die in den großen Unternehmungen zwischen Kapital und Arbeit herrschen, zu dem wirklichen Wesen des Übels und dem Heilmittel, welches ich vorzuschlagen habe.

Das Mißliche ist, daß den Leuten zu keiner Zeit die dem betreffenden Zeitpunkt angemessene Vergütung gezahlt wird. Alle großen Betriebe versehen sich notwendigerweise im voraus mit Aufträgen, sagen wir auf sechs Monate hinaus, und diese Aufträge werden selbstredend zu Preisen angenommen, wie sie bei der Erteilung herrschen. Der Geschäftsgang dieses Jahres veranschaulicht die Schwierigkeit vielleicht am besten. Am Ende vorigen Jahres kosteten Stahlschienen in den Werken zur Lieferung in diesem Jahr 29 Dollar die Tonne. Natürlicherweise nahmen die Fabrikanten Bestellungen zu diesem Preise bereitwillig an und zwar so lange, bis die Nachfrage einen unerwartet großen Umfang annahm und die Preise auf 35 Dollar die Tonne brachte. Die verschiedenen Fabrikanten in Amerika sind nun gezwungen, die nächsten sechs Monate oder länger Aufträge auszuführen, die sich an der Küste und in Pittsburg durchschnittlich noch nicht auf 31 Dollar und in Chicago vielleicht auf 34 Dollar die Tonne stellen. Die Kosten der Beförderung, des Eisensteines und alle sonstigen Preise sind inzwischen vorausgeeilt und jene

Fabriken müssen daher den größten Teil des Jahres mit einem sehr kleinen Nutzen arbeiten. Die Leute aber, die aus den Blättern den „großen Aufschwung in Stahlschienen" erfahren, verlangen sehr natürlich ihren Teil an dem Aufschlag und bekommen ihn unter den zwischen Kapital und Arbeit bestehenden unvollkommenen Einrichtungen auch gewährt. Die Arbeitgeber haben somit wider Willen gewährt, was nach ihrer Überzeugung unter geeigneten Einrichtungen nicht von ihnen zu verlangen gewesen wäre und es hat darum Reibungen gegeben, wie noch jetzt auf Seiten der Arbeitgeber Unzufriedenheit besteht. Man kehre das Bild um, der Stahlschienenmarkt fällt wieder. Die Fabriken sind noch sechs Monate zu höheren als den herrschenden Marktpreisen beschäftigt und in der Lage, ihren Leuten höhere Löhne zu zahlen, als die neue Marktlage anscheinend rechtfertigt. Da ihnen aber eben erst Lohnzuschläge auferlegt worden sind, die sie eigentlich nicht hätten zu bewilligen brauchen, versuchen sie natürlich, die Löhne in dem Maße herabzusetzen, wie der Marktpreis der Schienen zurückgeht; und nun entsteht abermals Mißvergnügen unter den Leuten und wir haben eine Wiederholung der Verhandlungen und Ausstände, die dem Beginn dieses Jahres ihren Stempel aufgedrückt haben. Mit anderen Worten, wenn der Arbeitgeber heruntergeht, besteht der Arbeitnehmer darauf, hinaufzugehen und umgekehrt. Was wir suchen müssen, ist ein Modus, nach dem die Leute hohe Löhne empfangen, wenn ihre Arbeitgeber für das Erzeugnis hohe Preise und daher hohen Gewinn erhalten, und andererseits die Leute niedrigen Lohn empfangen, wenn die Arbeitgeber für das Erzeugnis niedrige Preise und kleinen oder überhaupt

keinen Gewinn erzielen. Ist dieser Modus zu finden, so werden Arbeitgeber und Arbeitnehmer an demselben Strange ziehn, sich vereint ihrer Wohlfahrt erfreuen und in der Not gemeinschaftlich ihre Kräfte einsetzen. Für Streitigkeiten wird kein Raum mehr sein, und statt eines Kampfgefühls wird zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein Gefühl der Gemeinschaft herrschen.

Es gibt ein einfaches Mittel, diesen Erfolg herbeizuführen, und sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer sollten seine allgemeine Herbeiführung betreiben. Die Löhne sollten im Verhältnis der für das Erzeugnis monatlich erzielten Nettopreise auf einer gleitenden Skala fußen, und hier hebe ich gern zu Ehren Mr. Potters, des Vorsitzenden der Nord-Chicagoer Walzwerkgesellschaft hervor, daß er bereits einen Schritt in dieser Richtung getan hat, denn er führt heute seinen Hauptbetrieb auf dieser Grundlage. Die Folge ist gewesen, daß er dieses Jahr keinerlei Betriebsunterbrechungen oder Unannehmlichkeiten gehabt hat. Alles ist gut und glatt gegangen und dies allein ist dem Fabrikanten und seinen Leuten mindestens ebensoviel wert wie der Lohnunterschied, der in der einen oder andern Richtung aus dem neuen System hervorgehen kann.

Die berühmten Crescent-Stahlwerke von Pittsburg, die die höchsten Grade von Werkzeugstahl erzeugen, bezahlen ihre gelernten Arbeiter nach einer gleitenden Skala, die auf den für das Erzeugnis empfangenen Preisen beruht — ein für den hervorragenden Erfolg dieser Firma sehr wichtiger Faktor. Die von den Eisenfabrikanten und Eisenarbeitern angenommene Skala nähert sich nur der wirklichen gleiten-

den Lohnskala; nichtsdestoweniger ist sie für Kapital wie Arbeit ein entschiedener Gewinn, da sie von Jahr zu Jahr angenommen wird, Ausstände wegen der Löhne mithin das Jahr über ausschließt und Betriebsunterbrechungen aus jenen Gründen auf die jährliche Verhandlung über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Skala beschränkt. Da diese Skala indessen nicht auf dem wirklich empfangenen Preis, sondern auf der veröffentlichten Liste derjenigen Preise beruht, die theoretisch erlangt werden sollten, besteht zwischen den Parteien keine völlige Gegenseitigkeit. In gedrückten Zeiten, wie sie die Eisenindustrie in den letzten Jahren durchgemacht hat, sind sehr große Zugeständnisse auf die in der Karte veröffentlichten Preise nötig gewesen, um Verkäufe zu bewirken, und in diese haben sich die Arbeiter mit ihren Arbeitgebern nicht geteilt. Wenn jedoch der Skala, auch in ihrer gegenwärtigen Form, eine Abmachung hinzugefügt würde, wonach alle Streitpunkte, die nicht bis zum Ende des Jahres aufgeschoben und dann mit der Skala erwogen werden können, an ein Schiedsgericht zu verweisen wären und wonach ein solches in Ermangelung einer Einigung zwischen Fabrikeigentümern und Arbeitern auch bei der jährlichen Zusammenkunft einzugreifen hätte, so würden Ausstände und Aussperrungen aus dem Eisengeschäft gänzlich fern gehalten werden; und wenn der Spruch der Schiedsrichter vom Tage der Verweisung an das Schiedsgericht an wirksam wäre, so könnten die Werke ohne einen Tag Unterbrechung im Betriebe bleiben.

Indem ich daher für die Gegenwart jede Erwägung genossenschaftlicher Vereinigung als außerhalb des Rahmens

des Berechenbaren liegend völlig ausscheide, glaube ich, daß die nächsten Schritte auf dem Wege zu dauernden friedlichen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit die folgenden sind:

Erstens. Den Leuten eine Vergütung zu zahlen, die im Verhältnis der für das Erzeugnis empfangenen Preise auf einer gleitenden Skala beruht.

Zweitens. Eine geeignete Organisation der Leute jedes Betriebs zu schaffen, durch die die natürlichen Führer, die besten Leute, im Einzelfalle an die Spitze gelangen und mit den Arbeitgebern frei unterhandeln.

Drittens. Friedliche, schiedsrichterliche Entscheidung in allen Fällen von Meinungsverschiedenheiten anzurufen, die die Eigentümer und der Fabrikausschuß in freundschaftlicher Verhandlung selber nicht ordnen können.

Viertens. Nie eine Unterbrechung in dem Betriebe des Unternehmens eintreten zu lassen, sondern der Entscheidung der Schiedsrichter vom Tage der Verweisung an das Schiedsgericht an Kraft zu verleihen.

Wenn diese Maßnahmen von einem Betriebe angenommen würden, wären damit verschiedene große Vorteile gewonnen:

Erstens. Der Arbeitgeber und Arbeitnehmer würden sowohl ihr Glück wie ihre Notlage miteinander teilen. Wenn die Skala einmal festgesetzt wäre, würde das Gefühl des Gegensatzes schwinden und ein Gefühl der Gegenseitigkeit folgen, Kapital und Arbeit würden Schulter an Schulter stehen, sich einander stützen.

Zweitens. Es könnte weder ein Ausstand noch eine Aussperrung stattfinden, da beide Teile überein gekommen

sind, sich an die erfolgende Entscheidung der Streitpunkte zu halten. Da in letzter Instanz zur Entscheidung dessen, was eine Familienangelegenheit sein sollte, Fremde heranzuziehen wären, so dürften nur selten Fälle vorkommen, die nicht durch die ursprünglichen Parteien selbst, ohne Berufung andrer Richter, freundschaftlich zum Austrag gelangen würden.

Was auch die Zukunft für die Arbeit im Schoße bergen mag, so wird der Beobachter der Entwicklung, der nur den sicheren und steten Fortschritt der Rasse sieht, doch nie versuchen, ihren Triumphen Schranken zu setzen, auch nicht der dereinstigen Form vollständiger und allgemeiner Genossenschaftlichkeit, die, wie ich hoffe, eines Tages erreicht werden wird. Ich bin aber überzeugt, daß der nächste Schritt in der Richtung zu geschehen hat, die ich angedeutet habe; und als einer, der den Tag freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Kräften Kapital und Arbeit, die keine Feinde, sondern in Wirklichkeit Verbündete sind und zusammen stehen und fallen, sehnlichst herbei wünscht und zur Herbeiführung dieses Tages sein Teil beizutragen sucht, bitte ich auf Seiten des Kapitals sowohl wie der Arbeit um sorgfältige Erwägung dieser Darlegungen.

Die Ergebnisse des Arbeitskampfes.

Als „eines Arbeitgebers Ansicht über die Arbeiterfrage“ geschrieben wurde, befanden sich Arbeit und Kapital im Frieden; jedes erfüllte seine eigenen Aufgaben, das Kapital sorgte für die Bedürfnisse der Arbeit und die Arbeit entledigte sich regelmäßig ihres Tagewerkes. Aber noch ehe jener Aufsatz in die Öffentlichkeit gelangte, war der bedenklichste Arbeiteraufruhr hereingebrochen, der in unserm Lande je vorgekommen ist. Das fast in panischen Schrecken gejagte Kapital begann sich in seine Bollwerke zurückzuziehen, und viele Führer der öffentlichen Meinung schienen die Selbstbeherrschung zu verlieren. Unter ihnen befanden sich nicht wenige unserer hervorragendsten Nationalökonomen. Diese Stubengelehrten, eine kleine aber wichtige Klasse in unserem Lande, fern von persönlicher Berührung mit Alltagsgeschäften und ohne Kenntnis der Gediegenheit und Tüchtigkeit innerhalb der lohnempfangenden Klasse, auf der die amerikanische Gesellschaft beruht, betrachteten jene Erscheinungen notwendigerweise von einem rein theoretischen Standpunkt. Einige von ihnen meinten offenbar, die Grundpfeiler friedlicher Entwicklung wären, wenn nicht gänzlich gestürzt, so doch mindestens ernstlich gefährdet worden und die Zivilisation hätte von der Störung einen heftigen Stoß erhalten. Mehr als einer verkündete, an der Wurzel des Aufruhrs liege die Schwäche demokratischer Einrichtungen.

Anregungen tauchten auf, das Wahlrecht wäre auf die Gebildeten zu beschränken, damit die Masse in strengeren Fesseln gehalten werden könnte. Hört man diesen Schrei jener Bangemacher, so ist man versucht, den Vorwurf des geheiligten Lehrers umzukehren: Sie sehen immer viel eher den Splitter in ihres eigenen Landes Auge als den Balken im Auge anderer Länder. Sie vergessen, daß kaum sechzig Tage vorher das monarchische Belgien von Arbeiteraufständen erschüttert wurde, im Vergleich zu denen die unsrigen unbedeutend und tatsächlich harmlos waren. Jenes Land mit seinen $5^1/_2$ Millionen Einwohnern hatte mehr Aufrührer als die Vereinigten Staaten mit ihren 56 Millionen, und statt den Frieden wieder herzustellen, wie es unser Land mittels der vorhandenen Streitmacht der Obrigkeit tat, mußte die belgische Regierung eine Zeit lang alle Gesetze preisgeben und jeden Bürger öffentlich ermächtigen, mit den Aufrührern auf eigene Faust einen privaten Krieg zu führen.

Unsere Zeitschriften, Revuen und Zeitungen haben eine Fülle gründlicher Veränderungen vorgeschlagen, die von diesen Halbwissern zur Wiederherstellung und Erhaltung geeigneter Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit für nötig gehalten wurden. Gleich erfinderisch ist die Geistlichkeit gewesen. Noch nicht dreißig Tage sind verflossen, seit die Erregung auf ihrem Höhepunkte war und schon wirken Kapital und Arbeit heute wieder wie im Zeitpunkt meines ersten Aufsatzes zusammen, und wir sind nun in der Lage, den Umfang der Störungen zu beurteilen und das Gespenst auf seine wirkliche Größe zurückzuführen. Es wird sich bald zeigen, daß das, was sich ereignete, zu dem hervor-

gerufenen Lärm in gar keinem Verhältnis stand. Der Ausbruch war an sich weder in seinem Umfange noch in seinen Folgen sehr besorglich. Seine Lehre lag in den Anzeichen, die er von den tiefer unter ihm wühlenden Kräften gab. Es gibt heute in den Vereinigten Staaten mehr als 20 Millionen Arbeiter, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen; im Gewerbe und Verkehrswesen allein sind es mehr als 7 Millionen. Im Höhepunkt des Aufruhrs hatten nicht mehr als 250000 von ihnen vorübergehend die Arbeit eingestellt. Dies war die von „Bradstreet's“ am 14. Mai gegebene Schätzung. Drei Tage später waren es 80000 und vier Tage nachher nur 47000. Die übrigen Millionen fuhren fort, ihrem gewöhnlichen Beruf friedlich nachzugehen. Man kann annehmen, daß die am 14. Mai berichtete Zahl alle diejenigen umfaßte, die unzufrieden waren und um Lohnerhöhung oder um die Abstellung von Beschwerden ersucht hatten, in Wirklichkeit aber nicht sämtlich ausständig waren. Eine Kundgebung, die vom 14. bis 17. Mai auf ein Viertel ihrer Größe und dann in den nächsten drei Tagen wieder auf die Hälfte ihres Restes zusammenschrumpft, kann kaum ein Kampf genannt werden. Die Zahl der in ein ernstliches Ringen mit dem Kapital verwickelten überschritt demnach zu keiner Zeit 50 000 — noch nicht 1 v. H. der gesamten lohnbeziehenden Klasse der Geschäftszweige, in denen allein Arbeitsstörungen vorkamen.

Wie konnte dann, ist man versucht zu fragen, eine so kleine Störung so groß erscheinen? Warum hielt man es für ausgemacht', daß ein allgemeiner Arbeiteraufruhr Platz gegriffen hatte, wenn noch nicht ein Arbeiter auf Hundert wirk-

lich in den Kampf getreten war? Der Grund für die Täuschung ist einleuchtend. Die allgegenwärtige Presse mit dem ihr dienstbaren elektrischen Telegraphen verbreitet die Meldung einer lokalen Störung in Ost-St. Louis über die gesamten 3 Millionen Quadratmeilen des Landes. Man fühlt sie fast ebenso deutlich in New Orleans, Boston und San Francisco wie in der Stadt St. Louis selbst am andern Ufer des Flusses. Die Gedanken der Leute im ganzen Lande richten sich auf diesen einen Punkt des Ausbruches. Erregbare Naturen stellen sich die Verwickelung als eine allgemeine vor und bilden sich sogar ein, daß unter ihren eigenen Füßen der Boden zittert. Auf diese Weise wurden die geringfügige, lokale Schwierigkeit auf dem Wabash-Bahnnetze, die nur 3700 Kämpen der Arbeit berührte und ein Ausstand von ein paar Hundert Leuten auf der Dritten-Avenue-Eisenbahn in Newyork zusammen mit ein paar unbedeutenden und vorübergehenden Streitereien an andern Punkten zu einem allgemeinen Kampfe zwischen Kapital und Arbeit aufgebauscht. Es erfolgten nur ein paar lokale Scharmützel; schon herrscht wieder der Friede; und unsre Professoren und Nationalökonomen und die ganze Schule von Pessimisten, die um die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen und der Republik im besondern zittern, sowie die Pastoren, die die bestehenden Verhältnisse gewaltsam umzuwälzen versucht waren, haben nun Zeit, sich für ihre ängstlichen Befürchtungen und bangen Ahnungen einen anderen Gegenstand zu suchen. Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, die sich langsam mit der allmähligen Entwickelung der Menschheit ausgebildet haben, werden sich nicht so bald ändern. Die starken Schutz-

wälle, mit denen sich die Menschheit in jeder vorgerückten Stellung, die sie in ihrem mühsamen Vormarsch gewonnen hat, befestigt, werden nicht beim ersten Trompetenstoß zusammenstürzen. Die gegenwärtigen Bedingungen sind langsam entstanden und können nur langsam durch kleine, einander folgende Schritte zum Besseren verändert werden. Gleichwohl mag eine kurze Erzählung der Störungen manche nützlichen und nötigen Lehren bieten.

Das Übel erwuchs wie viele bedenkliche Übel aus einer Geringfügigkeit. Ein Führer der Kämpen der Arbeit wurde entlassen. Ob der Umstand, daß er ein Arbeiterführer war, seinen Vorgesetzten zu seiner Entlassung bestimmt hat, wird man wohl nie erfahren, doch steht so viel fest, daß es sehr wahrscheinlich der Fall war. Besoldete Angestellte im Dienste großer Gesellschaften sind natürlich geneigt, nur solche Leute unter sich zu behalten, die ihnen keinen Verdruß bereiten.

Andrerseits ist die Sicherheit ihrer Führer der Schlüssel der Stellung der Arbeit. Ihn übergeben heißt alles übergeben. Selbst wenn der fragliche Führer nicht so regelmäßig bei der Arbeit wie andre gewesen wäre und dann und wann Zeit beansprucht hätte, um offiziellen Pflichten für seine Genossen obzuliegen, hätte der Vorgesetzte des Mannes sehr milde mit ihm verfahren sollen. Die Leute können nicht wissen, ob ihr Führer mit gutem Grunde zu Boden gedrückt wird; sie können daher auch nicht umhin, Argwohn zu hegen. Und hier lenke ich die Aufmerksamkeit unparteiischer Gemüter auf die Mannhaftigkeit und den hohen Sinn für Ehre und Treue, welche auf Seiten der Arbeiter entfaltet werden, die so viel opfern und sich um der Sicherheit ihrer Bannerträger willen

dem Kampfe in die Arme werfen. Alles Vernünftige kann mit Leuten dieses Geistes getan werden. Die Treue, die sie ihren Führern zeigen, kann auf ihre Arbeitgeber übergeleitet werden, wenn sie so behandelt werden, wie es solche Leute verdienen. Die Gesellschaft hat nichts von Leuten zu befürchten, die so treu und standhaft zu einander halten. Auch ist die in diesem Beispiel gezeigte Treue nicht außergewöhnlich, sie ziert die Arbeiter als Klasse. Mr. Irons hat gesagt, daß „eine Stunde vornehmer Höflichkeit auf Seiten des Geschäftsleiters das ganze Unglück abgewendet haben würde". Mag dies wahr sein oder nicht, so ist diese Erklärung doch nicht zu übersehen, denn es ist wahr, daß eine Stunde Höflichkeit auf Seiten der Arbeitgeber manchen Ausstand verhindern würde. Ob die Leute in der richtigen Weise Unterredungen nachsuchen oder alle Regeln der Etikette beobachten, ist unwesentlich. Von der wahrscheinlich besser unterrichteten, das Kapital vertretenden Partei darf man in dieser Beziehung viel mehr erwarten, als von der Arbeit; und es ist von Leuten, die mit der Verwaltung großer Anlagen betraut sind, nicht zu viel verlangt, daß sie den Gründen des Mißvergnügens unter ihren Leuten nachforschen und den Leuten in dem Bestreben, vorhandene Mißstände zu mildern, mehr als halben Weges entgegen kommen sollten. Es kann für beide Teile nur Gutes daraus entstehen, wenn die Arbeit dem Vertreter des Kapitals die Würde des Mannes als solchen lehrt. Der immer einsichtsvoller werdende Arbeiter wird die Behandlung verlangen, die einem Gleichstehenden gebührt.

Die Ausständigen waren anfangs, selbst wenn sie sich im Irrtum befanden, insofern entschuldbar, als sie glaubten,

ihr Führer sei unterdrückt worden; in der Erregung des Kampfes wurde aber zu Gewalttätigkeiten geschritten und weiter ein Versuch gemacht, Eisenbahnlinien in den Streit zu ziehen, die nichts damit zu tun hatten. Die Leute nahmen falsche Stellungen ein und wurden verdientermaßen daraus vertrieben. Und hier empfing die Arbeit eine heilsame Lehre, nämlich die, daß nichts durch Gewalt und Gesetzlosigkeit oder dadurch zu erreichen ist, daß man die Unschuldigen ungerechterweise für die Sünden der Schuldigen zu strafen sucht. Die öffentliche Meinung, die sich immer gern auf die Seite der Arbeiter stellt, war zuerst auf Seiten dieser, sah sich aber bald außerstande, ihr Beginnen gutzuheißen und wandte sich daher nach der andern Seite. Als die Ausständigen diesen unerläßlichen Verbündeten verloren, verloren sie alles.

Der andere Teil des Arbeitsaufstandes erfolgte in der Stadt Newyork, wo die Angestellten der Dritten-Avenue-Eisenbahn um weniger Stunden und bessere Bezahlung streikten. Wenn je ein Ausstand gerechtfertigt war, so war es dieser. Es ist einfach schmachvoll für eine Gesellschaft, ihre Leute zu zwingen, fünfzehn oder sechzehn Stunden täglich zu arbeiten. So lautete der Wahrspruch des Publikums, und die Leute gewannen einen verdienten Sieg. Hier wiederum wie in St. Louis gingen sie aber mangels geeigneter Führung zu weit, und infolge ihrer Forderung der Anstellung gewisser Leute und der Entlassung andrer verloren sie ihre einzige Stütze — die öffentliche Meinung. Diese mußte sich gegen ihre letzte Forderung aussprechen und demzufolge blieben sie ohne Erfolg, und verdientermaßen ohne Erfolg.

Welchen gebieterischen Einfluß sich die einmal geweckte öffentliche Meinung erzwingt — wie wir es sowohl in St. Louis als auch in der Stadt Newyork gesehen haben — zeigt ferner das Ergebnis des am 6. Juni ausgegebenen Befehles, wonach die Arbeiter aller Stadtbahnen in Brooklyn und Newyork die Arbeit einstellen sollten, bis die streikenden Angestellten der Dritten-Avenue-Linie wieder eingestellt wären. Dieser Befehl wurde von den Leuten selbst mißachtet, da sie fanden, daß Unterwerfung von der Allgemeinheit nicht gebilligt werden und der Versuch daher fehlschlagen würde. Der schlimmste Feind der Arbeit hätte zu keinem andern Versuch anreizen können.

Dies waren die beiden hauptsächlichsten Ausstände, aus denen die Epidemie von Forderungen und Ausständen im ganzen Lande entstand.

Keine dieser Aufwallungen erwies sich von großer Kraft. Es war auf dem Körper der Gesellschaft ein Ausschlag ausgebrochen, er war aber nur oberflächlich und verschwand so schnell, wie er gekommen war. In einem etwas späteren Zeitpunkte nahm der Aufruhr eine andere Form an. Es wurde das Verlangen gestellt, daß die Arbeitszeit von zehn auf acht Stunden täglich herabgesetzt werden sollte. Diese Forderung aussprechen heißt ihr Schicksal verkünden. Die bestehenden Verhältnisse lassen sich nicht mit fünfundzwanzigprozentigen Sprüngen und Sätzen verändern, zumal in Zeiten wie den jetzigen, wo das Geschäft nicht einmal in bescheidenem Maße Gewinn bringt. Ein solcher Versuch bedeutet einfach, daß viele Arbeitgeber nicht imstande sein würden, ihre Leute überhaupt beschäftigt zu halten. Die Geschichte

beweist indessen, daß die Arbeitszeit eine Verminderung allmählich erfährt. Der Prozentsatz derjenigen, die in unserm Lande zehn bis elf Stunden täglich arbeiteten, war im Jahre 1830 29,7. Diese Zehn-Stunden-Arbeiter stiegen im Jahre 1880 auf 59,6 % der Gesamtheit, während die Klasse derjenigen, die länger — zwölf bis dreizehn Stunden — arbeiteten, im Jahre 1830 32,5 %, im Jahre 1880 aber nur noch 14,6 % ausmachte. Die Zahl der Leute, die zwischen dreizehn und vierzehn Stunden arbeiten mußten, betrug im Jahre 1830 13,5 % und war 1880 auf 2,3 % gefallen. Die zwölf Stunden arbeitenden sind gewöhnlich in zwei Schichten, in Tag- und Nachtschichten beschäftigt. Ich glaube nicht, daß wir die Grenze der Stundenverminderung erreicht haben, dagegen glaube ich, daß eine dauernde Herabsetzung immer nur halbstundenweise erlangt werden wird. Wenn die Arbeit von weisen Ratgebern geführt wird, wird sie halbstündige Herabsetzungen fordern und dann warten, bis eine Herabsetzung in diesem Umfange fest begründet ist und die Verhältnisse ringsumher sich dem angepaßt haben.

Erwägt man die Billigkeit des Verlangens kürzerer Arbeitszeit, so darf man nicht die Tatsache aus den Augen verlieren, daß der Amerikaner durchschnittlich mehr Stunden als sein Kollege in Großbritannien arbeitet. Von dreiundzwanzig Gewerben in Massachusetts wird berichtet, daß sie sechzig Stunden und siebzehn Minuten wöchentlich arbeiten, während dieselben Gewerbe in Großbritannien nur dreiundfünfzig Stunden und fünfzig Minuten arbeiten, sodaß der Amerikaner täglich eine Stunde länger beschäftigt ist, als sein Bruder in England. In britischen Textilfabriken schwankt die Zahl der

Arbeitsstunden in der Woche zwischen vierundfünfzig und sechsundfünfzig. In Bergwerken, Gießereien und Maschinenwerkstätten bilden vierundfünfzig Stunden die Arbeitszeit einer Woche, was neun Stunden täglich und sechs Tagen wöchentlich gleichkommt, aber in allen Fällen arbeiten die Leute jeden Tag so viel über die Zeit hinaus, daß sie einen halben Feiertag am Sonnabend haben. In manchen Bezirken, namentlich in Glasgow, arbeiten sie lieber zwei Wochen voll, um jeden zweiten Sonnabend einen ganzen freien Tag zu haben. Dies gibt ihnen die Möglichkeit, mit frühen Morgenzügen Ausflüge zu unternehmen und den Sonnabend und Sonntag mit Freunden zu verbringen. Die Alleghenytalbahn führte vor einiger Zeit unter der Leitung meines Freundes Mr. Mc. Cargo den halben freien Sonnabend in ihren Werkstätten mit bestem Erfolge ein. Mr. Mc. Cargo hatte aus jahrelanger Beobachtung erfahren, daß die Arbeiter ungefähr einen halben Tag in der Woche vergeuden. Seit der Einführung des halben Feiertages ist nicht mehr Zeit verloren worden als vorher. Die Leute arbeiten fünf und einen halben Tag der Woche ordentlich ab. Solange sie natürlich für den halben Feiertag nicht bezahlt werden, könnten sie nicht bestimmt werden, ihn aufzugeben. Dies Beispiel sollte nicht allein von allen Eisenbahnen des Landes, sondern von jedem Arbeitgeber befolgt und von jedem, der die Lage der lohnarbeitenden Klassen zu verbessern sucht, befürwortet werden.

Gleichwohl möchte ich den Vertretern der Arbeit raten, ihre Bemühungen, bevor sie irgend eine weitere Verkürzung des Zehnstundentages verlangen, einheitlich darauf zu richten, die zehn Stunden allgemein zur Einführung zu bringen und

zu sichern. Gegenwärtig wird jede Tonne Roheisen der Weltproduktion, zwei Betriebe ausgenommen, von Leuten hergestellt, die in Doppelschichten von zwölf Stunden arbeiten und das ganze Jahr weder Sonn- noch Feiertag haben. Aller zwei Wochen übernehmen die Tagarbeiter die Nachtschicht, indem sie vierundzwanzig Stunden hintereinander arbeiten. Die Gasanstalten, Papierfabriken, Mühlen und viele andere industrielle Betriebe arbeiten mit zwölfstündigen Schichten und die Brauereien nutzen ihre Leute durchschnittlich fünfzehn Stunden täglich aus. Ich meine, daß es Leuten, die zehn Stunden täglich arbeiten, bei einer Forderung weiterer Verkürzung ihrer Arbeitszeit nicht möglich sein wird, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, so lange viele ihrer Kollegen zwölf Stunden und länger täglich arbeiten müssen.

Die Achtstunden-Bewegung entbehrt indessen nicht innerer Begründung. Betriebe, die Tag und Nacht laufen, sollten drei Schichten von Leuten beschäftigen, von denen jede acht Stunden zu arbeiten hätte. Die Stahlschienen-Fabriken unseres Landes werden im allgemeinen so betrieben. Die Mehrkosten der drei Schichten von Leuten sind zwischen die Arbeiter und Arbeitgeber geteilt worden, wobei die letzteren scheinbar eine Lohnerhöhung im Betrage von $16^2/_3$ % zu tragen haben, der aber die zu erzielende Mehrerzeugung gegenüber zu stellen ist. Diese ist nicht unbeträchtlich, besonders während der heißen Monate, denn es hat sich gezeigt, daß Leute, die täglich zwölf Stunden hintereinander arbeiten, nicht so viel in der Stunde herstellen können wie solche, die acht Stunden täglich arbeiten. Der Arbeitgeber kann daher, wenn in dem

Geschäft überhaupt etwas zu verdienen ist, aus der größeren Produktionsfähigkeit seiner Anlagen und Kapitalien einen gewissen Vorteil ziehn, während die allgemeinen Unkosten des Betriebs praktisch dieselben bleiben wie zuvor. Seit das elektrische Licht vervollkommnet worden ist, können viele Fabriken erfolgreich bei Nacht betrieben werden, bei denen dies früher nicht möglich war. Ich hoffe daher auf eine große Vermehrung der Zahl solcher Betriebe, die ihre Leute nur acht Stunden beschäftigen, ihre jetzt nur zehn Stunden laufenden Maschinen aber volle vierundzwanzig Stunden ausnutzen werden. Jede Schicht hat dabei natürlich mit jeder der drei andern Abteilungen in der Verteilung der vierundzwanzig Stunden abzuwechseln, und auf diese Weise erlangen die Leute dann ein weniger einförmiges Leben und eine Anzahl Stunden zur Erholung und Selbstvervollkommnung.

Die durch die letzte Bewegung hervorgerufene Literatur begünstigt vorwiegend das genossenschaftliche System mit Gewinnbeteiligung als einziges wahres Heilmittel gegen alle Streitigkeiten zwischen Kapital und Arbeit. Mein April-Artikel ist bekrittelt worden, weil er die Verwirklichung solcher Gedanken in eine ferne Zukunft verweist. Ihre Verteidiger sollten aber wohl erwägen, daß die meisten Unternehmungen nicht gewinnbringend sind, daß die meisten Leute, die ein Geschäft anfangen, Mißerfolge haben; denn man kann tatsächlich rechnen, daß auf jedes Hundert nur fünf vorwärtskommen und daß die im Geschäftsleben stehenden, von wenigen reichen, sich zum Teil bereits zurückziehenden Fabrikanten und einigen wenigen kapitalkräftigen Gesellschaften abgesehn, ohne Rast und Ruhe zu kämpfen haben, um sich

über Wasser zu halten. Wie den fälligen Verpflichtungen nachkommen? wie bares Geld für die Bezahlung seiner Leute beschaffen? wie Aufträge erlangen oder wie die Ware verkaufen und, nicht selten, wie die Gläubiger zu Langmut bestimmen? dies sind die Fragen, die in den dunklen Stunden der Nacht auf der Seele des Geschäftsherrn lasten, wenn seine Angestellten schlafen. Ich messe der Weisheit solcher Gelehrten, die warm und trocken in ihrer Studierstube sitzen und Theorien über das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit ausspinnen und uns verschiedne hohe Ideale vorführen, immer weniger Wert bei. Das Festmahl, zu dem sie den Arbeiter einladen, wenn sie ihm die industrielle Genossenschaft vorschlagen, ist noch nicht ganz bereit und dürfte sich den meisten derer, die die Einladung annehmen, als ein Barmecidenmahl erweisen. Im ganzen genommen würde heute die Lage der Arbeit durch Genossenschaften nicht verbessert, sondern tatsächlich beeinträchtigt.

Die Verteidiger der Gewinnbeteiligung möchte ich indessen näher darauf hinweisen, daß für die Arbeiter in fast allen Zweigen der Industrie schon ohne Umkehrung der jetzigen Verhältnisse reichlich Gelegenheit vorhanden ist, Anteileigner zu werden. Sämtliche großen Eisenbahngesellschaften wie im allgemeinen auch die großen industriellen Gesellschaften sind Kapitalunternehmungen mit Anteilen zu fünfzig oder hundert Dollar, die täglich am Markte gekauft und verkauft werden. Kein Angestellter irgend einer dieser Gesellschaften, der sich nicht eine beliebige Zahl Anteile kaufen und so an den Dividenden und der Verwaltung beteiligen könnte. Daß das Kapital eine Einheit sei, ist ein

landläufiger Irrtum. Es setzt sich im Gegenteil aus Hunderten und Tausenden kleiner Teile zusammen, die meist Leuten mit beschränkten Mitteln gehören. Die eigentliche Pennsylvanische Eisenbahn z. B., die nur die 350 Meilen der Strecke Pittsburg-Philadelphia umfaßt, ist heute im Besitz von 19340 Aktionären, in Anteilen von einem Fünfzigdollarstück an aufwärts. Die Newyorker Zentral-Eisenbahn von 450 Meilen zwischen Newyork und Buffalo gehört nicht einem oder zwei oder einigen Kapitalisten, sondern 15418 Anteileignern, von denen etwa ein Drittel Frauen und Vermögensverwalter sind. Das ganze Eisenbahnsystem Amerikas wird eine ähnlich weitgehende Besitzverteilung unter das Volk aufweisen. Es gibt nur drei Eisenbahngesellschaften, an denen die großen Kapitalisten beträchtlich beteiligt sind, und bei zwei davon erstreckt sich die Beteiligung wieder auf zahlreiche Mitglieder einer Familie, während sie in keinem Falle bis zur Beherrschung des Ganzen steigt. Gerade in einem dieser Fälle, dem der Newyorker Zentral-Eisenbahn, sind, wie wir sahn, mehr als zehntausend Eigentümer vorhanden.

Die Stahlschienenfabriken gewähren mit einer Ausnahme ein ähnliches Bild. Eine von ihnen gehört 215 Anteileignern, von denen 7 Angestellte, 32 Vermögensmassen und 57 Frauen sind. Eine andere ist im Besitz von 302 Aktionären, darunter 101 Frauen, 29 Vermögensmassen, die eine unbekannte Zahl von Personen darstellen, und 20 Angestellte der Gesellschaft. Ein großer Teil der übrigen Teilhaber sind kleine Aktionäre von verhältnismäßig beschränkten Mitteln, die von Zeit zu Zeit ihre Ersparnisse da angelegt haben, wo sie sowohl auf die Sicherheit der Einkünfte wie des Kapitals ver-

trauten. Die Merrimac-Fabrikaktiengesellschaft (Baumwolle) in Lowell gehört 2500 Aktionären, von denen 42 % eine Aktie, 21 % zwei und 10 % drei besitzen; 27 % sind Inhaber von mehr als drei Aktien, und nicht weniger als 38 % des Gesamtkapitals ist im Besitz von Kuratoren, Vormündern und Verwaltern von Wohltätigkeits-, Religions-, Erziehungs- und Finanzanstalten.

Von anderen Gesellschaften habe ich ähnliche Angaben bekommen, die hier nicht alle wiedergegeben zu werden brauchen. Sie beweisen ohne Ausnahme, daß von der Zahl der Anteileigner der Gesellschaften ein Viertel bis ein Drittel Frauen und Vermögens-Verwalter sind. Die Zahlen von Aktionären, die ich mitgeteilt habe, sind die registrierten, die der Inhaber je eines besonderen Scheines. Im Falle der Kuratoren ist es aber offensichtlich, daß dieser eine Schein ein Dutzend Eigentümer darstellen kann. Viele auf eine Firma lautende Scheine stellen mehrere Personen dar, während Anteile im Besitz einer Körperschaft Hunderte darstellen mögen; nehmen wir aber an, jeder von der Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft ausgegebene Kapitalschein bedeute nur zwei Eigentümer, was hinter der Wirklichkeit zweifellos zurückbleibt, so folgt daraus, daß die Angestellten dieser großen Gesellschaft im Falle eines Streites mit ihr nicht gegen wenige Personen, sondern gegen eine viel größere Körperschaft ankämpfen würden, als sie selber bilden. Man kann sagen, daß jeder streikende Angestellte sein persönliches Interesse demjenigen drei oder vier anderer Mitbürger entgegenstellen würde. Die Gesamtzahl der von der Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft beschäftigten Leute ist

18911 — nicht so viele, wie es registrierte Anteileigner gibt, und was von der Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft gilt, gilt von dem Eisenbahnsystem im Ganzen und in höherem oder geringerem Grade von Bergwerks- und Industie-Gesellschaften im allgemeinen. Wenn daher jemand große Gesellschaften unbilliger Behandlung ihrer Leute bezichtigt, so trifft seine Klage nicht die Handlung eines Ungeheuers von Kapitalisten, sondern diejenige Hunderter und Tausender kleiner Inhaber, von denen kaum einer an einer unbilligen oder kargen Behandlung des Arbeiters teilhaben möchte; die Mehrzahl von ihnen würde man vielmehr auf der Seite des Arbeiters finden, und viele würden, wie wir gesehen haben, selbst Arbeiter sein. Die Arbeit braucht ihre gerechten Beschwerden nur vor den Eigentümern darzulegen, um sich billige und großmütige Behandlung zu sichern. Der „große Kapitalist" gehört fast in den Bereich der Fabel und ist in irgendwie beträchtlichem Umfange oder Grade nur in der gehässigen Einbildung der Unwissenden vorhanden. Das in Eisenbahngesellschaften angesammelte Kapital gehört viel mehr Einzelnen, als es beschäftigt.

Den Arbeitsstörungen folgte das wahnsinnige Werk einer Handvoll Anarchisten in Chicago und Milwaukee, die in der herrschenden Erregung eine passende Gelegenheit zur Ausführung ihrer revolutionären Pläne zu sehen glaubten. Obgleich die Arbeit billigerweise für solche Taten nicht verantwortlich zu machen ist, wurde die Sache der Arbeit in der öffentlichen Meinung durch diese Ausbrüche doch herabgesetzt. Die Schnelligkeit, mit der eine Arbeiterorganisaton nach der andern nicht nur jeden Anteil an dem

Aufruhr und Tumult in Abrede stellte, sondern freiwillig anbot, sich zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung zur bewaffneten Macht ausheben zu lassen, sollte von dem, der Arbeitsprobleme untersucht und auch vom Standpunkte des Arbeiters aus richtig erfassen will, nicht übersehen werden. Es liegt darin ein weiterer überzeugender Beweis, wenn ein solcher überhaupt nötig ist, daß bei jeder ernstlichen Bedrohung des Friedens unsres Landes die Masse der Männer nicht nur der oberen Stände und gebildeten Klassen, sondern herab bis zu den alleruntersten Schichten der industriellen Arbeiter und innerhalb dieser entschlossen ist, den Frieden zu erhalten. Überblickt man das Feld jetzt, wo der Friede wieder hergestellt ist, so bieten sich die folgenden Ergebnisse:

Erstens. Die Grenzlinie zwischen den Kräften der Unordnung und der Gesetzlosigkeit und denjenigen der Ordnung ist genau bestimmt worden. Bombenwerfen bedeutet für den Werfenden schnellen Tod. Aufrührer, die sich in Haufen versammeln und zum Plündern schreiten, werden erbarmungslos niedergeschossen werden, nicht auf Befehl einer Regierung über dem Volke, nicht von überwältigenden stehenden Heeren, nicht von aus der Ferne herangebrachten Truppen, sondern von den Massen friedlicher und ruhiger Bürger aller Klassen ihres eigenen Gemeinwesens von dem Kapitalisten herab bis einschließlich des ständigen Arbeiters, deren vereinigter Einfluß unter demokratischen Einrichtungen jene unwiderstehliche, als öffentliche Meinung bekannte Macht darstellt. Dieses Gefühl hat die Staatsdiener, die die Friedensstörer niederschossen,

nicht nur gerechtfertigt, sondern ihnen einen Ruhm gesichert, der zur Schnelligkeit ihres Handelns im Verhältnis steht.

Zweitens. Ein weiterer Beweis der Unzerstörbarkeit der menschlichen Gesellschaft und ihrer Bestimmung und Kraft, sich vor jeder auftauchenden Gefahr zu schützen und beständig zu höheren Stufen der Entwickelung aufzusteigen, ist in den folgenden Worten des Richters Mallory gegeben: „Jeder, der andere zur Begehung irgend einer gesetzwidrigen oder verbrecherischen Tat beeinflußt, dingt, veranlaßt oder ansporn, ist gleich schuldig wie diejenigen, die die Tat wirklich verüben, gleichviel ob der Betreffende zur Zeit der Begehung der Tat anwesend war.“ Der Unterschied zwischen Redefreiheit und Zügellosigkeit ist jetzt klar bestimmt — ein großer Gewinn.

Drittens. Es hat sich ferner klar gezeigt, daß die öffentliche Meinung das Streben der Arbeit, vom Kapital eine vollere Anerkennung ihrer Stellung und Ansprüche als die bisher gewährte zu erlangen, begünstigt. Unter diesem Ausdruck „eine vollere Anerkennung“ verstehe ich nicht nur Geldvergütung, sondern, was ich heute als noch wichtiger erachte, eine größere Achtung des Arbeiters als Mensch und Bruder. Ich hoffe, die Zeit ist vorüber, wo Unternehmungen damit rechnen können, ihre Leute fünfzehn oder sechzehn Stunden täglich arbeiten zu lassen, und die Zeit naht hoffentlich, wo es in unserm Lande unmöglich sein wird, die Arbeiter ununterbrochen zwölf Stunden täglich zu beschäftigen.

Viertens. Während die öffentliche Meinung die Gewalt selbst in der Form, in der sie noch am entschuldbarsten ist, in gerechter und nicht mißzuverstehender Weise ver-

urteilt hat, sollte das Publikum gebührend die schreckliche Versuchung berücksichtigen, der der im Ausstand befindliche Arbeiter zuweilen ausgesetzt ist. Erwarten daß einer, der für seine Lebensbedürfnisse auf seinen Tagelohn angewiesen ist, friedlich dabeistehn und zusehn soll, wie ein neuer Mann an seiner Statt beschäftigt wird, heißt viel erwarten. Dieser Arme hat vielleicht Frau und Kinder, die von seiner Arbeit abhängen. Ob Arznei für ein krankes Kind oder auch nur nahrhafte Kost für die schwächliche Frau zu beschaffen ist, hängt von seiner ständigen Beschäftigung ab. Auf allen Gebieten der Arbeit mit Ausnahme sehr weniger ist es unnötig und meines Dafürhaltens unangebracht, die Leute einer solchen Probe zu unterwerfen. Im Falle der Eisenbahnen und bei einigen andern Berufszweigen ist es natürlich für das öffentliche Bedürfnis wesentlich, daß keine Unterbrechung eintritt, und in solchen Fällen müssen dann Ersatzleute eingestellt werden; im Interesse des Arbeitgebers wird es aber viel eher liegen, daß er seine Werke wenn irgend möglich ruhen läßt und das Ergebnis eines Streikes abwartet, als daß er jene Klasse von Leuten beschäftigt, die dazu bestimmt werden kann, den Platz andrer einzunehmen, die die Arbeit niedergelegt haben. Auf diese Weise bekommt man weder die besten Leute als Menschen, noch die besten Leute als Arbeiter. Es gibt ein ungeschriebenes Gebot unter den besten Arbeitern: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Arbeit." Kein weiser Arbeitgeber will seine alten Angestellten leichthin verlieren. Die Länge der Dienstzeit zählt in manchen Beziehungen sehr viel. Fremde Leute heranzurufen sollte das letzte Auskunftsmittel sein.

Fünftens. Die Ergebnisse der jüngsten Unruhen haben den unzweifelhaften Beweis erbracht, daß die Gewerkschaften ihrer ganzen Natur nach vorsichtiger werden müssen als die Masse der Leute, die sie vertreten. Wenn sie verfehlen, vorsichtig zu sein, gehen sie durch ihr eigenes Übermaß an Leidenschaft in Stücke. Ich kenne drei Beispiele, wo vor kurzem drohende Ausstände durch die Entscheidung des Arbeitervorstehers der Kämpen der Arbeit, mit der Unterstützung der besten Arbeiter gegen die Wünsche der weniger einsichtsvollen Mitglieder jener Organisation, abgewendet wurden. Vertretungs-Einrichtungen bringen schließlich die fähigsten und klügsten Leute an die Spitze und werden sich im gewerblichen Leben als ebenso nützlich erweisen wie sie sich im politischen Leben gezeigt haben. Führer vom Schlage des Mr. Powderly, des Mr. Arthur von der Brüderschaft der Lokomotivenführer und der Herren Wihle und Martin von der Vereinigten Eisen- und Stahlgenossenschaft werden die Macht erlangen und behalten, während solche wie der radikale und leidenschaftliche Mr. Irons sich anfangs vielleicht mit Macht umkleiden, diese aber bald verlieren werden.

Als Ergebnis des jüngsten Aufruhrs sehen wir demnach sowohl vom Kapital als auch von der Arbeit errungene Vorteile. Das Kapital ist infolge der zu Tage getretenen Umstände sicherer, und die Arbeit wird darnach mit mehr Achtung behandelt werden und ihre Ansprüche, angesichts der zu gunsten des Arbeiters erwachten öffentlichen Meinung, sorgfältiger erwogen sehn. Die Arbeit gewann, während sie in ihren Forderungen verständig war und Frieden hielt; sie

verlor, als sie verlangte, was die öffentliche Meinung als unverständig bezeichnete, und besonders als sie den Frieden brach.

Die Störung ist vorüber und wieder herrscht Friede; niemand möge sich aber ohne Not über die häufigen Streitigkeiten zwischen Kapital und Arbeit beunruhigen. Innerhalb gesetzlicher Grenzen gehalten, sind sie erfreuliche Anzeichen, denn sie verraten den Wunsch des Arbeiters, seine Lage zu verbessern, und von diesem Wunsche hängt alle Hoffnung auf den Fortschritt der Massen ab. Der stockende Pfuhl der Befriedigung, nicht der bewegte Strom des Ehrgeizes, erzeugt im gesellschaftlichen und politischen Körper Krankheiten. Die Arbeiter unseres Landes sind nicht leichter als irgend eine andere Klasse der Gesellschaft zu bestimmen, Aufruhr und Unordnung gutzuheißen. Vereinzelte Fälle von Gewalt mögen bei starker Herausforderung auf der Oberfläche erscheinen, der Körper darunter ist aber bis aufs Mark gesund und zur Erhaltung organischer Ordnung entschlossen.

Zum ersten Male meines Wissens haben die führenden Organe der öffentlichen Meinung in England eine richtigere Würdigung der in der Republik waltenden Kräfte gezeigt als einige unsrer eignen mutlosen Schriftsteller. Die Londoner „Daily News" sagten zutreffend, man dürfe zu der territorialen Demokratie Amerikas das Zutrauen haben, daß sie mit solchen Ausbrüchen fertig werde, und der „Daily Telgraph" schrieb folgendes:

Es liegt kein Grund vor, irgend welche Befürchtungen zu hegen, daß die Gesetzesverletzer Chicagos über die Polizei und die Bürger dieser erstaunlich jungen Stadt, wenn deren

Hilfe angerufen werden müßte, Herr werden. Offen gesagt würden solche Aufrührer mehr Aussicht haben, Birmingham in Furcht zu jagen als Chicago, St. Louis oder Newyork einzuschüchtern. Im Kampfe mit Aufständigen dieser Klasse geht die große Republik allen andern mit deutlichem Beispiel voran.

Nicht allein die Demokratie, sondern die fleißigen Arbeiter, aus denen sich die Demokratie in so hohem Maße zusammensetzt, sie haben die schmeichelhaften Erwartungen unsrer englischen Freunde reichlich erfüllt, und man kann von ihnen mit Sicherheit erwarten, daß sie auch künftig stets für die Erhaltung des Friedens einstehn werden.

Ferne Besitzungen.

Am Scheidewege.

Erst zweimal ist das amerikanische Volk berufen gewesen, eine so wichtige Lebensfrage wie die ihm jetzt vorliegende zu entscheiden.

Soll die Republik, der Apostel der triumphierenden Demokratie, der Herrschaft des Volkes, ihr politisches Glaubensbekenntnis preisgeben und in andern Ländern die Herrschaft des Fremden über das Volk, den triumphierenden Despotismus zu begründen suchen?

Soll die Republik ein gleichartiges Ganzes, ein einheitliches Volk bleiben oder eine zerstreute und geteilte Masse weit geschiedener und einander fremder Rassen werden?

Soll sie die Aufgabe beibehalten, ihr ungeheures Festland zu entwickeln, bis sie eine so große, rein amerikanische Bevölkerung wie die Europas besitzt oder soll sie auf diese Bestimmung verzichten und als auswärtige Besitzungen andre, weit entfernte Teile der Welt zu erwerben und zu beherrschen suchen, die nie integrierende Teile der Republik sein können?

Soll sie ihr Wachstum und Fortschreiten mit der Entwicklung auswärtiger Besitzungen vertauschen, die ihr nie in einem volleren Sinne zu eigen sein können als Indien britisch oder Cochinchina französisch ist? Dies ist die verhängnisvolle

Frage des Tages. Zwei gleich wichtige Fragen hat das amerikanische Volk weise entschieden, und seine Flagge weht jetzt über dem größeren Teile der englisch sprechenden Rasse; sein Land ist das reichste aller Länder, das erste in Gewerbe, Bergbau und Handel (Binnen- und Außenhandel), das erste dieses Jahr auch in der Ausfuhr. Aber mehr als das, die durchschnittliche Bildung und Lebenshaltung des Volkes ist die beste. Die Luxusbedürfnisse der Masse in andern Ländern sind bei uns die Lebensbedürfnisse. Das Schulhaus und die Kirche sind nirgends so weit verbreitet. Der Fortschritt in den Künsten und Wissenschaften ist überraschend. In internationalen Angelegenheiten wächst unser Einfluß, die Schatten der Zukunft vorauswerfend, so schnell, daß einer der hervorragendsten Staatsmänner Europa jüngst ermahnt hat, es müsse sich gegen uns verbünden, wenn es seinen eignen Einfluß in der industriellen Welt behalten wolle. Unsere Republik bleibt ein festes Ganzes mit ihrem fest umschlossenen Besitz, vereinigt, uneinnehmbar, triumphierend, deutlich dazu bestimmt, die vorderste Macht der Welt zu werden, wenn sie weiter den richtigen Pfad verfolgt. Dies sind die Früchte weiser Urteilsbildung bei der Entscheidung der zwei großen Streitfragen der Vergangenheit, Unabhängigkeit und Einheit.

An der Betrachtung der jetzt vor uns befindlichen Frage hat der Agitator, der Demagoge keinen Anteil. Nicht dem Gefühl, nicht der Leidenschaft, sondern überlegtem Urteil allein ist Raum zu geben. Die Frage sollte ruhig erwogen werden, es ist weder eine Partei-, noch eine Klassenangelegenheit, denn das wesentliche Interesse jedes Bürgers ist ein gemeinsames

Interesse, das das beste für die Ärmsten wie das beste für die Reichsten ist. Wir wollen daher gemeinschaftlich überlegen und uns wohl vergewissern, ehe wir unsern Standpunkt wechseln, damit wir nicht in einen Abgrund stürzen. Glücklicherweise können wir uns dabei von der Erfahrung andrer leiten lassen und zwar ist die unsrer eigenen Rasse in Großbritannien die lehrreichste.

Es gibt zwei Arten nationaler Besitzungen, Kolonisationsgebiete auf der einen, Kultivationsgebiete auf der andern Seite. In den ersteren wird die eigene Rasse angesiedelt und fortgepflanzt. So hat Britannien Kanada und Australien mit englisch sprechenden Leuten bevölkert, die natürlich unsre Ideen der Selbstverwaltung angenommen haben. Daß die Welt Nutzen davon gehabt hat, versteht sich von selbst, und daß Großbritannien als Völkermutter ein großes Werk vollbracht hat, wird immer mehr gewürdigt, je mehr wir weltumfassende Dinge begreifen lernen. Keine Nation, die je bestand, hat so viel für den Fortschritt der Welt getan, wie die als Britannien bekannten kleinen Inseln der Nordsee.

Mit den Kultivationsgebieten steht es anders. Die schlimmste Last, die Britannien auf den Schultern hat, ist diejenige Indiens, denn dort ist es für unsre Rasse unmöglich, zu gedeihen. Das Kind englisch sprechender Eltern muß weggebracht und in Britannien aufgezogen werden. Der britisch-indische Beamte muß in seinem Heimatlande lange Erholungspausen haben. Indien bedeutet unserer Rasse den Tod. Das Hauptmerkmal eines bloßen Kultivationsgebietes ist, daß die es erwerbende Macht dort nicht ihre eigene Rasse fortpflanzen kann.

Insoweit die Gebiete außerhalb unseres eigenen Festlandes, die sich unser Vaterland vielleicht einverleiben möchte, nicht Kolonien sondern nur abhängige Kultivationsgebiete sein können, brauchen wir bei den Vorteilen oder Nachteilen der ersteren nicht näher zu verweilen, obgleich der Verfasser mit Disraeli übereinstimmt, der selbst von den Kolonien sagt: „Unsere Kolonien sind Mühlsteine um den Hals Britanniens; sie lasten auf uns, so lange sie schwach sind und verlassen uns, wenn sie stark werden.“ Gerade dies tat unsre Republik mit Britannien.

Es ließ sich etwas zu Gunsten der Kolonien, vom Gesichtspunkte des Geldgewinnes aus, in früheren Tagen sagen, wo sie als die rechtmäßige Beute des Eroberers behandelt wurden. Es ist Spaniens verhängnisvoller Fehler, sich nie vergegenwärtigt zu haben, daß diese Politik heutzutage unmöglich befolgt werden kann. Britannien ist das einzige Land, das diese Wahrheit erkannt hat. Die britischen Kolonien haben volle Selbstverwaltung; sie besteuern selbst die Erzeugnisse ihres eigenen Mutterlandes. Daß Britannien seine Kolonien besitze, ist eine bloße Redewendung; daß seine Kolonien es besitzen, kommt der Wahrheit näher. „Unser Kolonialreich“ scheint ein Gewaltwort, aber soweit es sich um den materiellen Nutzen handelt, ist der Saldo auf der andern Seite. So handelt selbst das treue Kanada mehr mit uns als mit Britannien. Es kauft seine englischen Nationalflaggen in Newyork. Der Handel folgt heutigen Tags nicht der Flagge; er spürt nach der niedrigsten Preisnotiz. Einen Patriotismus gibt es im Warenaustausch nicht.

Einige der Organe industrieller Interessen begünstigen fremde Besitzungen, wie bemerkt sein mag, als notwendige oder nützliche Märkte für unsere Erzeugnisse. Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten ist aber dieses Jahr größer als die irgend eines anderen Landes der Welt. Selbst Britanniens Ausfuhr ist geringer, und doch besitzt Britannien, wie man sagt, hundert über die ganze Welt verstreute Kolonien und abhängige Gebiete. Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten keine haben, hindert ihre Erzeugnisse und Waren nicht daran, Japan, China, Australien, Neu-Seeland, Kanada und alle Teile der Welt im Wettbewerb mit denen Britanniens zu überschwemmen. Der Besitz von Kolonien oder abhängigen Gebieten ist aus Handelsgründen nicht nötig. Der Grund, warum Britannien seine Kolonien, und mit Recht, schützt, ist das Glück und der Stolz, den die Mutter an ihren Kindern empfindet. Der Instinkt der Mutterschaft findet dabei seine Befriedigung, und niemand auf der Welt mißt diesem Gefühl höheren Wert bei als ich. Britannien ist die gütigste der Mütter und verdient in vollem Maße die Liebe seiner Kinder.

Könnten wir Kolonien von Amerikanern gründen und in irgend einem Teile der Welt, der jetzt unbewohnt und von keiner andern der großen Mächte beansprucht ist, Amerikaner ansiedeln, um so dem Beispiel Britanniens zu folgen, so sollten uns Herz und Verstand gebieten, es zweimal, ja dreimal zu überlegen, ehe wir uns entscheiden. Selbst dann sollte die Entscheidung eine verneinende sein; aber gegenwärtig liegt uns eine derartige Frage nicht vor. Was wir zu betrachten haben, ist die Frage, ob wir uns auf die schwierige und gefährliche Politik einlassen sollen,

die Beherrschung fremder Rassen in Ländern zu unternehmen, in denen unsere eigene Rasse nicht angepflanzt werden kann.

So lange wir von fernen Besitzungen befreit bleiben, sind wir gefährlichen Angriffen gegenüber unüberwindlich, doch haben wir allerdings zu erwägen, welche Verpflichtungen internationalen Charakters uns zufallen mögen, die uns zwingen können, unsre Streitkräfte nach Punkten außerhalb unsres eigenen Gebietes zu senden. Bisher haben wir jede Absicht, uns in Angelegenheiten außerhalb unsres Festlandes zu mischen, in Abrede gestellt und nur das Recht beansprucht, gemäß der jetzt fest begründeten Monroe-Doktrin über die amerikanischen Interessen zu wachen. Dies führt zweifelsohne eine ernste Verantwortung mit sich, der wir nicht entgehen können. Die Länder Europas müssen uns in Gebietsfragen, die unsern Kontinent berühren, zu Rate ziehen, aber dies nötigt nicht zu gewaltigen Ansprüchen an unsre Land- und Seemacht. Wir sind ja daheim, in der Nähe unserer Operationsbasis und des Beistandes derjenigen Macht sicher, um derentwillen und auf deren Ersuchen wir eingreifen würden. Würde es als wesentlich befunden, für künftig mögliche, obgleich nicht wahrscheinliche Fälle in Porto Rico eine Kohlenstation zu besitzen, so stünde dem kein unüberwindlicher Einwand entgegen. Ebensowenig würde die Aufsicht über Westindien, wenn wir von Britannien dazu gedrängt werden sollten, beunruhigend sein, da die Inseln klein sind und die Bevölkerung unbedeutend und ohne nationale Bestrebungen bleiben wird. Außerdem befinden sie sich an unsern Küsten, in jeder Beziehung ameri-

kanisch. Ihre Verteidigung durch uns würde leicht sein. Sollten die Ereignisse dazu führen, brauchte gegen eine solche rechtmäßige und friedliche Ausdehnung auf unserer eigenen Halbkugel kein Einwand erhoben zu werden. Ich bin kein „Klein“-Amerikaner, der Volks- oder Gebietszuwachs fürchtet, immer vorausgesetzt, daß das neue Gebiet amerikanisch sei und daß es Amerikaner und nicht fremde Rassen hervorbringen wird, die gegen die Republik im Laufe der Zeit untreu sein müssen, um sich selbst treu zu sein.

Während ich schreibe, meldet der Telegraph die Einverleibung Hawaiis, was bedenklicher ist, doch ist der Grund dafür die Notwendigkeit gewesen, die einzige Kohlenstation im stillen Ozean zu besitzen, die vermöge ihrer Lage jeder Macht einen wesentlichen Stützpunkt zum erfolgreichen Angriff unserer pazifischen Küste bietet. So lange der Nicaragua-Kanal nicht gebaut ist, läßt sich die zwingende Gewalt dieses Grundes nicht leugnen. Wir brauchen diese Maßnahme nicht als einen Vorstoß oder Angriff, sondern nur als eine solche reiner Verteidigung zu betrachten. Die Bevölkerung der Insel ist so klein, daß nationale Bestrebungen nicht anzutreffen sind, was ein großer Vorteil ist. Auch ist sie nicht durch Eroberung gewonnen worden. Sie ist unser durch eine Abstimmung des Volkes, was der Erwerbung viele Gefahren nimmt. Hoffen wir, daß unsere weit draußen liegenden Besitzungen mit Hawaii schließen.

Konkret ausgedrückt, ist die Frage: sollen wir versuchen, uns als Macht im fernen Osten festzusetzen und um des Ruhmes willen die Philippinen besetzen? Den Ruhm haben wir schon in Deweys, die Macht Spaniens überwindendem

Sieg, der zu den vielen Lorbeeren der amerikanischen Flotte, die die Lorbeeren zur See von ihrer Kindheit an bis heute mit Britannien geteilt hat, neue hinzugefügt. Die Philippinen haben gegen $7^1/_2$ Millionen Bevölkerung, die aus einander bitter feindlich gesinnten Rassen besteht, aus fremden Rassen, die unsre Sprache und Einrichtungen nicht kennen. Amerikaner können dort nicht gezüchtet werden. Die Inseln sind zum Nutzen Spaniens ausgebeutet worden, gegen das sie sich gleich den Kubanern zweimal erhoben haben. Aber selbst Spanien hat wenig Geldgewinn aus ihnen gezogen. Die veranschlagte Einnahme aus den Philippinen betrug 1894/95 £ 2715980, die Ausgabe £ 2656026, sodaß ein Reinertrag von etwa $ 300000 blieb. Die Vereinigten Staaten könnten selbst diese geringfügige Summe von den Einwohnern nur dadurch erhalten, daß sie sie wie Spanien bedrücken würden. Wenn wir aber die Philippinen nehmen, werden wir sie so großmütig regieren müssen, wie Britannien seine abhängigen Gebiete regiert, das heißt so, daß sie uns nichts einbringen und wahrscheinlich noch eine Quelle jährlicher Ausgaben sein werden. Sicher werden sie eine schmerzliche Schwächung der Einkünfte bedeuten, wenn man die große Heer- und Seemacht berücksichtigt, die wir ihretwegen werden halten müssen.

Es walten viele Bedenken dagegen, daß wir die Beherrschung abhängiger Gebiete unternehmen; eins erlaube ich mir als uns eigentümlich darzulegen. Wir würden in eine schiefe Lage kommen. Man betrachte heute Großbritannien in Indien. Es hat Schulen errichtet und das Volk unsre Sprache gelehrt. Wir können annehmen, daß wir dasselbe

mit ähnlichem Erfolg in den Philippinen tun würden. Als Amerikaner durch Indien zu reisen, ist ein großer Gewinn für den, der die Leute Indiens und ihr Streben kennen zu lernen wünscht. Sie offenbaren den Amerikanern ihre innersten Gedanken, die sie sehr natürlich vor ihren Herren, den Briten, verbergen. Als ich in Indien war, unterhielt ich mich mit vielen, die in britischen Schulen eine englische Bildung erhalten hatten; ich fand, daß sie am meisten Cromwell und Hampden, Wallace und Bruce und Tell sowie Washington und Franklin gelesen und studiert hatten. Der Brite säet so in seinen Schulen mit der einen Hand die Saat des Aufruhrs, denn Bildung erzeugt Aufrührer, während er mit der andern Patrioten unterdrückt, die die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes wünschen. Die nationale Vaterlandsliebe, mit der sich der Brite selbst brüstet, muss er in Indien erdrücken. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann Indien, der sogenannte Rubin der britischen Krone, wieder rot aufleuchten wird. Die Beherrschung Indiens ist heute nur durch die Zwietracht der dortigen Rassen oder besser der Religionen möglich. Die Hindu und Mohamedaner mißtrauen einander noch mehr als den Briten, aber die Kasten schwinden schnell und die religiösen Vorurteile mildern sich. Sobald dieses Mißtrauen schwindet, ist Britannien der Gefahr ausgesetzt, mit Verlusten an Menschenleben und Schätzen, die sich nicht überschlagen lassen, vertrieben zu werden. Das Streben eines Volkes nach Selbständigkeit wird selten aufgehalten und soll nach den bisherigen amerikanischen Ideen auch nicht aufgehalten werden. Wenn es für den Inder oder Kubaner in gleicher Weise wie einst für den Bürger

der Vereinigten Staaten selbst und die verschiednen ehemals spanischen Republiken Südamerikas ein edles Ziel ist, ein Vaterland zu haben, um für es zu leben und nötigenfalls zu sterben, ist dann nicht auch die Empörung des Mannes der Philippinen gegen Spanien edel? Ist es möglich, unserer Republik die Rolle des Unterdrückers der Philippinischen Freiheitskämpfer zuzuweisen? Sicher ist das unmöglich. Mit welchem Gesicht sollen wir in den Schulhäusern der Philippinen unsre eigne Unabhängigkeitserklärung aufhängen und gleichzeitig ihnen die Unabhängigkeit versagen? Welche Antwort wird dem Herzen des Bewohners der Philippineninseln entspringen, wenn er Lincolns Emanzipations-Erklärung liest? Sollen wir Unabhängigkeit üben und Unterwerfung predigen, in unsern Büchern Aufruhr lehren und ihn doch mit unsern Schwertern ausrotten, die Saat der Empörung säen und die Ernte der Treue erwarten? Der Ruf des Präsidenten Mc. Kinley nach freiwilligen Kämpfern für die Unabhängigkeit Kubas gegen die grausame Herrschaft Spaniens findet rasch Befolgung, aber wer folgte gern dem Aufrufe des Präsidenten einer „Reichs“-Republik an freie Bürger, Washington zu bekämpfen und die Patrioten eines weit entlegenen abhängigen Gebietes, das um Freiheit ringt, niederzumetzeln?

Bisher ist es die ruhmreiche Mission unsrer Republik gewesen, auf fester Grundlage den Triumph der Demokratie zu sichern, und die Welt kennt jetzt die Regierung des Volkes für das Volk und durch das Volk. Ermüdet die Republik so bald ihrer Mission, daß sie sie gewaltsam fallen lässt und die unmögliche Aufgabe übernehmen muß, den Triumph

des Despotismus, die Herrschaft des Fremden über das Volk herbeizuführen? Und müssen die Millionen der Philippinen, die ihr ihnen von Gott verliehenes Recht auf Selbstregierung geltend gemacht haben, die ersten Opfer der Amerikaner sein, deren stolzester Ruhm es ist, sich selbst die Unabhängigkeit errungen zu haben?

Erwägen wir sorgfältig eine weitere Seite der Frage. Europa ist heute ein bewaffnetes Heerlager, nicht hauptsächlich um deswillen, weil die heimischen Gebiete seiner verschiedenen Nationen bedroht wären, sondern aus Furcht vor feindseligen Handlungen seitens andrer Nationen in Betreff auswärtiger „Besitzungen.“ Frankreich grollt über die britische Beherrschung Egyptens und ist um seine westafrikanischen Besitzungen bange; Russland trachtet nach Chinas Gebieten und einer Ausdehnung nach dem Stillen Ocean; Deutschland strebt ebenfalls nach fernen Besitzungen; Britannien, das so viele abhängige Gebiete erworben hat, ist wegen eines Angriffs auf sie so besorgt, daß es in diesem Jahr nahezu achtzig Millionen Dollar für neue Kriegsschiffe ausgiebt, und Russland, Deutschland und Frankreich leisten Folge. Japan ist ein neues Element der Besorgnis und soll am Ende des Jahres 67 furchtbare Kriegsschiffe haben. Die Seemächte Europas und auch Japan sind anscheinend entschlossen, sich zu einem fürchterlichen Kampfe um Besitzungen im fernen Osten bereit zu halten — nahe den Philippinen, und warum nicht um diese Inseln selbst? Unsere Republik wird von den Mächten, die von unserer Politik Vorteil für sich erwarten, herzlich eingeladen, sich mit in diesen Strudel zu stürzen, unser Vorgehen wird aber von

denen vorsichtig bewacht, die fürchten, daß unsre Macht gegen sie gebraucht werden könnte.

Es hat nie als besondere Weisheit gegolten, mit seiner Hand in ein Wespennest zu greifen, und es scheint in der Tat, als ob die Vereinigten Staaten jeden Anspruch auf mittelmäßige Klugheit verlieren müßten, wenn sie diese Bahn betreten und sich in die Umtriebe und Kriegsbedrohungen verwickeln würden, die Europa zu einem gerüsteten Lager machen.

Es ist der Scheideweg. Wir haben einen Kontinent zu bevölkern und zu entwickeln; es kommen in den Vereinigten Staaten nur 23 Personen auf die Quadratmeile. England hat deren 370, Belgien 571, Deutschland 250. Mit dem zehnten Teil der Kosten einer dauernden Herrschaft über die Philippinen könnten wir unsere Binnenschiffahrtsstraßen verbessern, den Nicaragua-Kanal bauen, eine Wasserstraße von den großen Seen nach dem Ozean, einen Binnenkanal längs der atlantischen Küste und einen Kanal durch Florida herstellen und auf diese Weise die Entfernung zwischen New-York und New-Orleans um 800 Meilen verkürzen, den Michigansee mit dem Mississippi verbinden, alle Häfen an den Seen vertiefen, einen Kanal vom Erie-See nach dem Allegheny-Fluß bauen, durch veränderliche Dämme den ganzen Ohio-Fluß entlang bis nach Cairo die Stauwässer regulieren, den unteren und oberen Mississippi und alle unsre Häfen an der Seeküste gründlich verbessern. Die Kosten aller dieser Unternehmungen würden nichts bedeuten im Vergleich zu den Summen, die das Experiment der Besitzergreifung der von unseren Küsten 7000 Meilen ent-

fernten Philippinen-Inseln erheischt. Handelt es sich darum, die Stellung unserer Republik unter den Nationen zu stärken, kann dann irgend welcher Zweifel bestehen, welche Politik die bessere sei? Daheim mächtiger zu sein ist der sicherste Weg, draußen mächtiger zu sein. Heute steht die Republik als Freundin aller Nationen, als Verbündete keiner da: sie hat keine ehrgeizigen Absichten auf das Gebiet irgend einer Macht eines anderen Festlandes; sie kreuzt keinen der ehrgeizigen Pläne anderer, erregt keinen bittern Argwohn, flößt keine Furcht ein; sie gehört nicht zu denen, die sich um Besitzungen reißen; sie steht auf der Seite, indem sie ihre eigne große Mission verfolgt und alle Völker ihr Beispiel lehrt. Man lasse sie zu einer Macht werden, die sich fremde Gebiete einverleibt, und alles ist im Augenblick geändert.

Wenn wir mit andern Nationen um fremde Besitzungen in Wettbewerb treten wollen, müssen wir eine Kriegsflotte wie die ihrigen haben. Sie müßte jeder andern noch überlegen sein, da wir sonst eine zweite Rolle spielen würden. Es genügt nicht, eine derjenigen Rußlands oder Frankreichs gleiche Flotte zu haben, denn Rußland und Frankreich können sich gegen uns, ebenso wie gegen Britannien, verbünden. Wir betreten das Feld sofort als Nebenbuhler Britanniens, der größten Herrin fremder Besitzungen, und wer kann verbürgen, daß wir nicht auch gegen sie unsere Kraft zu messen haben würden?

Was es heißt, in die Reihe der Land- und Seemächte einzutreten, die fremde Besitzungen haben, ist den folgenden Erwägungen zu entnehmen. Man denke zunächst an unsere künftige Flotte. Wenn sie nur der Frankreichs gleichen soll,

bedeutet das 51 Kriegsschiffe, wenn der Rußlands, 40. Wenn wir am Spiel nicht teilnehmen können, ohne wenigstens jedem unsrer Nebenbuhler gleichzukommen, so ist dann mit 80 Kriegsschiffen als der Zahl zu rechnen, die Britannien besitzt. Wir haben jetzt nur 4, und 5 im Bau. Bewaffnete und unbewaffnete Kreuzer lassen die Zahl aufs dreifache anschwellen, so hat Britannien 273 gebaute oder bestellte Linienschiffe und dazu 308 Torpedoboote; Frankreich hat 134 Linienschiffe und 269 Torpedoboote. Alle diese Nationen fügen rasch neue Schiffe hinzu. Jede Panzer- und Geschützfabrik der Welt ist Tag und Nacht geschäftig. Schiffe sind unentbehrlich, aber die jüngste Erfahrung zeigt, daß Soldaten es gleicher Weise sind. Wenn wir auch die ungeheuren Heere Europas nicht zu erreichen brauchen, so werden wir doch sicherlich zu schwach sein, solange nicht unser Heer wenigstens zwanzigmal so groß ist, wie seither — sagen wir 500000 Mann. Selbst dann werden wir als Gegner auch nur eines unserer drei Nebenbuhler Deutschland, Frankreich und Rußland noch machtlos sein.

Eine so weitgehende Inanspruchnahme der Hilfsquellen dieser Länder für Militärzwecke ist die notwendige Folge ihrer Lage, die sie zur Ausschau nach fremden Besitzungen zwingt. Die Vereinigten Staaten befinden sich heute zum Glück nicht in einer solchen Notlage, da ihr Gebiet einheitlich zusammenhängt, ihre Macht also einer einzigen festen Masse entspringt und ihre Nachbarn daher gegen sie machtlos sind.

Zwei große Mächte der Welt sind heute fest zusammengefügt, indem sie in ihrer friedlichen Entwickelung ungeheure,

an einander anstoßende Gebiete umfassen. Wenn Krieg droht, haben sie keine außen liegenden Besitzungen, die nie wirklich „besessen“ werden können, aber verteidigt werden müssen. Sie kämpfen im Falle des Angriffs nur an dem Saume ihrer eigenen Landmasse, die allein Feindseligkeiten ausgesetzt ist, und sind auf diese Weise unverwundbar, sodaß sie von der ganzen Welt in Waffen nicht mehr als eine bloße Belästigung zu befürchten brauchen. Diese Mächte sind Rußland und die Vereinigten Staaten. Sollten die unbesonnenen Ratschläge Mr. Chamberlains befolgt werden, so könnte der Versuch Britanniens, Rußland aufzuhalten, nur in Mißerfolg enden. Mit der unwiderstehlichen Gewalt des Gletschers schiebt sich Rußland auf die unten liegende Ebene vor. Sein Vordringen in das heidnische China ist aber auch für die übrige Welt, ja vom geschäftlichen Standpunkte aus selbst für Britannien von Vorteil, denn jeder Russe macht heute ebensoviel Geschäfte mit Britannien wie neun Chinesen. Britannien, Frankreich, Deutschland, Belgien, Spanien sind alle verwundbar, weil sie die scharfsinnige Politik, ihren Besitz und ihre Macht als räumliche Einheit zu erhalten, verlassen haben. Sollten die Vereinigten Staaten diese Politik ebenfalls verlassen, würde dies auch sie weiterhin so schwächen, daß sie, zerrissen, nie mehr die gebietende Rolle in der Welt spielen könnten, die sie nach Belieben zu spielen vermögen, solange sie ein zusammenhängendes Gebiet bilden.

Ob die Vereinigten Staaten ihre jetzige, unvergleichlich sichere Stellung bewahren oder aber durch den Erwerb fremder Besitzungen verwirken werden, wird ihr Vorgehen

hinsichtlich der Philippinen entscheiden; denn die Unabhängigkeit Kubas ist glücklicherweise gesichert und nur für diese hat die Republik laut ihrer Erklärung das Schwert gezogen. Warum sollte aber ein nationales Dasein den weniger als 2 Millionen Kubas beschieden und den $7^1/_2$ Millionen der Philippinen versagt sein? Noch haben die Vereinigten Staaten in ihrer Geschichte kein Blatt aufzuweisen, das von Selbstaufopferung für andere berichtet; alle ihre Erfolge sind für sie selbst gewesen. Diese Lücke wird nunmehr würdig ausgefüllt sein. Das Blatt, das die Entschließung der Republik meldet, ihren Nachbar Kuba vom fremden Herrscher zu befreien, wird im Laufe der Jahrhunderte in dem Maße, wie manche jetzt glänzend erscheinende Seiten verblassen mögen, an Glanz gewinnen. Kann der künftige Amerikaner erst darauf hinweisen, daß Kuba und die Philippinen, von der fremden Herrschaft befreit, eine Unabhängigkeit genießen, die ihnen sein Vaterland errungen und ohne Geld und Vergütung geschenkt hat, so wird er keinem Bürger irgend einer andern Nation begegnen, der seinem Lande gleich uneigennützige und edle Dienste nachzurühmen vermöchte.

Ich wiederhole, daß keine Macht der Welt den Vereinigten Staaten mehr als eine bloße Belästigung verursachen kann, wenn sie sie an ihrem Saume angreift, und dies ist alles, was die ganze Welt vereint tun kann, so lange unser Vaterland seine Streitkräfte nicht von den eigenen zusammenhängenden Küsten wegzusenden braucht, um wertlose Besitzungen zu verteidigen. Wenn unser Land durch die vereinten Mächte der Welt jahrelang abgesperrt werden sollte, würde es aus der Hafensperre nur desto reicher und stärker

und mit umso vollkommeneren eignen Hilfsquellen hervorgehen. Wir haben wenig von äußeren Angriffen zu fürchten. Eine durchgreifende Absperrung unsrer ausgedehnten Küste ist nicht möglich, und selbst wenn sie es wäre, würden uns die wenigen entbehrlichen Artikel, die nicht von uns selbst erzeugt werden (wenn es solche gibt) zu nur unwesentlich höheren Kosten auf dem Wege über Mexiko oder Kanada erreichen.

Von jedem Gesichtspunkte aus gelangen wir zu dem Schluß, daß die bisherige Politik der Republik ihre richtige Politik für die Zukunft ist, zur Sicherheit, zum Frieden, zum Glück, zum Fortschritt, zum Reichtum, zur Macht — zu allem was einer Nation zum Segen gereicht.

Erst wenn die Kriegstrommel schweigt und der Tag ruhigen Friedens wiederkehrt, wird sich die Frage ganz nüchtern betrachten lassen.

Zweimal hat das amerikanische Volk Kreuzwege mit Weisheit beschritten, und am dritten darf es nicht fehlgehen.

Amerikanertum gegen Imperialismus.

I.

Aus mehrfachen gewichtigen Gründen sehe ich Besitzungen im fernen Osten als eine Last an, die unserer Republik nichts als Unheil bringt. Nur einer dieser Gründe soll indessen jetzt betrachtet werden — die Kriegsgefahr und die fast fortwährenden Kriegsgerüchte und Kriegsdrohungen, denen alle im fernen Osten interessierten Nationen ausgesetzt sind. Es vergeht kaum eine Woche, die nicht beunruhigende Gerüchte über drohende Feindseligkeiten oder neue Bündnisse oder Veränderungen von Bündnissen zwischen den zum künftigen Kampfe rüstenden Mächten bringt. Hauptsächlich diese Frage des fernen Ostens hält jede Schiffswerft, Geschütz- und Panzerfabrik der Welt Tag und Nacht, Sonn- und Wochentags mit der Herstellung von Zerstörungswerkzeugen beschäftigt. In jener Region wird das Gewitter erwartet, und dort wird der Sturm ausbrechen.

Es ist erst vier Jahre her, daß Japan China schlug und als Frucht des Sieges einen Teil chinesischen Gebietes überlassen bekam. Alsbald erschien auf der Bildfläche eine Vereinigung Frankreichs, Rußlands und Deutschlands, die Japan aus China hinaustrieb. Rußland nahm einen Teil der Beute für sich selbst, und Deutschland nahm später Gebiete dicht daneben. Japan bekam nichts. Britannien, das mächtigste von allen, stand neutral dabei. Hätte es sich entschlossen,

Japan zu verteidigen, würde der größte je bekannte Krieg die wahrscheinliche Folge gewesen und das Gewitter ausgebrochen sein. Wäre die Frage heute zu entscheiden, so müßte man wahrscheinlich damit rechnen, daß Britannien Japan unterstützen würde.

Deutschland erhielt ein Zugeständnis in China, und sofort erschien Britannien, um Deutschland zu ersuchen, daß es in seinem ganzen chinesischen Gebiet die „offene Tür" aufrecht erhalten sollte; dasselbe Verlangen wurde an Rußland gestellt. Beide willigten gezwungenermaßen ein. Der ferne Osten ist eine Dynamitmine, die stets der Eplosion ausgesetzt ist.

In diese Pulverkammer wünschen sich die Vereinigten Staaten zu begeben, um bei dem kommenden Kampfe mit die Hand im Spiele zu haben. Es ist augenscheinlich, daß dasselbe, was mit Japan hinsichtlich chinesischen Gebietes geschehen ist, mit den Vereinigten Staaten hinsichtlich ihres Gebietes, der Philippinen, aus dem nämlichen Grunde geschehen wird — weil der Gebieter überwältigend stark und das Opfer hoffnungslos schwach ist.

Das Stärkeverhältnis der um die Herrschaft im fernen Osten streitenden Mächte ist das folgende: Groß-Britannien hat 80 erstklassige Kriegsschiffe und 581 Kriegsschiffe überhaupt, Frankreich hat deren 50 und 403, Rußland 40 und 286, Deutschland 28 erstklassige und 216 im ganzen. Japan wird bald in gleichem Range mit Deutschland stehn, dort in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes aber stärker sein.

Die Vereinigten Staaten beabsichtigen, mit 18 erstklassigen und 81 Schiffen im ganzen in die Zone der Gefahr einzutreten. Bei ihrer größeren Entfernung vom Schlacht-

felde würde diese Flotte jedoch kaum höher als auf die Hälfte jener Zahl zu bewerten sein. Rußland ist 8000 Meilen, die andern Europäer sind ungefähr 9000 Meilen entfernt. Die Vereinigten Staaten liegen über das Kap und die Straits 15000 bis 17000 Meilen weit weg; der Weg über Europa beträgt etwa 12000 Meilen, würde aber zu Kriegszeiten unbrauchbar sein, da die über Europa gehenden amerikanischen Schiffe geradenwegs ihren europäischen Feinden in die Hände fallen würden.

Die Heere der europäischen Nationen sind die folgenden: Das Heer Deutschlands auf dem Friedensfuße 562352 Mann, auf dem Kriegsfuße 3000000 (dazu eine große bevorstehende Vermehrung); das Heer Frankreichs auf dem Friedensfuße 615413, auf dem Kriegsfuße 2500000; das Rußlands auf dem Friedensfuße 750944, auf dem Kriegsfuße 2512143. Alle Franzosen und Deutschen über 20 und alle Russen über 21 Jahre sind dem Militärdienst unterworfen. Sie sind in der Tat erst Soldaten, dann Bürger.

Es liegt auf der Hand, daß die Vereinigten Staaten keine Forderung irgend eines ihrer Wettbewerber bestreiten oder bekämpfen können, die durch die Neutralität der andern Mächte gesichert wird, wie das Beispiel Frankreichs, Deutschlands und Rußlands in bezug auf die Neutralität Britanniens lehrt. Sie können nicht alleinstehn. Was die „Saturday Review" sagt, ist wahr:

> „Wir wollen offen sein und gerade heraussagen, daß wir von dieser Annäherung in materiellen Interessen gegenseitigen Gewinn erwarten. Die amerikanischen Bevollmächtigten in Paris führen ihre Unterhandlungen, gleichviel ob

sie zum Ziele gelangen oder nicht, unter dem Schutz der Seemacht Englands, und wir werden für diesen Beistand ein materielles quid pro quo erwarten. Wir erwarten von den Vereinigten Staaten, daß sie mit Kanada in der Tarifangelegenheit großmütig verfahren, und wir erwarten, daß sich die Vereinigten Staaten unserer erinnern, wenn sie in den Besitz der Philippinen-Inseln gelangen, und vor allem erwarten wir ihren Beistand an dem bald nahenden Tage, wo die Zukunft Chinas zur Entscheidung kommt, denn der junge Imperialist hat einen Pfad betreten, wo es eines guten Freundes bedürfen wird, und eine dauernde Freundschaft zwischen den beiden Nationen kann nicht durch leere Sentimentalitäten auf offener Tribüne, sondern nur durch gegenseitige Vorteile in soliden materiellen Interessen gesichert werden."

Bischoff Potter hat kürzlich gesagt, daß wir das Werkzeug Britanniens werden müssen, wenn wir uns auf den Kampfplatz wagen, und das ist wahr. Dank Britanniens Neutralität und dank ihr allein durften wir Spanien die Philippinen überhaupt wegnehmen. Andernfalls würden Frankreich, Deutschland und Rußland nie neutral geblieben sein, und der verlangte Preis ist vom Präsidenten Mc. Kinley zu zahlen gewesen — die „offene Tür", die den Handel unserer Besitzungen Britannien sichert. Nichts ist bezeichnender gewesen als die Äußerung des Senators Davis, des Vorsitzenden des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, dessen Tüchtigkeit, Einfluß und Stellung gleich hervorragend sind. Er sagt:

„Ich befürworte einen die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Japan umfassenden Bündnisvertrag zum

Schutze aller ihrer Interessen nördlich des Äquators. Der Rest der Welt würde eine heilsame, mit Achtung gleichbedeutende Furcht vor uns haben."

Aus alledem ist zu entnehmen, daß in derselben Weise, wie uns Britannien erlaubte, Spanien die Philippinen zu nehmen, auch unsere Stellung im Osten von seiner beständigen Unterstützung oder einem Bündnis mit ihm abhängt — für unsere Republik meines Erachtens eine ziemlich demütigende Stellung. Sehen wir aber, wie es sich mit Bündnissen näher verhält. Können wir uns auf ein Bündnis verlassen? Die Verbindungen der Nationen wechseln in Europa mit beängstigender Schnelligkeit. Frankreich und Britannien fochten gemeinsam im Krimkrieg. Sie nahmen Sebastopol wie wir Manila nahmen. Ihre Flaggen wehten dort zusammen, aber sie dachten nicht daran, daß ihnen diese Tatsache Anspruch auf Land gäbe. Heute bilden Rußland und Frankreich ein festes Bündnis gegen Britannien und andere Länder. Deutschland bekämpfte Österreich, heute sind sie zusammen im Dreibund. Italien schlug im Bunde mit Frankreich die Schlacht von Solferino, heute ist Italien ein Glied des Dreibundes gegen Frankreich. Europa ist ein Kaleidoskop, in dem Bündnisse wechseln, sich auflösen, wieder entstehen und mit den vorübereilenden Vorgängen wieder andere Formen annehmen. Während der letzten Woche hat sich die bittere Feindschaft, die infolge der deutschen Einmischung in Transval kürzlich zwischen Deutschland und Britannien herrschte, geändert und es wird verkündet, „daß sie in vielen Punkten zusammen gehen und hoffen, in Zukunft immer mehr zusammen zu wirken". Heute ist die Frage: Sollen sich Frank-

reich und Deutschland zu gewissen gemeinschaftlichen Zwecken verbinden? Dies würde noch vor kurzer Zeit aufgefallen sein, die Staatsmänner werden sich aber erinnern, daß sich Deutschland und Frankreich mit Rußland bereits verbanden, um Japan aus China zu treiben. Es gibt kein Bündnis, selbst nicht das anscheinend unpassendste, das nicht geschlossen werden kann und geschlossen wird, um den unmittelbaren Interessen oder Begierden von Nationen zu dienen. Den Senator Davis scheint der Gedanke eines Bündnisses seines Vaterlandes mit Britannien und Japan zu befriedigen. Hätte er heute sein Bündnis, so könnte es morgen vielleicht nicht mehr das Papier wert sein, auf das es geschrieben wurde.

Ich meine daher, kein Amerikaner sollte sein Land in eine Lage bringen, die es nicht in ausschließlichem Vertrauen auf seinen eigenen starken Arm behaupten kann. Augenblicklich ist auf seinen Arm nicht viel Verlaß; seine 81 Kriegsschiffe sind zu wenig, um in Betracht zu kommen, und was sein Heer angeht — was sind seine 56000 Liniensoldaten? Seine Freiwilligen werden ja entlassen. Seine Flotte sowohl wie sein Heer sind nur zu einem gut — von irgend einer der stärkeren Mächte mit Leichtigkeit gefangen und vernichtet zu werden. Auf den Schutz Britanniens, und auf ihn allein, haben wir uns im fernen Osten zu verlassen — auf einen dünnen Faden fürwahr! In dem Flugsand der Bündnisse sollen wir unsere einzige Grundlage haben.

Der Verfasser gehört nicht zu denen, die glauben, die Republik könnte nicht stark genug werden, um allein zu marschieren, ihre eigene Macht aufrecht zu erhalten und für

sich allein selbst eine gebietende Macht und nicht nur der schwache Schützling einer tatsächlich gebietenden Macht zu sein. Um aber eine gebietende Macht zu werden, muß sie tun, was gebietende Mächte tun — eine Flotte schaffen, die der Flotte jeder andern Macht gleich ist und Hunderttausende regulärer Truppen besitzen, die mit der Flotte zusammen wirken.

Wenn sich die Republik ausschließlich und unausgesetzt der Beschaffung einer etwa der Britanniens gleichkommenden Flotte widmet, wozu sie genötigt sein wird, um nicht der Gnade stärkerer Mächte preisgegeben zu sein, so wird dies die Arbeit von mehr als 20 Jahren erfordern, die Erbauung von 20 Schiffen jährlich angenommen, während unsere Flotte bisher nur um sechs jährlich vermehrt worden ist. Um die Leute zu bekommen, diese Schiffe zu bemannen, muß sie die Mittel beschaffen, sie auszubilden. Daß sie es tun kann, steht außer Frage; daß der Amerikaner zu Wasser und zu Lande dem Manne jeder andern Nation mindestens gleichkommt, ist nicht zu bestreiten. Mehr als das, ich kenne den amerikanischen Arbeiter, insbesondere den Maschinenarbeiter, als den geschicktesten, gewandesten der Welt — und Siege zur See hängen ebenso sehr von den Maschinisten unter dem Deck ab, wie von den Feuerwerkern oben, und auch die amerikanischen Feuerwerker sind ohnegleichen. Es war für mich keine Überraschung, daß die amerikanischen Kriegsschiffe diejenigen Spaniens ohne Verlust zum Sinken brachten. Den letzten Winter verlebte ich im Auslande in Gesellschaft hervorragender Leute europäischer Nationen, die in Cannes zusammen kommen. Sie hegten allgemein die

Überzeugung, daß die spanische Flotte eine zeitlang über uns Herr bleiben würde, obgleich zugegeben wurde, daß die überlegenen Hilfsmittel der Vereinigten Staaten diesen schließlich den Sieg sichern müßten. Sollten jemals Kriegsschiffe in der Welt denjenigen der amerikanischen Flotte begegnen, sagte ich damals, würden die fremden Kriegsschiffe zu Grunde gehen — aus zwei Gründen, erstens weil unsere Schiffe die neuesten und best ausgerüsteten wären und zweitens, weil ich wüßte, was für Leute hinter den Geschützen ständen. Wenn je die Republik ihre industriellen Ideale fallen läßt und auf den Standpunkt der Kriegsideale Europas herabsteigt, wird sie dort hervorragen, daran hege ich keinen Zweifel. Der Mensch, den unser anregendes Klima hervorbringt, ist der zäheste, rascheste, gewandteste aller Menschen, und das Organisationstalent ist im Amerikaner in größerer Vollkommenheit vorhanden, als in irgend einem anderen. Was ich aber zur Erwägung gebe, ist der Umstand, daß die Republik heute ein Schwarm Industrieller ohne eine angemessene Flotte und ohne Soldaten ist, daß sie darum einen Beschützer haben muß und daß sie im Osten, wenn sie dort auftreten soll, in keiner Beziehung eine gebietende Macht sein kann. Der Imperialismus setzt voraus, daß eine See- und Heermacht dahinter steht. Geistige Kraft, Bildung, Zivilisation sind nicht der Rückgrat des Imperialismus; es sind die geistigen Kräfte, die die höhere Zivilisation, das Amerikanertum ausmachen. Die Grundlage des Imperialismus ist rohe körperliche Gewalt, die Bekämpfung der Menschen mit materiellen Kampfmitteln, Kriegsschiffen und Geschützen.

Der Verfasser des zuerst in der „North American Review“ erschienenen „A Look Ahead“ steht sicher nicht in dem Argwohn, dem Zusammenschluß der englisch sprechenden Rasse feindlich zu sein. Es ist dies mein Traum und eine der Bewegungen, die mir am meisten am Herzen liegen. Seit vielen Jahren weht von meiner Sommerwohnung in meinem Heimatlande eine Flagge, die zusammengenäht die Felder des Sternenbanners und der englischen Nationalflagge enthält — die erste Flagge dieser Art, die je gesehen wurde. Sie wird dauernd dort flattern und die Winde werden weiter die Beiden in liebender Umarmung umwehen. Ich befürworte aber nicht ein formales Bündnis wie das vom Senator Davis gewünschte; ich baue im Gegenteil auf das „Herzensbündnis“, das heute glücklicherweise besteht. Bündnisse kriegführender Mächte entstehen und vergehen mit den Fragen, die sich von Zeit zu Zeit erheben. Der Patriotismus der Rasse liegt tiefer und wird durch die Wellen an der Oberfläche nicht gestört. Die gegenwärtige Aera guten Einvernehmens zwischen den alten und den neuen Ländern bedeutet, daß die Heimat von Shakespeare und Burns nie überfallen werden wird, ohne daß sich auch andere als eingeborene Briten zu ihrer Verteidigung finden würden. Sie bedeutet, daß das Riesenkind, die Republik, von einer Vereinigung anderer Rassen nicht angegriffen und bedroht werden wird, ohne daß der alte Löwe ein Knurren vernehmen läßt, das die Erde erschüttern wird. Sie soll aber nicht bedeuten, daß sich das alte oder neue Land bindet, dem andern in allen seinen Plänen daheim oder draußen zu helfen, sondern daß die Republik der Freund aller Nationen und der Verbündete keiner bleibt und daß sie,

die heute von allen fremden Verwickelungen frei ist, es nicht unternehmen wird, Britannien beizustehen, wenn es mit solchen zu tun hat. Man denke zum Beispiel an Rußland. Erst letztes Jahr drängten leitende Staatsmänner Britannien, gegen dieses Land zu Felde zu ziehen. Sie wollten seine berechtigte Ausdehnung nach dem stillen Ozean hindern — berechtigt, weil sie zusammenhängendes Gebiet ergreift, welches Rußland aufsaugen und russisch machen kann, um seine Herrschaft zu befestigen. Rußland weis besseres zu tun, als auswärtige Besitzungen zu haben, die Angriffen ausgesetzt sind. Rußland ist immer der Freund der Vereinigten Staaten gewesen. Als Lord Palmerston, der Premierminister Großbritanniens, die Südstaaten anerkennen wollte, sandte Rußland seine Flotte nach Newyork. Rußland verkaufte uns Alaska. Wir haben keine denen Rußlands entgegengesetzte Interessen; die beiden Nationen sind die einzigen beiden großen Nationen in der Welt, die fest, einheitlich, uneinnehmbar sind, weil sich jede nur über zusammenhängendes Gebiet ausgebreitet hat, auf dem die eigene Rasse gedeihen kann. Auch was den Handel mit Rußland angeht, wächst unsere Ausfuhr mit wunderbarer Schnelligkeit. Schiffsladungen amerikanischer Lokomotiven, amerikanischer Stahlbrücken und amerikanischer elektrischer Maschinen gehen von unseren Küsten nach Rußland. Alles, worin unser Land hervorragt oder hervorragend wird, geht nach Rußland. Gesetzt, Britannien und Rußland gerieten im fernen Osten in Streit und wir hätten ein Bündnis mit Britannien, so würden wir uns gegen einen unsrer besten Freunde im Kriege befinden.

Die Schwesterrepublik Frankreich und unsre eigene sind von Anfang an nahe Freunde gewesen. Die Dienste, die uns Frankreich während der Revolution erwiesen hat, mögen vergessen sein, sollten aber den Amerikanern in der Erinnerung bleiben. Daß manche Interessen in Frankreich mit Spanien sympathisierten, war nur natürlich. Die Finanzwelt Frankreichs besaß die spanische Schuld. Die Religion Frankreichs ist die Religion Spaniens. Die Feinde der französischen Republik ergriffen für die Monarchie Partei. Aber das kann ohne Gefahr eines Widerspruches behauptet werden, daß diejenigen, die in Frankreich regieren, als Freunde zu unsrer Republik standen und daß unsere Feinde in Frankreich auch die Feinde der französischen Regierung waren. Ein Bündnis mit Britannien und Japan würde uns möglicherweise zu einem Feind Frankreichs machen. Ich möchte kein Bündnis schließen, das dazu führt. Ich möchte nicht mit irgend welcher Macht unter irgend welchen denkbaren Umständen ein Bündnis schließen; ich möchte die Republik den Freund aller Mächte bleiben sehen. Das ist ihre Politik von Anbeginn an gewesen und sollte es bleiben.

Wenn „die Welt vor uns eine heilsame, mit Achtung gleichbedeutende Furcht haben soll", wie es Senator Davis wünscht, wird dies für die Republik kein guter Tag sein. Besser erscheint es mir, an der Forderung Washingtons festzuhalten und die „Freunde aller Nationen" zu sein — eine heilsame Freundschaft statt einer „heilsamen Furcht".

Ich habe darauf hingewiesen, daß zwischen dem Beschützer und seinem Schützling Schwierigkeiten entstehen können, ich möchte aber nicht so verstanden werden, als ob

ich glaubte, daß ein tatsächlicher Krieg zwischen ihnen möglich wäre. Weit entfernt davon, bin ich der Meinung, daß zwischen den beiden Zweigen der englisch sprechenden Rasse niemals ein tatsächlicher Krieg vorkommen wird. Sollte der eine Grund zur Beschwerde haben, würde der andere schiedsrichterliche Entscheidung anbieten, und keine Regierung könnte auf der einen oder anderen Seite bestehen, die dies Anerbieten zurückwiese. Die mächtigste, je in Britannien bekannte Regierung war die Lord Salisburys, als Präsident Cleveland mit Recht einen Schiedsspruch in der venezolanischen Angelegenheit verlangte. Wie allgemein bekannt ist, hatte Mr. Gladstones Regierung dem schiedsrichterlichen Verfahren zugestimmt. Lord Salisbury erkannte die Vereinbarung, nachdem er zur Macht gelangt war, nicht an. Lord Salisbury lehnte das Ersuchen des Präsidenten Cleveland ab, und was war die Folge? Manche Uneingeweihte in den Vereinigten Staaten glauben, daß er durch die Haltung der Vereinigten Staaten gezwungen wurde, seine Weigerung zurückzuziehen und des Präsidenten Cleveland Wunsch zu entsprechen. Dies traf nur zum Teil zu. Der Zwang, seine Entscheidung ins Gegenteil zu verändern, ging von den Kreisen in Britannien aus, auf die er sich stützte. Es ist dies ein öffentliches Geheimnis. Die Namen der ihm am nächsten stehenden Machthaber, die für Präsident Cleveland Partei ergriffen, lassen sich aufführen, die veröffentlichten Kabeldepeschen genügen aber. Der Thronerbe und der künftige Thronerbe kabelten, daß sie hofften und erwarteten, die Frage würde friedlich geregelt werden. Daß hinter diesen Kabeldepeschen die Königin selbst, die Freundin der Republik stand, steht außer Zweifel.

Über den Gedanken eines tatsächlichen Krieges zwischen Großbritannien und der Republik kann man hinweggehn, wie über etwas, was nicht in Betracht kommt; was man aber zu befürchten hat, ist das folgende: die Neutralität Britanniens — die heute sogar von anderen Mächten gewünscht wird — in dem Falle, daß ihm sein Schützling Ärgernis verursachen oder undankbar erscheinen und sich für den dem Schwächling gewährten Schutz nicht voll erkenntlich zeigen sollte. Es bedurfte nicht feindseliger Handlungen Großbritanniens, um Japan in seinen Plänen aufzuhalten und aus seinem Besitz zu drängen, sondern nur des einfachen Entschlusses, sich nicht zugunsten Japans einzumischen. Hätte Japan Britannien befriedigende Vorteile zu bieten gehabt, dürfte es dessen Unterstützung wohl gefunden haben. Die Grundlage auf der in Europa Bündnisse geschaffen werden, ist der beide Teile zufriedenstellende Tausch; jede europäische Nation hat ihren Preis, und jede von ihnen hat etwas, was die andere begehrt. Frankreich könnte Britannien freie Hand in Ägypten lassen, Deutschland könnte mit Britannien in der Erwerbung der Delagoa-Bai zusammengehn und den Sorgen in Transvaal ein Ende machen. Dies ist etwas, was Britannien herzlich begehrt Rußland könnte Britannien eine erwünschte Grenze in Indien geben. Diese Nationen sind sämtlich in ihren Interessen und Wünschen auf einander angewiesen und niemand kann voraussagen, welche Bündnisse man brechen und was für welche man schliessen wird — alles ist eine Frage der eignen Interessen. Die Vereinigten Staaten befinden sich nicht in ähnlicher Lage. Sie haben wenig Wünschenswertes

im Austausch gegen ein Bündnis zu bieten und würden aller Wahrscheinlichkeit nach den Zielen ihrer stärkeren Nebenbuhler zum Opfer fallen — wenigstens könnte dies geschehen, da sie selbst machtlos sind.

Wenn ein Staatsmann die Stellung und Interessen seines Landes in Händen hat, ist es seine ernste Pflicht, sich nicht mit Dingen, wie sie künftig sein sollen, sondern mit den Dingen wie sie gegenwärtig sind, zu befassen. Der Traum der Vereinigung der englischsprechenden Rasse, dem vielleicht keiner lieber nachhängt, als der Verfasser, selbst dieser bestechende Traum ist nur als ein Traum zu nehmen. Das „Parlament der Welt, der Staatenbund der Welt“ wird sicher kommen. Der Beobachter der Entwicklung hegt keinen Zweifel darüber, daß sich die höchsten Ideale nicht durch unsre eignen äußeren Handlungen, sondern aus jener Tendenz heraus verwirklichen, die in unserm Innern nach Rechtlichkeit strebt. Derjenige ist aber kein Staatsmann, sondern nur ein Träumer, der seine Hoffnungen Tatsachen gegenübersetzen will, und wer den Vereinigten Staaten, wie sie heute dastehen, den Rat gibt, in den bevorstehenden Kampf im fernen Osten einzutreten und sich auf irgend ein mit einer oder allen Mächten abzuschließendes Bündnis zu verlassen, erscheint ungeeignet, die Politik der Republik zu gestalten oder ihre Geschicke zu lenken.

Man betrachte nur ihre feste, einheitliche, uneinnehmbare Stellung. Wenn sich alle Seemächte zusammentäten, um die Republik anzugreifen, was würde dann deren Antwort sein? Sie würde ihre Häfen mit Minen füllen; sie würde ihre Kriegsschiffe hinter diese zurückziehen, bereit, herauszu-

schnellen, wenn sich eine günstige Gelegenheit zum Angriff bietet. Und sie würde in der Verzweiflung noch mehr tun: Sie würde ihre Häfen unzugänglich machen — ein paar versenkte, belastete Leichter würden dazu genügen — und alle Mächte der Welt wären dann außer Stande, ihr großen Schaden zuzufügen. Nur der Saum würde gestört werden, das von ihm eingefaßte große Reich würde dagegen den Angriff kaum spüren.

Die Republik würde durch die Schließung der Häfen den hauptsächlichsten Mächten einen viel größeren Schaden bereiten, als ihr selbst verursacht werden könnte, denn die Nichtausfuhr amerikanischer Nahrungsmittel und Baumwolle würde für Britannien Hunger und Not bedeuten und es in höherem Maße schädigen, als Verluste in Schlachten. Selbst für Frankreich und Deutschland würden die Folgen einer solchen Einstellung der amerikanischen Ausfuhr bedenklicher sein als die Wirkungen eines gewöhnlichen Krieges. Binnen kurzer Zeit müßten die Mächte erkennen, wie nutzlos der Versuch war, diese in sich selbst abgeschlossene Republik, deren Besitz gleichsam innerhalb einer sicheren Umzäunung liegt, ernstlich zu schädigen.

Das Nationalvermögen würde während der Einschließung weniger schnell wachsen, aber das wäre alles. Unser auswärtiger Handel würde leiden, er ist aber gering, nicht mehr als 4 vom Hundert unseres Binnenhandels. Kein Sachverständiger schätzt den jährlichen inneren Warenaustausch unseres Volkes auf weniger als 50000 Millionen Dollar; Ein- und Ausfuhr haben noch nie ganz 2000 Millionen Dollar erreicht. Die jährliche Zunahme des Binnenhandels wird für sich allein

ungefähr gleichhoch veranschlagt wie unser ganzer Außenhandel, Ein- und Ausfuhr zusammengenommen. Es würde wohl Arbeit verdrängt werden, aber die neue Nachfrage nach solcher infolge des neuen Standes der Dinge würde sie voll wieder unterbringen. Wir würden aus der Sperre ohne ernsten Schaden hervorgehen. Soviel in betreff der Unüberwindlichkeit der Republik. Das Glück ergießt sich heute über sie. Zum erstenmal in ihrer Geschichte ist sie das größte Exportland der Welt, selbst die Ausfuhr Britanniens ist geringer als die ihre. Ihre Erzeugnisse überschwemmen alle Länder, ihre kommerzielle Entfaltung erfolgt in Sprüngen und Sätzen. Newyork ist der finanzielle Mittelpunkt der Welt geworden. Nicht mehr London ist es heute, sondern New York. Dieser Rang darf zwar noch nicht als dauernd verbürgt gelten, wird sich aber bald befestigen, wenn die Republik nicht durch den Imperialismus in europäische Kriege verwickelt wird. Die Arbeit steht in unserm Lande bei den höchsten in der Welt bezahlten Löhnen in Nachfrage; die industrielle Oberhoheit der Welt liegt in unsrer Hand. Zwei Fragen harren der Entscheidung des amerikanischen Volkes: Erstens, sollen wir, wie wir es sind, fest, einheitlich, unüberwindlich, republikanisch, amerikanisch bleiben? Oder zweitens, sollen wir unter den Schutz Britanniens kriechen, und, wie Bischof Potter sagt, dessen Werkzeug werden, um nach dem Phantom des Imperialismus haschen zu können?

Wird das letztere gewählt, so müssen wir uns dann vergegenwärtigen, daß wir uns für die neue Arbeit, die uns der Imperialismus auferlegt, zunächst in Ruhe vorzubereiten haben.

Wir brauchen ein großes reguläres Kriegsheer geschulter Soldaten. Der Versuch, regulären Truppenmassen mit Freiwilligen entgegen zu treten, ist zwecklos — dies haben wir herausgefunden. Nicht etwa, als ob Freiwillige Leuten von dem Schlage, der sich für Bezahlung zum regulären Heeresdienst einfach anwerben läßt, nicht überlegen wären, wenn sie sich anwerben und ausbilden lassen würden, sondern eben weil sie nicht ausgebildet werden. 38000 Mann mehr sollen ins reguläre Heer eingestellt werden; aber es ist leicht, „Geister aus der ungeheuerlichen Tiefe zu rufen" — vielleicht kommen sie nur nicht. Die gegenwärtige gesetzliche Stärke des Heeres ist 82000 Mann; wir haben aber nur 56000, wie der Präsident in seiner Botschaft sagt. Warum füllen wir nicht erst diese Lücke aus, anstatt Gesetze für die Anwerbung von mehr Leuten zu verlangen? Weil die Arbeiter gut beschäftigt und in manchen Staaten Leute heute schwer zu haben sind; weil die Leute, die sich jetzt anwerben lassen, wissen, wozu sie gebraucht werden und jene Arbeit nicht das ist, was man von amerikanischen Soldaten bisher verlangt hat. Sie haben nie ihr eigenes Land zu verlassen und noch weniger Leute niederzuschießen gehabt, deren einziges Verbrechen gegen die Republik darin bestand, daß auch sie, wie wir selbst, die Unabhängigkeit ihres Landes wünschten und an die Unabhängigkeitserklärung, an das Amerikanertum glaubten. Der Präsident wird vielleicht nicht die Soldaten bekommen, die er wünscht und die wir haben müssen, wenn er mit seinem Imperialismus nicht Schiffbruch erleiden soll. Wir haben allen Grund zu bezweifeln, ob unser Heer ohne eine große Erhöhung der Löhnung, vielleicht ohne Zwangsaushebung, auch

nur auf 100000 Mann gebracht werden kann. Sicherlich müssen wir aber, bevor wir im fernen Osten erscheinen, ein großes reguläres Heer haben.

Das zweite unbedingte Erfordernis ist eine Flotte, die, wenigstens in gewißem Grade, den Flotten der anderen im Osten beteiligten Mächte entspricht. Wir können sie in 20 Jahren vielleicht haben, wenn wir es betreiben, dies bedeutet aber die Erbauung von 20 Schiffen im Jahre. Die Beschaffung geschulter Leute zu ihrer Besatzung wird eine ebenso schwierige Aufgabe sein wie die Erbauung der Schiffe.

Erst wenn wir so ausgerüstet sind, und nicht eher, werden wir in der Lage sein, „durch die alleinige Macht unseres von keinem Herrn abhängigen Willens“ Land im fernen Osten zu nehmen und zu behaupten, wie wir es behaupten müßten, wenn wir es überhaupt behaupten wollen. Uns jetzt, ohne Heer und Flotte, im Vertrauen auf die trügerische, veränderliche Grundlage der „Protektion“ oder „Neutralität“ oder „Allianz“ eines andern in den Strudel zu stürzen, hieße sich um eine Niederlage und eine solche Demütigung bewerben, wie sie selten das Los einer Nation gewesen ist, auch nicht der ärmsten und der am wahnsinnigsten oder törichtsten regierten. Es wäre wider den gesunden Menschenverstand.

Damit bin ich am Ende des Gegenstandes, über den ich schreiben wollte, es bleibt aber die praktische Frage übrig: „Was sollen wir mit den Philippinen tun?“ Sie sind nicht unser, wenn der Senat den Vertrag nicht billigt; aber angenommen, er wird es tun, so erhebt sich dann jene Frage.

Sie ist am besten durch eine andere zu beantworten: „Was haben wir mit Kuba zu tun versprochen?“ Die beiden

Fälle sind einander so ähnlich, wie es derartige Fälle gewöhnlich sind. Wir trieben Spanien sowohl aus Kuba wie aus den Philippinen. Unsere Schiffe liegen in den Häfen beider. Der Insel Kuba erneuert der Präsident in seiner Botschaft die vom Kongreß gegebene Bürgschaft — es soll ihr geholfen werden, „in einem möglichst baldigen Zeitpunkte eine freie und unabhängige Regierung" zu bilden.

Die zauberwirkenden Worte „frei und unabhängig" werden von dem Volke Kubas freundlich aufgenommen und unsere Soldaten werden als Befreier begrüßt werden. So sicher ist dessen unsere Regierung, daß nur die Hälfte der für Kuba bestimmten Truppenzahl hingeschickt werden soll.

Selbst wenn wir versucht sein sollten, mit unserer Bürgschaft ein falsches Spiel zu treiben, wie es die Feinde der Republik in Europa von uns voraussagen, so wird doch das Streben eines Volkes nach Unabhängigkeit selten unterdrückt. Es gibt eine große Zahl Amerikaner, und darunter die besten, die empört sein würden, wenn unsere Soldaten gegen die Kubaner Verwendung fänden und diese um das, was ihnen versprochen worden war, zu kämpfen hätten. Die letzten Nachrichten, die ich von Kuba habe, sind aus einer guten Quelle. Diese Notwendigkeit wird danach wahrscheinlich nicht eintreten. Kuba wird bald eine Regierung bilden, und, ich betone diese Weissagung, die Einverleibung verlangen. Die Grundeigentümer Kubas, die die neue Regierung kontrollieren werden und viele Amerikaner, die sich mit ihnen an den dortigen Besitzungen beteiligen, werden darauf abzielen. „Zollfreier Zucker" bedeutet Reichtum für sie alle. Werden die Vereinigten Staaten Kuba aufnehmen?

Das ist zweifelhaft. Aber Kuba braucht uns nicht sehr zu beunruhigen. Es ist dabei kein Imperialismus vorhanden — keine Gefahr auswärtiger Kriege.

Warum wäre nun die für die Insel Kuba angenommene Politik nicht auch für die Philippinen-Inseln die richtige? General Schofield meint, daß dort 30 000 Mann erforderlich sein werden, da wir möglicherweise „sie zu verhauen" haben werden. Und dies eine Aufgabe für Amerikaner! General Miles glaubt, 25 000 würden genügen. Wenn wir ihnen versprechen, was wir Kuba versprachen, würde, wie bei Kuba, die Hälfte der Zahl ausreichen — wahrscheinlich noch weniger — und es würde uns die unsympathische Aufgabe erspart bleiben, Leute niederzuschießen, die keines Vergehens gegen uns schuldig sind.

Wenn wir betonen: „Die Sklaven sind unser, weil wir sie gekauft haben" und ihnen nicht sagen, daß wir nicht als Sklavenaufseher, sondern als Freunde kommen, um ihnen zur Unabhängigkeit zu verhelfen, so werden wir ohne Zweifel „sie zu verhauen" haben. Es wird sehr zu Gunsten der Filipinos sprechen, wenn sie sich tatsächlich dagegen auflehnen, „wie Vieh gekauft und verkauft zu werden". Sie könnten schwerlich einen besseren Beweis ihrer Tauglichkeit zur Selbstregierung liefern.

Kuba steht unter dem Schutze der Monroe-Doktrin; keine fremde Einmischung ist dort möglich. Man stelle die Philippinen unter ähnliche Bedingungen, bis sie eine ständige Regierung haben und den 8000000 Bewohnern dann ihre eigene Beschützung anvertraut werden kann. In Wirklichkeit würde es keine Macht auf die Feindschaft von 8000000

Leuten ankommen lassen, die die Hoffnung der Unabhängigkeit gekostet haben. „Frei und unabhängig" sind zauberwirkende, nie vergessene und selten ohne Verwirklichung bleibende Worte.

Nur ein einziger Einwand kann gegen diese Politik erhoben werden: sie sind nicht fähig, sich selbst zu regieren. Erstens ist das nicht bewiesen. Man sagte es von jeder der 16 spanischen Republiken, als sie von Spanien losbrachen; man sagte es noch innerhalb unserer Generation von Mexiko; es war die Ansicht der Briten über uns selbst. Nach der Meinung des Verfassers wohnt diesem Einwand wenig Kraft inne. Ich habe im fernen Osten die Dorfgemeinden Indiens besucht, um selbst da ein 2000 Jahre zurückreichendes System der Selbstregierung zu finden. Kein Land, auch nicht das rückständigste, entbehrt einer Regierung und gewisser „Rangordnungen und Grade" der Menschen. Der Stammeshäuptling und andere von weniger Ansehen werden oft von den Stammesangehörigen gewählt. In den wilden Ländern der Afridis — eines Stammes in Indien, der soeben 70000 Soldaten, einheimische und britische, das größte dort je versammelte Heer, zu Schanden gemacht hat — gibt es ein System der Selbstregierung und ein sehr strenges. Menschliche Gemeinwesen können nicht bestehen, ohne in größerer oder geringerer Vollkommenheit als Regel Frieden und Ordnung einzuführen.

Die Filipinos stehen keineswegs auf der niedrigsten Stufe — weit entfernt davon; auch stehen sie nicht viel tiefer als die Kubaner. Sich selbst überlassen, werden sie Irrtümer begehen, aber welche Nation tut dies nicht? Auf-

ruhr und Blutvergießen mögen ausbrechen — in welcher Nation fehlen sie? Sicherlich nicht in der unsrigen. Das schließliche Ergebnis wird aber notwendig eine dem Volke besser angepaßte Regierung sein als irgend eine, die unsere Soldaten und ihre Offiziere je geben könnten.

So allein kann die Republik ihrer Bürgschaft, daß das Schwert nur für die Sache der Menschlichkeit und nicht zu Gebietserweiterung gezogen wurde, und den wesentlichen Grundsätzen treu bleiben, auf denen sie selbst beruht: daß „die Regierung ihre gerechten Machtbefugnisse von der Zustimmung der Regierten ableitet“, daß die Flagge, wo immer sie auch weht, „die Gleichheit der Bürger“, „das Vorrecht des einen als das Recht aller“ verkünden soll, daß „alle Menschen gleich geschaffen sind“, daß unter ihrer Herrschaft nicht nur ein Teil vollberechtigte Bürger und ein Teil rechtlose Untertanen, Freie und Knechte, sondern daß alle Freie sein sollen. Dies zur Antwort auf die Frage: Amerikanertum gegen Imperialismus.

II.

In der Januarnummer der „Review“ habe ich die Gefahr auswärtiger Kriege und Verwickelungen als einen der verschiedenen schwerwiegenden Gründe erörtert, die dagegen sprechen, daß die Republik von ihrer bisherigen Politik, die sie auf ihrem eigenen Kontinent fest und geschlossen erhalten hat, abgeht, um die Unterwerfung und Beherrschung fremder Rassen in den Tropen zu unternehmen. Betrachten wir jetzt einen der Gründe, die für ein solches Verlassen der bisherigen

Politik geltend gemacht werden — den einzigen, dem Lebenskraft innewohnt, denn die beiden andern, einst so sehr betonten sind bereits gewelkt und werden überhaupt kaum mehr ins Feld geführt. Jene beiden Gründe waren die „Ausdehnung des Handels“ im Frieden und die „Steigerung der Macht“ im Krieg. Der erstere verlor seine Kraft, als der Präsident von Großbritannien gezwungen wurde, als Preis für dessen Hilfe die „offene Tür“ zu gewähren; denn die „offene Tür“ einem dem betr. Absatzgebiete näher benachbarten Fremden gewähren bedeutete die „geschlossene Tür“ für die Boden- und Bergbau-Erzeugnisse des eigenen Landes. Es gab nie und kann nie auf den Philippinen einen Handel geben, der wert wäre, daß darum gestritten würde, aber das wenige, was es an Handel dort gibt oder geben kann, ist aus der Hand gegeben worden. Als unser Volk Deweys Flotte statt von unserem eigenen fruchtbaren Lande von Australien aus verproviantiert sah, sank der Anspruch auf jede dort mögliche Ausdehnung des amerikanischen Handels in sich selbst zusammen.

Der zweite Grund, daß nämlich die Republik als Kriegsmacht gestärkt werden würde, behauptete das Feld nicht einmal so lange wie derjenige der Ausdehnung des Handels, denn es war augenscheinlich, daß entfernte Besitzungen unseren Feinden im Kriege nur verwundbare Angriffspunkte bieten würden, die bisher gefehlt hatten. Als eine feste Masse, ohne auswärtige Besitzungen, ist die Republik praktisch unangreifbar. Sollte sie die Philippinen behalten, würde sie von der Gnade jeder der großen Seemächte abhängen. Daher warnte der Admiral Lampson vor einigen Tagen, daß „das Wagnis

eines Krieges und die Kriegsgefahren bereits um 100 % gestiegen seien und wir unsere Flotte verdoppeln müßten." Und soeben hat der Präsident verlangt, daß auch unser Heer verdoppelt werden soll.

So sind die beiden Gründe „Ausdehnung des Handels" im Frieden und „Steigerung der Macht" im Kriege dann in sich selbst zusammengefallen.

Als das einzige Lebenselement des Imperialismus verbleibt heute der Gedanke, daß die Vorsehung dem amerikanischen Volke eine neue und größere Bestimmung eröffnet hat, die ihm zwar schwere Lasten auferlegt, vor der es aber nicht zurückweichen darf, ohne eine heilige Pflicht zu versäumen: daß es seine heilige Aufgabe geworden ist, die Hebung eines rückständigen, seiner Obhut anvertrauten Volkes zu übernehmen. Man hat einen Findling an unsrer Tür gelassen, den aufzunehmen, zu erziehen und zu leiten unsre Pflicht ist. In einem Worte, es ist die „Menschlichkeit", die „Pflicht", die „Bestimmung", die von uns wieder ein Opfer verlangt. Ihre mächtige Stimme, die uns zurief, das Schwert für das bedrückte Kuba zu ziehn, beruft uns jetzt zu einer schwierigeren Aufgabe, und daher zu einer größeren „Pflicht."

Es ist für diejenigen, die zum Amerikanertum halten, ermutigend, daß die Hauptstärke der imperialistischen Bewegung, die uns heute zum Verlassen unserer republikanischen Ideale auffordert, auf keiner unedlen Grundlage beruht. Weder der Wunsch nach Gewinn, wie unsere europäischen Kritiker behaupten, noch der Wunsch nach militärischem Ruhm verleiht dem überraschenden Drang nach Ausdehnung und der Absicht, fremde Rassen zu ihrem eignen Besten zu be-

herrschen, die Kraft. Im Durchschnitt glaubt der Amerikaner, namentlich im Westen, tatsächlich, daß sein Vaterland jene tropischen Völker beherrschen und ihnen dadurch nützen könne; er betrachtet es als eine Pflicht, einer Aufgabe nicht auszuweichen, die die Vorsehung seinem Vaterlande deutlich auferlegt habe. Der Verfasser weiß, daß die Cyniker hier wie im Auslande, namentlich aber die letzteren, über diese Behauptung lächeln werden; wie groß aber im allgemeinen, vom Süden abgesehen, die Unwissenheit des amerikanischen Volkes über unterworfene Rassen und tropische Lebensbedingungen ist, können sich Europäer nicht vorstellen. Diese Unwissenheit ist wirklich so groß, wie es jene Ansicht vermuten läßt. Ein solcher Mangel an Kenntnissen ist ein Unrecht, aber je größer dieser Mangel ist, desto deutlicher bekundet er eine unbedingte Aufrichtigkeit und „gute Absichten“, die ohne gleichzeitige Kenntnisse ein recht gefährliches Ding sind. Die Leute des Südens, die die Rassenprobleme kennen, verwerfen dagegen mit seltener Einmütigkeit jeden weiteren Landzuwachs und erachten es als eine „heilige Pflicht“, unsere Republik vor weiteren aus Rassenunterschieden entstehenden Gefahren zu bewahren.

Unsere Nationalgeschichte ist nicht derartig gewesen, daß unser Volk in ihr für die Behandlung dieser neuen, wesentlich fremdländischen Angelegenheit Erfahrung schöpfen könnte, die amerikanische Demokratie hat aber in allen nationalen Krisen ein höchst rühmliches Gefühl für die moralische Seite jeder auftauchenden Zeitfrage offenbart. Die entscheidende Stimme war die Stimme derjenigen, die für das einstanden, was auf die Abschaffung der Sklaverei abzielte, bis die hohen

moralischen Gesichtspunkte der Angelegenheit erkannt und anerkannt wurden. Der Patriotismus spielte in der Sezessionsfrage wohl die erste Rolle, die Begeisterung des Volkes wuchs aber beträchtlich von dem Augenblick an, wo von der Sklavenbefreiung die Rede war. Auch in der jüngsten Streitfrage, derjenigen der Herabsetzung der Währung, fanden die für die Erhaltung der hohen Währung eintretenden ihre stärkste Waffe darin, dass sie vor dem Volke die moralische Seite der Sache aufrollten und geltend machten, es müssten in Gold eingegangene Schulden in Gold bezahlt, die in Banken in Gold deponierten Ersparnisse des Volkes ebenso zurückgezahlt und die Pensionen der Soldaten in einem jedem andern gleichwertigen Gelde ausgezahlt werden. Die Gerechtigkeit der Sache, was recht, was billig war — mit andern Worten, die moralische Seite der Frage — war für die Entscheidung ausschlaggebend.

Man hört viel von der abnehmenden Bedeutung der Kanzel in unserer Zeit und davon, daß ihr Einfluß auf theologische Fragen und Dogmen nicht mehr derselbe sein könne, der er einst war. Soweit jedoch unser Land in Betracht kommt, möchte ich sagen, daß die Kanzel in Fragen der Sittlichkeit ebensoviel gewonnen, wie sie in theologischen Fragen eingebüßt hat. Sie ist auf diesem Gebiete in der Republik heute nicht weniger mächtig als in Schottland und weit mächtiger als in irgend einem andern englischsprechenden Lande. Ihre Stimme ist in solchen Fragen mächtig gewesen, wenn sie sich entschieden nach der einen oder andern Seite ausgesprochen hat, wie es gewöhnlich der Fall gewesen ist; in bezug auf den Imperialismus ist sie aber geteilt ge-

wesen. Bischof Potter, Dr. van Dyke, Dr. Cuyler, Dr. Parkhurst, Dr. Eaton und andere gleich hervorragende sind seine Gegner. Andrerseits vertreten Bischof Doane, Dr. Lymann Abbott und andere die gegenteilige Ansicht, aber allein von dem Standpunkt des Nutzens für die unterworfene Rasse und durchaus nicht von dem unseres eigenen Vorteils. Dieser Standpunkt und er allein gibt dem Imperialismus die ihm noch verbleibende Lebenskraft.

Das Wesen der ganzen Angelegenheit legt Professor Alden von der Pensylvanischen Universität folgendermaßen dar:

> Die Gründe, aus denen die Mission Gebietserweiterungen begünstigen müsse, deutete der Geistliche, dessen Predigt ich letzten Sonntag beiwohnte, in der folgenden Fürbitte für die Filipinos an: „Wir bitten Dich, daß diejenigen, welche lieber in der Dunkelheit bleiben und sogar dafür kämpfen wollen, gleichviel ob freiwillig oder unfreiwillig in das Licht gerückt werden mögen." Ich mußte unwillkürlich an die einfältige Bemerkung denken, die der fromme Dichter des Rolandliedes bei der Beschreibung eines der Siege Karls des Großen über die Muselmänner macht:
>
> En la citet nen at remes paien
> Ne seit ocis, o devient crestiens.
>
> d. h.: „Es blieb kein Heide in der Stadt übrig, der nicht entweder getötet oder zum Christen bekehrt wurde." So mag es auch in Manila geschehen, wenn seinen Einwohnern ein ähnliches Dilemma bereitet wird.

Bischof Doane ist der hervorragendste Vertreter der religiösen Welt, der die Missionsansicht verteidigt, er würde

aber wahrscheinlich zögern, die logischen Schlüsse zu ziehen, wie es seine weniger bekannten priesterlichen Anhänger tun. Das „Pflicht"-Argument des Bischofs wird in folgendem dargelegt:

„Bischof Doane meint, jene Voraussetzung scheine einzuschließen, daß wir sowohl nach dem natürlichen nationalen Rechte der Souveränität wie unter der bestehenden Verfassung dem Volk, das wir befreit haben, eine Regierung geben können. Erweise sich aber die Voraussetzung als falsch, so müßten wir uns dann erinnern, daß im Falle der Not Leben und Pflicht der Nation wichtiger sind als der Buchstabe einer Urkunde und die Verfassung nicht, wie manche zu glauben scheinen, eine feste und endgültige Offenbarung Gottes ist, sondern verbessert werden kann ... Keine Schwierigkeiten und keine Besorgnisse können die Tatsachen verändern oder die fortschreitende Bewegung des göttlichen Willens aufhalten, die schließlich die Zivilisation, die Freiheit und die Religion des englisch sprechenden Volkes an die Stelle der verlorenen Herrschaft der lateinischen Rasse und der lateinischen Religion zu setzen sucht. Gott hat das Volk Amerikas berufen, sein Werkzeug in einer Bewegung zu sein, die in ihren Wirkungen vielleicht noch größer ist als die Reformation in England oder die Befreiung Italiens oder die Einigung Deutschlands, und im Geiste der Abhängigkeit von ihm, mit dem ruhigen Mute geduldiger Streiter, müssen wir uns zu der Pflicht der Stunde erheben."

Mit dieser Ansicht, die Bischof Doane vertritt, haben wir Anti-Imperialisten es zu tun, nicht mit debattierenden Parteipolitikern, die ihr Banner schwingen und mit auf Bei-

fall berechneten Phrasen arbeiten, um das Volk zu berauschen. Wir finden in des Bischofs Worten einen Grund zu dem gegen Geistliche zuweilen erhobenen Vorwurf, daß sie, weil ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die andere Welt gerichtet sei, als Ratgeber in Dingen dieser Welt selten glänzten. Das Heilmittel des Bischofs gegen obwaltende verfassungsmäßige Hindernisse zum Beispiel ist leicht vorzuschlagen, aber eine solche Verfassungsänderung ist unmöglich, da ja in dieser Beziehung alle südlichen Staaten an den jetzigen Bestimmungen hängen und Gegner gewaltsamer „Erlösung" und Beherrschung untertaner Rassen sind. Da sie in ihrem eigenen Lande eine gewisse Erfahrung in Rassenproblemen haben, die dem Norden und Westen abgeht, stehen sie zum alten Amerikanertum. Dann wieder offenbart uns der Bischof „Gottes Willen", der, wie er uns kundgibt, „schließlich die Zivilisation, die Freiheit und die Religion des englisch sprechenden Volkes an die Stelle der verlorenen Herrschaft der lateinischen Rasse und der lateinischen (katholischen) Religion zu setzen suche". Es dürfte selbst für einen Laien, der nicht Anspruch darauf machen kann, die Absichten des Schöpfers zu kennen, leicht wahrzunehmen sein, daß in dem Falle der Tropen die Unbekannte Macht eine unüberwindliche Schranke gegen die englisch sprechende Rasse aufgerichtet zu haben scheint. Professor Worcester, der am meisten über die Philippinen weiß, sagt uns, daß sich unsere Rasse dort nicht ansiedeln und kein dauerndes Heim gründen kann, ebensowenig kann sie es oder hat sie es je in anderen Teilen der Tropen gekonnt. Sie hat es in Indien versucht, aber vergeblich. Wenn ein britisches Kind dort geboren

wird, muß es nach der Heimat geschickt werden. Auf den Philippinen ist es noch viel schlimmer. Kann Bischof Doane auf irgend eine beträchtliche oder erfolgreiche Ansiedelung unserer Rasse in den Tropen verweisen? Er kann es nicht und diese Tatsache dürfte wohl hervorgehen lassen, daß der Bischof Gottes Willen falsch ausgelegt haben mag. Es will eher scheinen, daß Gott auf seine eigne Art das Volk, das er in die Tropen gesetzt hat, eine Zivilisation für sich entwickeln läßt und sein liebendes, väterliches Auge dort ebenso zärtlich auf seinen Kindern ruht wie auf dem Bischof. Auf meinen Reisen habe ich überall die Weltgesetze auf immer höhere Normen des nationalen Lebens hinwirken sehen. Die ganze Welt wird beständig besser. Nur ungeduldige Menschen, denen der Glaube an die die ganze Welt durchwaltende göttliche Herrschaft fehlt, zweifeln, daß alles gut gehe. Des Bischofs vorzüglicher Kollege, Bischof Potter, sieht „Gottes Willen", unsere „heilige Pflicht", so ganz anders als Bischof Doane. Wenn Bischöfe derselben Kirche verschiedener Meinung sind, ist es schwer zu entscheiden.

Vielleicht sind wir nicht berechtigt, Dr. Abbott noch als Imperialisten anzuführen, seitdem sein neuester Artikel im „Outlook" den Titel „Ein offizielles Dementi des Imperialismus" trägt. Nachdem er den vom Kongreß angenommenen kubanischen Beschluß angeführt hat, fragt er:

> Warum sollte nicht der Kongreß unter den jetzigen Zeitumständen einen ähnlichen Beschluß in Betreff der Philippinen fassen? Wenn die Herstellung des Friedens gesichert ist, ist unsere Mission zu Ende . . . . Der obige Beschluß in Betreff Kubas war einfach eine Bestätigung

der Grundsätze unserer Regierung, die in unserer Verfassung niedergelegt, ein Lebenselement für sie und in vielen Perioden ihrer Geschichte bestätigt und wieder bestätigt sind. Er stellt in Abrede, daß wir fremde Völker unterwerfen oder ihr Gebiet zu eigen besitzen wollen. Unter keinen Umständen wünscht das amerikanische Volk, ein unbefriedigtes und widerstrebendes Volk gegen seinen Willen unter Militärherrschaft zu halten.

Diese Gedanken rechtfertigen den Titel. Sie sind tatsächlich ein Dementi des Imperialismus, aber es scheint, daß, wie dem Bischof Potter auch dem Dr. Abbott die Bischof Doane widerfahrene Offenbarung des Willens Gottes nicht beschieden gewesen ist. Nach ihm „endet unsere Mission, sobald die unterworfenen Rassen besänftigt sind“, dagegen kann erst nach der Herstellung des Friedens des Bischofs „heilige Mission“ beginnen, „Gottes Willen“ durch die Bekriegung der katholischen (lateinischen) Form der Religion und die Einführung „der Religion des englischsprechenden Volkes“ durchzusetzen, von der wir in unserem Lande mehr als 250 verschiedene Formen haben, welche alle englisch sprechende Leute gebrauchen und lieben. Selbst unsere geschätzten katholischen Freunde sind oft „englischsprechende Leute“.

Nichtsdestoweniger muß man anerkennen, daß Bischof Doane und seine Schule und Dr. Abbott und die seinige, so diametral entgegengesetzt sie auch in ihren Schlußfolgerungen sind, doch beide das verfolgen, was ihnen als das Wohl der armen rückständigen Rassen erscheint, nicht aber Geldgewinn oder Militärruhm für ihr eigenes Land.

Keiner dieser ernsten, trefflichen Männer hat irgend etwas mit der schreienden politischen Schule gemein. Sie erblicken nur ernste und ungesuchte „Pflicht", wo die anderen, wenn nicht für die Nation, so wenigstens für sich selbst als Politiker „Gewinn" oder „Ruhm" finden.

Der Imperialismus kann nur dann eine „heilige Pflicht" werden, wenn unsere Einwirkung durch Zwang den unterworfenen Rassen zum Segen gereichen kann; im anderen Falle bleibt er, wie ihn der Präsident einmal nannte, ein „sträflicher Angriff". Sehen wir daher, ob einer solchen Einwirkung Gutes oder Böses entspringt. Es ist leicht festzustellen, denn es gibt viele abhängige Gebiete europäischer Mächte in der Welt und viele in Abhängigkeit gehaltene Rassen. Hat sich der Einfluß der höheren Rasse auf die niedere je als der einen oder anderen nützlich erwiesen? Mir ist kein Fall bekannt, wo er es gewesen wäre oder ist, und ich habe viele abhängige Gebiete besucht. Wo sind die Tatsachen, die Zeugen, daß er es gewesen sei? Im Gegenteil, die meisten Autoritäten erklären, daß der Einfluß einer höheren Rasse eine niedere in den Tropen nicht erhebt, sondern entsittlicht. Es ist nicht schwer zu verstehen warum. Man nehme z. B. die Philippinen. Die vorherrschende Religion ist unsere eigene christliche, die katholische natürlich, aber die christliche, wie in Frankreich und Belgien. Im Innern sind von nächstgroßer Bedeutung die Mohamedaner. Mr. Bray, der dort ansässige englische Konsul, entrollt im „Independent" ein Bild glücklichen Lebens in Manila, daß mich an das erinnerte, was ich im Osten gefunden hatte.

Eine der größten Genugtuungen, die man bei einer Reise um die Welt empfindet, ist die Erfahrung, daß Gott alle Völker in ihrer eigenen Heimat glücklich gemacht hat. Wir finden kein Volk in irgend einem Weltteil, daß sein Stück Land mit irgend einem anderen vertauschen möchte. Meine eigene Erfahrung hat mir diese Wahrheit sehr stark eingeprägt. Auf unserer Reise nach dem Nordpol hielten wir im Polarkreise, um ein Lager von Lappländern zu besuchen. Ein Führer wurde mit der Anweisung versehen, hinter den hintersten Angehörigen der Gesellschaft hin und her zu gehen, damit keiner zurückbliebe. Bei der Rückkehr aus dem Lager ging ich mit diesem Führer, der englisch sprach und in seinen Jugendjahren als Matrose in der Welt herumgekommen war und mit Stolz davon sprach, daß er New-York, Boston, New-Orleans und andere unserer Häfen kannte. Als wir den Rand des Fjord erreichten und auf diesen hinabblickten, sahen wir auf der anderen Seite einen kleinen Ort und ein im Bau begriffenes zweistöckiges Haus mit einem Rasenplatz ringsum, ein Haus, das soviel größer als jede der benachbarten Hütten war, daß es große Wohlhabenheit verriet. Unser Führer erklärte, daß ein Mann ein großes Vermögen erworben hätte. Es war ihr Multimillionär, und sein Vermögen sollte keine geringere Ziffer als 30 000 Kronen erreichen (7500 Dollar), und er war nach seinem Geburtsorte Tromsö zurückgekehrt, um diesen „Palast“ zu bauen und sein Leben dort zu verbringen. Seltsame Vorliebe für eine sechs Monate lange Nacht! Aber es war die Heimat. Ich fragte den Führer, welchen Platz der ganzen Welt er wählen würde, wenn er je ein solches

Vermögen erwerben sollte — mit der leisen Hoffnung, er würde einen Ort unseres eigenen so begünstigten Landes nennen. Wie konnte er anders? Aber sein Gesicht strahlte vor Vergnügen bei dem Gedanken, je reich zu sein und er sagte schließlich: „Oh, es gibt keinen zweiten Ort wie Tromsö!"

Als ich im südlichen Indien reiste, wurde ich eines Tages ins Land hinausgeführt, um Tapiokawurzeln sammeln und zum Gebrauch mahlen zu sehen. Die im Gehölz arbeitenden Erwachsenen, Männer und Frauen, hatten jedes einen Schurz um die Lenden, die Knaben und Mädchen aber, mit ihrer schwarzglänzenden Haut, waren jeder Bürde bar. Unser Führer erklärte diesen Leuten, wir kämen aus einem Lande, das so weit entfernt und so verschieden von dem ihrigen sei, daß die Gewässer von der außerordentlichen Kälte manchmal fest würden und wir darauf laufen könnten; die Kälte wäre dann dort manchmal so stark, daß der Regen zu kleinen Stückchen gefröre und so tief auf der Erde läge, daß die Menschen nicht hindurchschreiten könnten und man müßte daher drei oder vier schwere Kleider übereinander tragen. Diese glücklichen Leute wunderten sich, wie uns unser Führer sagte, warum wir dort blieben, warum wir nicht kämen und uns des Lebens in ihrem begünstigten Klima freuten.

Genau so steht es heute mit den Philippinen, wie man aus Mr. Brays Berichten über sie sehen kann. Es ist erstaunlich, wie sehr alle Menschen in der ganzen Welt in ihrem Wesen ähnlich sind. Die Leute dort lieben ihr Heim und ihr Land, ihre Frau und Kinder wie wir und haben ihre

Freuden. Wenn wir in unseren menschenfreundlichen Bestrebungen und unserem Sehnen, ihnen zu nützen, unter dem Titel der Pflicht oder Bestimmung hundert von ihnen nach New-York brächten und ihnen schöne Wohnungen in der fünften Avenue und ein ihrer Wohnung entsprechendes Vermögen schenkten und versuchten, sie nach unserer Ansicht zu „zivilisieren", so würden sie alle in einem unbewachten Augenblick auf und davon laufen und ihr Leben für den Versuch einsetzen, zu ihrer eigenen Zivilisation zurückzukehren, die Gott ihnen auf den Philippinen zu geben für gut befunden hat. Sie haben genau dieselben Gefühle wie wir, einschließlich der Liebe zum Vaterland, für das sie wie wir selbst, wir sehen es, zu sterben bereit sind. Oh, wie schade! wie schade! daß Filipinomütter mit Amerikanermüttern in gleicher Weise ihre verlorenen Söhne beweinen müssen, von denen die einen als Verteidiger ihres Landes, die andern als Eindringlinge gefallen sind! Die Eindringlinge gehorchten aber denen, die es als ihre „Pflicht" erachteten, in das Land der Filipinos zu deren Zivilisation einzudringen. Pflicht, gestrenge Göttin, welch seltsame Dinge tun die Menschen zuweilen in deinem Namen!

Ein anderer Grund, der es meines Dafürhaltens unserem Bereich entrückt, diesen Leuten Nutzen zu bringen, ist der Umstand, daß mit Ausnahme von ein paar nach eigenem Gewinn strebenden Leuten die einzigen Amerikaner, die die Filipinos je kennen lernen, unsere Soldaten sein werden, denn amerikanische Frauen und Kinder können ihr Heim dort nicht aufschlagen. Kein weihevoller, vom amerikanischen Heim ausgehender Einfluß, keine christlichen Frauen, keine

süßen Kinder, nichts als Männer und Soldaten, die ersteren nur ein paar Abenteurer, die nach erfolglosem Beginnen daheim dort Geld erwerben zu können glauben. Jeder über den Gegenstand schreibende sagt uns gegenwärtig, daß die Anwesenheit von Soldaten in einer Stadt der Tropen für Eingeborene wie Fremde unheilvoll ist, daß die Berührung der höheren Rasse mit der niederen beide aus wohlbekannten Gründen entsittlicht. 46 Prozent des britischen Heeres in Indien sind jederzeit krank. Welcher imperialistische Geistliche oder kluge Mann wüßte nicht, daß Soldaten in fremden Heerlagern, weit entfernt, Missionare für das Gute zu sein, selber mehr als die Eingeborenen missionsbedürftig sind? Es wäre alles so ganz anders, wenn Amerikaner ihre Wohnungen auf den Philippinen aufschlagen und sich dort ansiedeln, mit dem Volk vermischen und eine Kolonie begründen könnten. In den Kolonien, nicht in bloßen abhängigen Gebieten, hat Britannien gute Werke getan. Soldaten werden der niederen Rasse auf den Philippinen nicht nützen. Männer, die nach Gewinn suchen, auch nicht. Missionare sind dort bereits im Überfluß vorhanden. Außer einigen solchen einer andern Sekte des Christentums haben wir nichts, was wir weiter hinsenden können, und diese werden dort nur dann ein Willkommen finden, wenn wir aufhören, das Volk zu bekriegen, während sie heute als Feinde betrachtet werden würden. Nicht Zivilisation, nicht Verbesserung kann daher der Imperialismus den Philippinen bringen, wenn wir sie ständig im Besitz behalten, sondern nur großen Schaden für die Filipinos sowohl wie für unsere Soldaten und für die amerikanischen Bürger die hingehen.

Es ist ein schlechter Tag für den Soldaten wie für den Geschäftsmann, wenn er sich in einem fremden Lande der erhebenden Einflüsse beraubt sieht, deren Mittelpunkt die Heimat ist.

Die religiöse Schule der Imperialisten will zweifellos für die Filipinos tun, was für sie am besten ist, aber wenn wir in einem Volke sein Sehnen nach Unabhängigkeit vernichten, nehmen wir ihm mit der einen Hand mächtigere Mittel der Zivilisation, als wir mit der andern zu verleihen vermögen. Der Brust jedes menschlichen Gemeinwesens ist der heilige Keim der Selbstregierung eingepflanzt, das mächtigste Mittel der Vorsehung, den Menschen auf den Stufen des Daseins aufsteigen zu lassen. Jeder Herrscher, mag er Präsident oder Zar sein, der das Wachstum dieses geweihten Funkens zu unterdrücken sucht, macht sich des größten der öffentlichen Verbrechen schuldig. Es gibt kein Volk und keinen Stamm, wie niedrig er auch stehen mag, der nicht in höherem oder geringerem Grade eine Selbstregierung besitzt. Die Haitianer und die San Dominganer bedürfen nicht unserer Einmischung. Warum erscheint es nicht auch als unsere Pflicht, unsere Ideen diesen unseren Nachbarn aufzuzwingen? Die Filipinos stehen nicht unter diesen Völkern. Wir hören im Gegenteil sowohl den Admiral Dewey wie den General Merrit aussprechen, daß die Filipinos in höherem Maße als die Kubaner zur Selbstregierung fähig seien. Es darf als eine offenbare Wahrheit gelten, daß ein Volk, welches für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen und zu sterben bereit ist, zum mindesten eines Versuches mit der erstrebten Selbstregierung würdig ist. Die Filipinos haben dies getan. Aber auch sonst ist es besser für die Entwickelung eines

Volkes, wenn es versucht, sich selbst zu regieren, da dies die einzige Schule ist, um es zu lernen. Gleichviel welche langen Jahre des Mißerfolges durchzukämpfen sind, das Ende ist gewiß: die erfolgreiche Entwickelung der Fähigkeit zur Regierung. Die Kosten sind große, aber der Erfolg steht über jedem Preis. Keine höhere Rasse ermöglichte ihn je einer andern, ohne sich unter ihr anzusiedeln und mit ihr zu mischen. Auf den Philippinen und in den Tropen überhaupt ist das unmöglich. Die eindringende Rasse kann dort nicht gezüchtet werden, und wo wir unsere eigene Rasse nicht züchten können, können wir den anderen keine Zivilisation verleihen. Wir können ihre Entwickelung nur verzögern, nicht beschleunigen.

Indien ist der britischen Herrschaft nahezu zweihundert Jahre unterworfen und doch kann noch nicht ein einziges Stück Artillerie einheimischen Truppen anvertraut werden. Das Volk muß noch wie zu Anbeginn niedergehalten werden. Es verhält sich so in allen abhängigen Gebieten, wo sich die höhere Rasse das Recht anmaßt, die niedere zu beherrschen, ohne sich ansiedeln und mit ihr mischen zu können. Wir fordern den Imperialisten heraus, der uns unter allen britischen Besitzungen ein Beispiel für das Gegenteil anführen kann.

Der Trieb, der viele Geistliche und andere wohlwollende Leute anfangs hinriß, war für ihr Herz und Gemüt ehrenvoll. Dr. Abbotts ebenerwähnter Artikel kann aber als ein Zeugnis dafür gelten, daß jetzt die Vernunft Gehör verlangt und mit Ernst zu erwägen ist, nicht was wir tun möchten, sondern was wir unter den obwaltenden Umständen tun oder vernünftigerweise versuchen können.

Auch die Presse hat wie die Geistlichkeit ihren Teil dazu beigetragen, den Trieb zu erregen, dem Rufe der „neuen Bestimmung" zu folgen; eines der hervorragendsten aller Organe in dieser Beziehung und das führende Regierungsorgan im Westen, der Chicagoer „Times-Herald", findet aber seine heiße Leidenschaft, nach einem jüngst erschienenen Leitartikel zu urteilen, vor dem Tone der Vernunft gedämpft, indem er die nationalen Bedingungeu der Angelegenheit einander gegenüberstellt uud prüft. Er schreibt:

„Das Gewissen des amerikanischen Volkes wird das Hinschlachten von Filipinos in einem Eroberungskriege nicht dulden. Wir trachten nicht nach ihrem Land, wir wünschen nicht, das Joch Spaniens durch ein solches von dem milderen und gerechteren Gepräge der Vereinigten Staaten zu ersetzen. Der Präsident möge verkünden, daß wir nicht die Absicht haben, uns asiatische Gebiete einzuverleiben und daß die Bürgschaft des Kongresses für die kubanische Unabhängigkeit die Bürgschaft der amerikanischen Nation für die Philippinen sein wird."

Hätte der Präsident dies in seiner Botschaft an die Filipinos ausgesprochen, könnte sich heute nicht das Gespenst nahezu 5000 nach der Beschreibung des Kabels „wie Gras niedergemähter" menschlicher Wesen und 80 von unseren eigenen Landsleuten hingeopferter und mehrerer Hundert Verwundeter vor ihm erheben. Es ist die Folge davon, daß er verfehlte, dem einen Volk zu sagen, was er dem anderen sagte. Seine Verantwortung ist groß.

Ich schreibe diese Zeilen am Vorabend des Geburtstages des größten Staatsmannes des Jahrhunderts, vielleicht

aller Jahrhunderte, wenn man seine seltsame Geschichte betrachtet — Abraham Lincolns. Washington, Franklin und Jefferson mögen, wie uns oft gesagt wird, Größen der Vergangenheit geworden sein, weil sie als Männer des vorigen Jahrhunderts unser Geschick nicht kennen konnten; hier aber ist der Mann unserer eigenen Zeit, den zu kennen viele von uns den Vorzug gehabt haben. Brauchen wir seine Lehren vor denen irgend eines noch lebenden Zeitgenossen von ihm auf die Seite zu schieben? Man höre ihn: „Niemand ist gut genug, einen anderen ohne seine Einwilligung zu regieren. Ich meine, dies ist der leitende Grundsatz, der Rettungsanker amerikanischen Republikanertums.“ Es ist zur Stunde nicht gebräuchlich, die große Wichtigkeit der „Einwilligung des Regierten“ zu betonen, bald wird es aber wieder gebräuchlich sein.

Es scheint Lincoln eingegeben gewesen zu sein, das nötige Wort für diese Stunde auszusprechen, wo sich alles, was uns im politischen Leben bisher als teuer galt, in befremdlicher Umstürzung befindet. Unsere „Pflicht“, des „weißen Mannes Bürde“ zu tragen, ist heute in aller Munde, Lincoln sagt uns aber: „Wenn der weiße Mann sich regiert, so ist das Selbstregierung, wenn er aber sich und noch einen anderen regiert, so ist das mehr als Selbstregierung: es ist Despotismus.“ Lincoln wußte nichts von der neuen „Pflicht“ und der neuen „Bestimmung“, oder ob „die Pflicht die Bestimmung“ oder „die Bestimmung die Pflicht“ begründet, er kannte aber recht gut die alten republikanischen Lehren.

Eine andere Lektion von dem großen Amerikaner: „Unser Verlaß ist auf die Liebe zur Freiheit, die Gott uns

eingepflanzt hat. Unsere Verteidigung liegt in dem Geiste, der die Freiheit als das Erbe aller Menschen in allen Ländern der Welt preist. Wer die Freiheit andern verweigert, verdient sie nicht für sich und kann sie unter einem Gericht Gottes nicht lange behalten."

Sollen diese weitherzigen, freiheitliebenden und edlen freiheitgewährenden Grundsätze des Amerikanertums, wie sie der Präsident Lincoln verkündet, hinter dem freiheitversagenden, rassenunterjochenden Imperialismus des Präsidenten Mc. Kinley zurückstehen, wenn der nächste Aufruf an das amerikanische Volk ergeht? Wir haben nie einen Augenblick an der Antwort gezweifelt, denn diese Grundsätze haben noch nie verfehlt, große Fragen weise zu entscheiden und die amerikanischen Ideale aufrecht zu erhalten.

Noch nie hatte unser Volk mehr Grund, Abraham Lincoln zu loben, als zu diesem seinem neunzigsten Geburtstag, und noch nie hatte es bis heute Grund zu beklagen, daß ein Nachfolger im Präsidentenstuhl seine Lehren umzustoßen suchen würde.

Die Demokratie in England.

Die interessanteste politische Frage, die die Welt heute aufweist, ist zweifellos die jetzt in England zur Lösung drängende. Zum ersten Male in seiner Geschichte besitzt die Mehrheit des englischen Volkes Macht. Hinfort ist England demokratisch. Beschwatzt, beherrscht und aufgehalten von den aristokratischen Klassen, die sich hin und wieder nur zu solchen kleinen Reformen verstanden haben, wie sie zur Verhinderung von Revolutionen gerade nötig waren, ist das Volk — Generationen hindurch — nie voll gehört worden. Ein Wendepunkt wurde indessen in der letzten Session erreicht, als dem Oberhaus ein Gesetz aufgezwungen wurde, das auf einmal von den bevorrechtigten Wenigen auf die Massen Macht übertrug. Diese Tatsache ist es, die dort die Lage für den Beobachter der Politik so interessant macht.

Um den Stand der Dinge zu verstehen, muß man ein paar Augenblicke den Zweck des eben erwähnten wichtigen Gesetzes betrachten. Das Wahlsystem Englands war gerecht, als es vor Jahrhunderten geschaffen wurde. Die Bevölkerungs-Zentren lagen damals im Süden Englands, und diese Bezirke sandten ganz richtiger Weise eine Mehrheit von Abgeordneten ins Parlament. Es war in den Tagen, wo das hübsche kleine Bidefort in Devonshire 16 Schiffe gegen die

Armada auszusenden hatte, während der Anteil Liverpools nur zwei betrug. Als sich aber die Bevölkerung nach der Mitte und dem Norden der Insel verschob, standen großen Städten wie Birmingham, Leeds, Manchester und Glasgow, von denen jede nur zwei Abgeordnete entsandte, die zwei Mitglieder irgend eines verfallenden Dorfes im Süden gegenüber. Siebzigtausend Wähler in Birmingham oder Glasgow hatten z. B. nicht mehr Gewicht als ein paar hundert in Woodstock oder Eye. Um diese Ungerechtigkeit zu verschärfen, hielten die aristokratischen Grundbesitzer die Grafschaften fest in ihrer Hand, indem sie das Wahlrecht auf diejenigen beschränkten, die einen so hoch bemessenen Zins zahlten, daß außer den Pächtern und den auf sie gänzlich angewiesenen Händlern alle ausgeschlossen waren.

All dies ist anders geworden. Das Gesetz vom vorigen Jahre gab den Bewohnern der Landbezirke allerwärts das Wahlrecht. Selbst die bisher verachteten Landarbeiter sind Wähler. Die gesamte Wählerschaft ist um 40 vom Hundert gewachsen. Die Landjunker und Pfarrer, die Generationen hindurch die ländlichen Vertreter bestimmt haben, sehen sich jetzt dem Volk gegenüber machtlos. Der Einfluß dieser Umwälzung zeigt sich bereits in der Art der Abgeordneten, die eben gewählt worden sind. Der altfränkische Landedelmann ist verdrängt worden, und ein emporsteigender Anwalt, reiche Kaufleute oder größere Arbeitgeber haben seinen Platz eingenommen. Höchst bezeichnend war die Bemerkung eines der liberalen Führer. Er sagte mir, daß er auf seiner Liste dreizehn adelige Herren hätte, die dem Staate im Parlamente zu dienen bereit seien, für die sich aber keine

genügende Wählerschaft finden ließe, weil die Titel ihre Geltung vor den neuen Wählern nur schwächten.

Noch wichtiger als die große Vermehrung der Zahl der Wählerschaft ist die Neuverteilung der Sitze, die die Maßnahme verfügt. 167 sind den kleinen Wählerschaften genommen und den großen Städten gegeben worden. Alle Wählerschaften von weniger als 10000 an Zahl sind abgeschafft worden. Was England unter der Herrschaft einer bevorrechtigten, hauptsächlich auf die Wahrung ihrer Vorrechte bedachten und durch feudale Überlieferungen fortwährend eingeengten Klasse ist und gewesen ist, ist wohlbekannt. Was es unter der Herrschaft einer Demokratie werden wird, in der zwischen dem Volkswillen und seiner raschen Ausführung keine Schranken bestehen, ist jetzt die Frage.

Es kann darauf nur eine Antwort geben. Das englische Volk wird dazu schreiten, seine politischen Einrichtungen denen aller anderen englisch sprechenden Gemeinwesen ähnlich zu gestalten. Seine Einrichtungen werden schnell jenen nachgebildet und amerikanisiert werden. Dieser Vorgang begann vor ein paar Jahren und hat sich seitdem unaufhörlich fortgesetzt. Und gerade in dem Verhältnis, wie das Volk seine Herrscher hat beeinflussen können, ist die Bewegung beschleunigt worden. Die Geschichte der neuesten Gesetzgebung zeigt nur eine Wiederholung unserer Einrichtungen.

Der erste und bei weitem wichtigste Schritt geschah in dieser Richtung vor einigen Jahren durch die Annahme eines öffentlichen Schulsystems. Jedes Kind des Landes

empfängt jetzt eine Bildung gleich derjenigen, die wir gewähren. Es werden noch kleine Gebühren von den Eltern erhoben, die lokalen Schulbehörden sind aber ermächtigt, diese Gebühren zu tragen, falls die Eltern dazu außer Stande sind. Der Besuch der Schule ist obligatorisch. Die erste Generation derer, die aus diesem System Nutzen gezogen haben, erscheint jetzt auf der Bühne des Lebens und offenbart das unvermeidliche Ergebnis: sie sind radikal. Die Bildung ist überall ein sicherer Zerstörer des Vorrechtes. Von dem Knaben, der die Unabhängigkeitserklärung lesen kann, darf man erwarten, daß er früher oder später ihre Kraft fühlt. Die Lehre von der politischen Gleichheit dringt in das Herz des Mannes, der sie kennen lernt, als ein willkommener Gast ein. Indem es unserm Beispiel, wie wir gesehen haben, wiederum folgt, ist weiter das Wahlgesetz ein großer Schritt zu unserem System gleicher Bezirke und allgemeinen Stimmrechts. Die Gesetzgebung über das gerichtliche Verfahren, ein Gebiet auf dem Britannien lange als hervorragend gegolten hat, hat sich letzthin in der Richtung bewegt, Recht und Billigkeit nach unserer Praxis zu verbinden. Die Patentgesetze Englands sind genau den unseren nachgebildet, obwohl noch viel zu tun bleibt, um sie auf unseren Stand zu bringen. In Bezug auf das eheliche Güterrecht bezeichnet das vorletzte Jahr das Verlassen mittelalterlicher Gedanken und die Annahme unseres amerikanischen Rechtes über den Gegenstand. In kurzer Zeit werden wir die Ehe mit einer Schwester der verstorbenen Frau in England zugelassen sehen, wie es in anderen englischsprechenden Ländern der Fall ist. Sehen wir von der irischen Land-

gesetzgebung ab, die Mr. Gladstone und alle Mitglieder der Regierung als eine aussergewöhnliche, nur mit dem Grunde der Notwendigkeit entschuldbare bezeichneten, so ist es schwer, während der letzten 20 Jahre irgend eine Veränderung der britischen Gesetze herauszufinden, die nicht in der Richtung kolonialer und republikanischer Praxis läge. Wenn wir endlich die in Aussicht stehende Gesetzgebung betrachten, finden wir wiederum, daß das Mutterland politisch unter dem Einfluß seiner Kinder steht; seine Rolle ist für einige Jahre, ihnen zu folgen.

Englands Stellung unter den Nationen ist in der Tat eine besondere. Es gab eine Zeit, wo von ihm nicht nur alle englisch sprechenden Gemeinwesen, sodern die Denker aller Nationen in politischen Dingen zu lernen suchten. Die Mutter der Nationen war die Mutter der Parlamente. Schwurgerichte, habeas-corpus-Akte, Preßfreiheit, die verfassungsmäßige Regierung selbst — all dies ist sein Werk, gehört aber der Vergangenheit an und ist wie das Gesetz der Schwere, über das kein Streit mehr herrscht, allgemein angenommen. Die Welt verlangt die Lösung neuer Fragen, die Anpassung an vorgeschrittene Bedingungen, und in dieser Richtung müssen die nachsichtigsten Bewunderer des lieben alten Landes errötend zugeben, daß sein Beitrag nur dürftig gewesen ist. Ein in der Staatsbildung begriffenes neues englisches Gemeinwesen mag zwar noch auf England schauen, es müßte aber geschehen um zu lernen, nicht was anzunehmen, sondern was zu vermeiden ist. Anstatt als Vorbild voranzustehen, ist es zu einer Warnungstafel geworden. Kein Staat würde daran denken, Thron, erbliche Kammermitgliedschaft, Erstgeburtsrecht und

unveräußerliche Erblehen, Einheit von Kirche und Staat oder andere der Überreste feudaler Einrichtungen anzunehmen, mit denen England behaftet ist. Seine unternehmenderen Kinder scheinen es ständig daran zu erinnern, daß

> Getan zu haben heisst nicht mehr
> Als wie ein rostig Panzerkleid
> Dem Spott der Nachwelt dazustehn.

Solange Britanniens Stern nicht untergegangen ist und die Briten noch Briten sind, braucht man nicht anzunehmen, daß sich dies Volk — das jetzt erzogen ist und sich immer mehr bewußt wird, in einem Rip-Van-Winkle-Schlaf gelegen zu haben — bei dem Verlust der Stellung bescheidet, die es einst als erste Nation der Welt, als Pionier des politischen Fortschrittes inne hatte. Ich bin ganz sicher, daß die Briten noch Briten, noch eine mächtige Rasse sind, deren Rolle in der Welt, so groß sie auch war, noch nicht zu Ende gespielt ist. England hat sich von seinem Schlummer erhoben.

Der Aufruf an das Volk, der eben erfolgt ist, hat unglücklicherweise eine zweifelhafte Antwort gefunden. Aus verschiedenen Gründen ließen die Städte, die zuerst wählten, die Liberalen zu Gunsten der Tories im Stich. Einmal wurden die irischen Stimmen, Eingebungen der Staatskunst zufolge, gegen ihre natürlichen Verbündeten, die Liberalen abgegeben. Sodann trieb die vorzeitig angeschnittene Frage der Kirchenentstaatlichung am Vorabende der Wahl manchen liberalen Kirchenmann ins Lager der Gegenpartei. Der Engländer sieht in jeder neuen Frage ein Schreckgespenst und muß erst ruhig an den Gegenstand herangeführt und an ihn gewöhnt werden, ehe er bewogen werden kann, ihn anzu-

fassen. Einen dritten Grund, der ohne Zweifel von größerem Einfluß war, als es auf den ersten Blick erscheinen mag, bildete die tiefe Abneigung gegen die liberale Politik in Ägypten und im Sudan, die zum Verlust von Tausenden von Menschenleben führte und den Staatshaushalt mit 20 Millionen Pfund belastete. Eine vierte Ursache wird in der Theorie der gegenseitig bedingten, angemessenen Handelspolitik im Gegensatz zum Freihandel erblickt. In den Fabrikgegenden herrscht große Not und viele Arbeiter wurden durch die Hoffnung verführt, daß dem Gedanken solch „angemessener Handelspolitik" eine gewisse Wunderkraft innewohnen möchte. Die Liberalen kämpften daher in den Städten unter außerordentlich ungünstigen Bedingungen, so daß sie eine große Reihe Sitze verloren, die ihnen unter normalen Verhältnissen sicher ist.

Wenden wir uns zu den Landbezirken, so finden wir das Umgekehrte. Alles was die vorgeschrittensten Radikalen erhofften, ist erreicht worden, und noch mehr. Die neuen Wahlberechtigten haben sich gegen ihre ehemaligen Bedrücker, den Pfarrer und den Junker und ihre Klasse, gewendet und sie aus dem Feld geschlagen. Das neue Parlament wird von anderen Parlamenten in nichts so sehr abweichen, wie darin, daß die Mitglieder von dem Lande, anstatt wie bisher Tory-Magnaten, Radikale sind. Die Erfolge in den Grafschaften haben die Verluste in den Städten ausgeglichen, ganz zum Vorteil des radikalen Flügels der liberalen Partei. Im Kampfe mit den Tories allein würden Mr. Gladstone und seine Anhänger eine triumphierende Mehrheit gehabt haben und imstande gewesen sein, das liberale Programm durchzuführen.

Hier aber kommt der wichtigste Faktor von allen ins Spiel. Wie Richelieu von Cromwell zum König spricht: „Ein großer Mann ist in England erstanden" — Parnell. Sein Triumph ist vollständig. Er hat beide Parteien in seiner Gewalt. Das Zünglein der Wage ist in seiner Hand. Angesichts dieser großen Tatsache ist Nachgrübeln über das radikale Programm unnütz. Die Frage Irlands überschattet alles. Von nichts anderem wird man hören. Nicht einmal die Reform der Geschäftsordnung des Hauses, die eine schreiende Notwendigkeit ist, kann anders als durch Übereinkommen mit dem „ungekrönten Könige Irlands" vollbracht werden. Der natürliche Verlauf würde ein Bündnis zwischen Mr. Gladstone und Mr. Parnell sein, während sich wahrscheinlich einige der Whigs — Goschen und Hartington — schmollend abwenden würden. Von Rosebery und Harcourt kann man jedoch erwarten — desgleichen sogar von Granville, wenn er sich nicht schließlich zurückzieht, was wahrscheinlich ist — daß sie beim fortgeschrittenen Flügel bleiben, der von Chamberlain, Morley, Dilke und Trevelyan geführt wird. Selbst bei diesem Bündnis ist es noch wahrscheinlich, daß nächstes Jahr in der einen Lebensfrage der Selbstverwaltung für Irland ein Aufruf an das Land ergehen müßte; und da die Liberalen dann die irischen Stimmen haben würden, könnte das Ergebnis nicht zweifelhaft sein.

Aber weder Gladstone noch der Marquis von Salisbury, nicht einmal Parnell oder irgend ein anderer, kann sagen, welche Figuren das Kaleidoskop der britischen Politik in den nächsten zwei Monaten bilden wird. Es ist daher nutzlos, weiter darüber nachzusinnen. Soviel ist indessen gewiß: die

Demokratie hat die Macht, und ihre Maßnahmen werden sich, wenn nicht in dieser Session, dann in irgend einem baldigen Parlament, durchsetzen. Und unter ihnen wird sich die Selbstregierung für Irland befinden, mit ähnlichen Rechten wie diejenigen, die die Staaten der amerikanischen Union genießen — eine weitere Nachahmung des Riesenkindes durch das Mutterland. Wenn diese große Frage geregelt ist, aber nicht eher, wird das radikale Programm weiterer demokratischer Reformen an der Reihe sein.

Der allerwichtigste Punkt der Erwägung ist die künftige Haltung Großbritanniens gegen andere Nationen. Soll die britische Demokratie friedliebend oder kriegerisch sein? Soll Britannien fortfahren, sich in allen Teilen der Welt in Kriege zu verwickeln? Soll es seine kostspieligen und nutzlosen Einmischungen in die Streitigkeiten Europas fortsetzen? Ich denke nein. Ich glaube, daß die britische Demokratie friedlich zu sein hat und daß sich für sie die amerikanische Lehre von der Nichteinmischung empfehlen dürfte. Britannien wird mehr und mehr geneigt sein, dem Beispiel Amerikas in betreff der auswärtigen Angelegenheiten zu folgen, wie es in den inneren Angelegenheiten der Fall gewesen ist. „Freundschaft mit allen, verstrickende Bündnisse mit niemandem“ wird das gemeinsame Programm der Demokratie auf beiden Seiten des Ozeans sein. Ich glaube weiter, es wird nicht lange dauern, bis sich beide Parteien in Britannien, wie es beide Parteien hier getan haben, feierlichst binden, zur Ordnung internationaler Streitigkeiten ein schiedsgerichtliches Verfahren anzubieten, bevor das Schwert gezogen wird. Kurzum, Herbert Spencers großes Gesetz wird sich weiter rechtfertigen:

„Wenn die Macht willkürlich vom König oder Häuptling ausgeübt wird, entwickelt sich der militärische Typus, und dynastische und Angriffskriege gehen hervor. Wenn die Macht auf das Volk übergeht, entwickelt sich der gewerbliche Typus, und der Frieden geht hervor."

In all dem sehen wir das unaufhörliche Streben der verschiedenen Zweige der englischsprechenden Rasse der ganzen Welt, ihre politischen Einrichtungen einander ähnlich zu gestalten, wobei jeder Zweig diejenigen annimmt, die sich bei den anderen als die besten erwiesen haben. Das englische Recht ist bereits universal; die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes in Washington werden überall angezogen, wo unsere Sprache gesprochen wird. Auch die Religion kann in einem weiten Sinne als universal bezeichnet werden. Unsere Sprache ist zugleich die von 100 Millionen Angelsachsen, unsere Literatur ist ebenfalls die selbe und die politischen Einrichtungen sind im Begriff, sich rasch einander ähnlich zu werden. Die Welt wird bald diese Gemeinschaft der Sprache, der Religion und der politischen Formen in der großen angelsächsischen Demokratie aufgehen sehen. Den Kindern, die jetzt leben, wird jedes englische Gemeinwesen einst mit Einrichtungen entgegentreten, die sich auf die umfassendste Auslegung der in der Unabhängigkeitserklärung verkündeten Menschenrechte stützen, ohne eine Spur von Vorrechten der Geburt, ohne König oder Aristokratie, ohne Vereinigung von Kirche und Staat, ohne große stehende Heere, ohne die Last des Erstgeburtsrechts und unveräußerlichen Erblehns, mit gleichen Wahl-Rechten und -Bezirken. Binnen kurzem werden die ver-

schiedenen Zweige der englischen Rasse nur mit kleinen Abweichungen der Gesetze, wie sie deren Anpassung an verschiedene Bedingungen und Klimata erheischt, in friedlicher Brüderschaft leben, jeder als eine freie und unabhängige Nation, die sich selbst regiert, aber mit den anderen durch stärkere Bande als die der Eroberung, Lehnsabhängigkeit oder kolonialen Beziehungen zusammenhängt und ihnen in der Not zu helfen bereit ist. Dies ist die ideale Verbindung der englischsprechenden Völker in der Welt. Es ist auch die einzig mögliche oder wünschenswerte.

Der große Mutterstaat bleibt freilich gegenwärtig zurück. Es ist charakteristisch für ihn, langsam zu sein, es ist aber nicht weniger charakteristisch für ihn, daß er dasjenige, was er einmal in die Hand nimmt, vollbringt. 20 Jahre Volksregierung wird ihn neben die vorgeschrittensten seiner Kinder stellen und 20 weitere Jahre dürften ihm wieder die politische Führung der Welt verleihen.

Selbstregierung in Amerika.

Herr Präsident, meine Damen und Herren! Ich habe zunächst dem Vorstand der Junior Liberal Association dafür zu danken, daß er mir den großen Vorteil verschaffte, hier in der zweiten Stadt des Reichs vor einer außerordentlich zahlreichen Zuhörerschaft von Landsleuten zu stehen, in einer Stadt, die mehr als jede andere dazu beigetragen hat, die beiden Zweige der großen englischsprechenden Rasse, mein Geburts- und mein Adoptivland, einander näher zu bringen. Die großen Schiffe, die sie jedes Jahr hinaussendet, damit sie auf dem Ozean hinüber und herüberfahren, sind Schützen, die zwischen den beiden Nationen ein herrliches Gewebe erzeugen. Schon haben wir in dem prächtigen Muster das internationale Schiedsgericht herausgefunden und in dem Maße, wie es enger und enger wird, wird darin noch ewige Freundschaft und gutes Einvernehmen zum Vorschein kommen.

Die jüngst erfolgte Einsetzung einer Kommission zur Regelung des Fischereistreites beweist aufs neue, daß nie hinfort mehr ein Tropfen Blut des einen Zweiges der Rasse vom andern vergossen werden soll. Und bezüglich der Fischerei-Kommission möchte ich sagen, daß ich für meine Person und wie ich glaube alle Liberalen und alle britischen Männer erfreut waren, einen Mann wie Mr. Cham-

berlain eine Stellung einnehmen zu sehen, in der er seinem Lande mehr Gutes erweisen kann, als in irgend einer anderen, die er zu Hause finden könnte. Es ist ein großes Werk, auf das er sich eingelassen hat. Ich weiß, daß ihn die „Pall Mall“ als einen den Fischen über Bord geworfenen Jonas darstellt, ich hoffe aber, daß auch er gleich Jonas von der Reise unversehrt, mit erhöhtem Ansehen zurückkehren und imstande sein wird, sich einer von keinem anderen Reisenden je vollbrachten Tat zu rühmen.

Als ich die Einladung annahm, vor dieser Zuhörerschaft eine politische Ansprache zu halten, äußerte ich, daß es für mich unpassend sein würde, auf' die zeitweiligen und vorübergehenden — Streitigkeiten einzugehen, die unglücklicherweise in der liberalen Partei bestanden, sich aber in der Zeit zwischen meiner Annahme der Einladung und meinem Erscheinen, wie ich erfreulicherweise festzustellen vermag, in hohem Maße verflüchtigt haben. Die jüngsten Wahlen zeigten nicht viel von einer Spaltung der liberalen Partei und ich trete daher heute Abend an die Frage der Selbstregierung in Amerika mit dem Gefühle heran, mit dem Mißvergnügen und den Eifersüchteleien, die unter Ihnen bestanden, in keiner Weise etwas zu tun zu haben. Denn das sage ich Ihnen: mag einer liberaler Gladstonianer, liberaler Unionist, Konservativer oder Tory sein — ich glaube, ich habe alle Spielarten genannt — so wurzelt doch in der Seele jedes rechtschaffenen und ehrlichen und patriotischen Bürgers dieses großen Landes die feste Überzeugung, daß der jetzige Stand der Dinge in Irland, was auch kommen mag, aufhören muß. Sie dürfen nicht länger den englischen

Namen schänden und uns in Amerika für das Land unserer Väter — das Land, das der Bahnbrecher der Freiheit gewesen ist — erröten lassen. Die Mutter der Nationen darf nicht länger mit dem Bekenntnis vor der Welt stehen, daß sie an ihrer eigenen Tür, in einem Teile ihres eigenen Reichs keine gerechte Gesetzgebung zu schaffen weiß, die der öffentlichen Meinung der Regierten zusagt. Die Selbstregierung ist gewiß, und ich gehe daher auf keine strittige Frage ein, wenn ich mir erlaube, Ihnen die Phase der Selbstregierung darzulegen, die wir in Amerika haben. Ich hoffe, daß Sie in ihr bei der Vorbereitung Ihrer Gesetze einige Fingerzeige finden, die Ihnen für die Lösung dieser großen und dringenden Frage von Nutzen sein können.

Zunächst, meine Herren, wird es nötig sein, daß ich ein paar Worte über die amerikanische Verfassung sage. Was ist sie? Ich will Ihnen sagen, worauf sie begründet ist. Sie ist auf unserer eigenen Verfassung begründet, und ist in hohem Maße das Werk eines Schotten. Ich wende mich an jeden beliebigen Gelehrten hier, an jede Person, welche die der Annahme der Verfassung vorausgehenden Verhandlungen gelesen hat. Ich bitte Sie, den „Federalist" zu lesen, und Sie werden finden, daß der von Alexander Hamilton vorgelegte Entwurf der amerikanischen Verfassung mit sehr wenigen Veränderungen angenommen wurde und heute die Verfassung ist. Ich meine, das wird sie in den Augen eines Glasgower Publikums nicht herabsetzen. Ja, das Lob dieser Verfassung ist jüngst so groß und so mannigfaltig gewesen, daß ich Sie nicht mit Ausführungen belästigen will; aber in den Werken von Matthew Arnold, Froude, Freeman, Dicey

und schließlich nicht zum mindesten von Mackenzie, einem Schotten, der eine wundervolle Geschichte Amerikas geschrieben hat — ein Dundeeer Kind, glaube ich — sowie von Sir Henry Mayne können Sie ganze Seiten von Lobpreisungen lesen, deren Wiederholung mir als Amerikaner die Bescheidenheit verbietet. Ich werde mir jedoch erlauben, die Führer Ihrer beiden Parteien anzuziehen, damit Sie sehen können, wie sie die von jenen Schriftstellern ausgesprochenen Ansichten bestätigen.

Mylord Salisbury hat gesagt: „Die Amerikaner haben einen höchsten Gerichtshof, der ihren Einrichtungen Beständigkeit verleiht und nach dem wir hier vergebens ausschauen; die Amerikaner haben einen in seiner Macht und Wirksamkeit wundervollen Senat; könnten wir doch hier eine solche zweite Kammer haben!“ Ich will Lord Salisbury sagen, wie er sie bekommen kann. Es besteht kein Patent für ihren ausschließlichen Gebrauch — und es gibt nur einen Weg, in einer Nation etwas Gutes zu erreichen. Der Senat der Vereinigten Staaten geht aus dem Volke hervor. In seinen Adern fließt nicht das Gift erblicher Vorrechte, und das macht ihn in seiner Kraft und Wirksamkeit so mächtig und wundervoll; und wenn mein Freund Lord Rosebery bei der Einbringung seines versprochenen Gesetzes zur Reform des Oberhauses Lord Salisbury nur bewegen kann, der Ausschließung des erblichen Giftes zuzustimmen, könnten Sie dann sehr wohl eine Senatkammer erlangen, die der amerikanischen an Kraft und Wirksamkeit gleichkäme. Sie können sie nicht auf anderem Wege bekommen, und wenn man diesen nicht einräumt, wird Lord Rosebery seine einzige Sicherheit in der Annahme des Ratschlages suchen müssen,

den Hamlet den Schauspielern gab: „Macht das Ganze neu.“ Nun hat aber ein größerer Mann als Lord Salisbury — halten Sie Ihren Beifall zurück, ich werde den Namen nicht nennen, aber als ich den Namen in Edinburgh erwähnte, sprang die ganze Zuhörerschaft auf die Beine und spendete lauten Beifall, und ich war darüber sehr erfreut. Ich sagte, eine größere Autorität als Lord Salisbury, von der weit mehr für die Verbesserung von Verfassungen getan worden ist, hat die amerikanische Verfassung als das wunderbarste Werk bezeichnet, das je aus menschlichem Geist und menschlicher Absicht in einem Stücke hervorgegangen ist. Ich weiß nicht, ob Mr. Gladstone als Schotte zu dem Werk eines Schotten wie Alexander Hamilton vielleicht ein wenig parteiisch stehen mag, aber dies sind seine Worte. Übermorgen werden sich in der Stadt Philadelphia Vertreter aus allen Teilen der Vereinigten Staaten mit den Richtern des höchsten Gerichtshofes und dem Präsidenten an ihrer Spitze versammeln, um die Hundertjahresfeier der Annahme der Verfassung zu begehen. Die Verfassung wurde vor hundert Jahren von einer Bevölkerung von 3 Millionen angenommen, die die atlantische Küste umsäumte. Heute waltet sie friedlich über der Mehrheit der englischsprechenden Rasse — mehr englischsprechenden Menschen, als Großbritannien und alle seine Kolonien haben, selbst wenn die letzteren die doppelte Bevölkerung hätten; und obgleich sich dieser Zweig des britischen Volkes vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean und südwärts von der Küste von Maine bis zum Golf von Mexiko ausgedehnt hat, ist man nicht über die Wohltaten und den Schutz dieser Verfassung hinausgekommen.

Gestatten Sie mir nun, Ihnen diese Verfassung zu beschreiben. Die Regierung der Vereinigten Staaten zerfällt unter der Verfassung in drei Zweige — die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt. Der gesetzgebende Körper besteht aus zwei Kammern — dem Haus der Abgeordneten, die auf zwei Jahre unmittelbar von dem Volk gewählt werden, und dem Senat, der sich aus zwei Senatoren jedes der achtunddreißig Staaten zusammensetzt und von dem gesetzgebenden Körper des Staates auf sechs Jahre, aber in der Weise gewählt wird, daß alle zwei Jahre ein Drittel der ganzen Körperschaft ausscheidet, um vom Volk wiedergewählt oder durch würdigere Diener ersetzt zu werden. Diese Abgeordneten empfangen jeder als Vergütung für seine Dienste 1000 Pfund jährlich. Sie haben von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags ihre Sitzungen, und die Nation verlangt ihre regelmäßige Anwesenheit, da sie für die Dienste dieser Herren bezahlt. Sie beansprucht ihre Kräfte und Aufmerksamkeit, wenn sie frisch sind, und würde 168 Anwälte, wie in Ihrem gegenwärtigen Parlament, die alle Tags über ihrem Berufe nachgehn und nur abends zu Ihnen kommen, um Ihre Angelegenheiten zu verwirren, keinen Augenblick dulden. Ich habe viel in Ihrem Unterhaus gesessen. Es ist im wesentlichen ein Disputierklub zur Entfaltung der Eitelkeit und nicht mehr eine nüchterne, denkende, gesetzgebende Kammer. Es wird nie eine solche sein, solange sich seine Mitglieder für eine vornehme Klasse halten, die sich herabläßt, Ihnen im Parlament zu dienen. Ihre Gesetzgeber sind immer Ihre Herren, in Amerika aber sind sie unsere bezahlten Diener.

Sie kennen die berühmte Geschichte jenes Herrn, der beim Whist durch das unrichtige Spiel seines Partners viel Geld verlor. Er zankte mit ihm und die Sache wurde an den obersten Sachverständigen des Whistklubs verwiesen. Die Frage war die folgende: Kann einer überhaupt ein so dummes Spiel wie das beschriebene spielen? Und die Entscheidung des Schiedsrichters lautete, er meinte: Ja — nach dem Diner. Es ist dies ein Punkt, der für die Selbstregierung ausscheidet — ich erwähne ihn aber nur nebenher.

Die Machtvollkommenheit der beiden Häuser des Parlaments ist der des Ihrigen in einer Beziehung sehr verwandt. Soweit das Haus der Abgeordneten in Frage kommt, besitzen sie hier wie dort das Budgetrecht, die gleiche Machtvollkommenheit hat aber der Senat der Vereinigten Staaten. Ohne seine Billigung wird kein Gesetz zum Gesetz. Ohne die Einwilligung und Abstimmung und Billigung der höchsten gesetzgebenden Versammlung der Welt, des amerikanischen Senates, kann vom Präsidenten kein Vertrag unterzeichnet, kein einfacher Postdirektor, kein Gesandter oder Minister oder Beamter ernannt werden. In ihm haben wir unsern Höchstregierenden. Der Präsident muß diese Körperschaft von Senatoren mit sich führen. Im Präsidenten haben wir unsre vollziehende Gewalt. Wir wählen unsern König alle vier Jahre, und wir bezahlen ihm ein fürchterliches Gehalt. Ich vermute, Sie alle würden es einem gekrönten Haupte mißgönnen. Wir zahlen ihm 10000 Pfund jährlich und haben mit seinen Brüdern und Schwestern und Vettern und Tanten nichts zu tun. Und wir setzen ihn ab und wählen einen andern, wenn wir ihn am Ende der vier Jahre nicht

mögen. Meine Landsleute, überblicken Sie doch die Reihe der amerikanischen Präsidenten in den letzten 100 Jahren und vergleichen Sie sie mit gewissen Individuen, die Sie auf Ihrem Throne haben ertragen müssen. Vergleichen Sie sie Mann für Mann und sehen Sie, wohin dieser Vergleich führt. Dieser Präsident ernennt sein Kabinett; aber, wohl bemerkt, niemand ist Mitglied seines Kabinetts, bis der Senat sagt: „gebilligt". Er kann die Mitglieder entlassen, aber wenn er andre ernennt, muß jedes neue jene Probe bestehn, ehe es Mitglied des Kabinetts wird.

Der Päsident ist nicht allein der erste Zivilbeamte: er ist auch der erste Militärbeamte. Wir stellen die Zivilgewalt genau dahin, wo wir sie zu sehen wünschen — an die Spitze, und die Militärgewalt immer dahin, wo sie immer sein sollte — an die Basis. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist der Höchstkommandierende des Heeres und der Flotte oder der Streitkräfte des Landes, wenn es ihm beliebt, sie zum Dienst zu rufen. Es ist dies keine Schattengewalt. Als der General Grant auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, ging das Gerücht, daß er mit dem General Lee ein Abkommen treffen wollte, das die zu befolgende Politik berührte; und ich sah das Telegramm, welches der Präsident Lincoln mit eigener Hand schrieb: „An den General-Major Grant, bei Richmond, Virginia: Sie werden kein Abkommen mit dem General Lee treffen, außer wegen der Kapitulation seines Heeres. Sie werden über keine Frage von irgend welcher politischen Bedeutung beraten, verhandeln oder beschließen. Der Präsident hält diese Fragen in seiner eigenen Hand und wird sie keinerlei militärischen Verhandlungen überlassen."

Diese Macht geben wir unserm Präsidenten, und wir machen ihn für die Ausübung dieser Macht verantwortlich, und am Ende der vier Jahre legt er uns über seine Verwaltung Rechnung ab. Auf seinen Ruf würden heute sieben Millionen Männer hervortreten, die Waffen tragen können, Waffen zu tragen gewöhnt sind und nur zu bereit wären, zur Verteidigung der Union Waffen zu tragen. Zwei Jahre später aber würde jener Präsident einer der sieben Millionen sein, die in der Reihe ihr Gewehr schultern.

Sodann erscheint unser Kabinett nicht im Kongreß. Die Mitteilungen erfolgen schriftlich. Alle Fragen, die die eine oder andere Seite stellt, werden beantwortet, aber man beratschlagt nicht miteinander, weil das amerikanische Volk gegen jede Vermittlung zwischen gesetzgebender und vollziehender Gewalt höchst argwöhnisch ist. Um nun alle Rechte dieses Volkes zu regeln, ist der oberste Gerichtshof, der Gegenstand Lord Salisburys Bewunderung, geschaffen worden. Er besteht aus neun Richtern. Sie erhalten jeder für seine Dienste 2000 Pfund jährlich und der Vorsitzende erhält 100 Pfund mehr als seine Kollegen. Er reiste vorletztes Jahr durch Irland. Er ist in gewissem Sinne das Haupt der amerikanischen Regierung, da der Gerichtshof über dem Präsidenten steht, indem er die Beschlüsse des Kongresses auslegt, und ist insofern der Herr des Landes. Er reiste gleichwohl unbeachtet. Der Adel und der Hof erwiesen dem höchsten Richter der Vereinigten Staaten keine Aufmerksamkeiten. Es ist dies sehr zu verwundern, weil Buffalo Bill damals noch nicht angekommen war. Als aber Ihr oberster Richter Amerika besuchte, wurde er empfangen, wie es einem Mann

in seiner Stellung gebührte. Der Präsident der Vereinigten Staaten empfing ihn, die Städte empfingen ihn und überall wurde er in einer Weise aufgenommen, die hoffentlich auch eines Tages der oberste Richter der Vereinigten Staaten erfahren wird, wenn er Ihr Land besucht und die Demokraten an der Herrschaft sind.

Dieser höchste Gerichtshof hat ein Einspruchsrecht gegen alle von dem Abgeordnetenhaus, dem Senat und dem Präsidenten durchgebrachten Gesetze. Es macht nicht ein Fünkchen Unterschied, ob das Abgeordnetenhaus ein Gesetz annimmt, ob es der Senat annimmt oder ob es der Präsident billigt: jedermann kann die Streitfrage aufwerfen und den höchsten Gerichtshof anrufen: „Ist dies Gesetz verfassungsmäßig?“ Wird entschieden, daß es nicht verfassungsmäßig ist, so ist es ein bloßes Stück Papier. Aber so groß die Machtvollkommenheiten sind, die unser oberster Gerichtshof besitzt, so muß man sich doch erinnern, daß er keine Streitfragen anschneiden kann. Er kann nur Fragen entscheiden, die vor ihn gebracht werden, sodaß er überhaupt nur dann angerufen wird, wenn ein Gesetz Ungerechtigkeiten erzeugt oder im Volke Unzufriedenheit erregt. Nachdem ich Ihnen nun kurz die drei Zweige der amerikanischen Regierung beschrieben habe, möchte ich noch bemerken, daß die obersten Richter lebenslänglich im Amte bleiben und nur wegen unwürdiger Führung oder Dienstunfähigkeit durch den Präsidenten und das Kabinett entlassen werden können.

Wir kommen nunmehr zu der großen Frage: wie ist es möglich, daß nicht nur eine Nation, sondern 38 Nationen,

38 Staaten, die ein fast so großes Festland wie Europa bedecken, ihre gesetzgeberischen und politischen Angelegenheiten führen? Es ist auf keinem andern Wege möglich als durch die Selbstregierung. Lassen Sie mich Ihnen zeigen, wie tief der Grundsatz der Selbstregierung geht und wie weit er sich erstreckt, wie verbreitet er unter unserm amerikanischen System ist. Der Grund und Boden Amerikas ist durch Regierungsfeldmesser abgeteilt — Sie erraten, daß ich jetzt nicht von den kleinen atlantischen Staaten, die vor der Annahme der Verfassung abgeteilt waren, sondern von dem großen Westen und Nordwesten spreche, in dem die Mehrheit des amerikanischen Volkes wohnt. Er wurde in Sechs-Meilen-Quadrate abgeteilt. Diese heißen Stadtgemeinden, und ein paar Ansiedler machen oft eine Stadtgemeinde aus. Nach und nach fühlen sie den Mangel an Wegen, sie fühlen auch den Mangel an allem anderen und entschließen sich, eine Zusammenkunft zu veranstalten. Die folgende Geschichte berichtet von einer solchen Zusammenkunft, wie sie zur Entstehung Tausender und Abertausender Ratsversammlungen geführt hat. Sie werden sie höchst interessant finden. Beachten Sie, wo die Selbstregierung anfängt, betrachten Sie ihren Keim — ihre Wurzeln. Ich muß dabei immer an jenes schöne Gedicht von Ballantine über den Bach denken, wo es

> von einem grauen Fels herab
> auf Moos und Steine sickernd tropft.

Ja, weit dort oben — dort beginnt der Strom der Selbstregierung. Sie finden nun folgendes. Wir haben die Stadtgemeinde Burlington, in Calhoun County, Michigan. „Im

Jahre 1837 gebildet, hielt sie am 3. April jenes Jahres ihre erste Gemeindeversammlung ab, in der sie Justus Goodwin zum Vorsteher, O. C. Freeman zum Stadtschreiber, Justus Goodwin, Gibesia Sanders und Moses S. Gleason zu Friedensrichtern, Leon Haughtailing zum Konstabler und Steuereinnehmer wählte." Es ist das deutsche Element, wie Sie sehen, das nach Amerika kommt. „6 Straßenbezirke eingerichtet, 100 Dollar zur Erbauung einer Brücke über den St. Josephfluß und 50 Dollar zur Überbrückung des Nottawabaches bewilligt; 50 Dollar zu Gemeindeschulen bewilligt." Ja, meine Herren, das ist ein Beschluß! 50 Dollar! Die erste Zusammenkunft ein paar in der Wildnis des Westens umherstreifender, und das erste, was sie tun, ist die Bewilligung von 50 Dollar für Gemeindeschulen, um alle ihre Kinder kostenlos heranzubilden. Sie stoßen jetzt an die Wurzeln der Demokratie, meine Herren. Jene Versammlung tat aber noch etwas. Sie bewilligte 5 Dollar für Wolfsskalpe. Dies wirft ein grelles Licht auf die Zeit, wo die Wölfe so zahlreich waren, daß man für jeden Skalp, der eingebracht wurde, 1 Pfund Belohnung aussetzte. Es ist das ein schönes Bild der Selbstregierung. Es gab daselbst keine Oberbeamten. Man machte und schuf sich selbst zu einem politischen Gemeinwesen. Es galt allgemeines Stimmrecht — es bestand kein Vorrecht. Ich finde nichts darüber, wer Leon Haughtailing war, oder wo und wann er geboren wurde, oder wer sein Großvater war; er wurde gewählt, nicht weil er der reichste war, sondern weil ihn seine Mitbürger für den besten Mann hielten, der ihnen zu Gebote stand. Das ist die erste Versammlung der kleinen Stadtgemeinde von 6 Meilen.

Allmählich kommen andere Ansiedler in die Nachbarschaft, sie bilden andere Quadrate und halten ähnliche Zusammenkünfte ab und beschließen über Schulzwecke. Im Laufe der Zeit entstehen 15 oder 20 Gemeinwesen und sie verbinden sich nun. Sie finden, daß sie für jede einzelne Stadtgemeinde keine genügend guten Schulräume und auf einer so kleinen Fläche kein Gerichtsgebäude und nicht alle Vorkehrungen für die Verwaltung haben können; und sie sagen sich nun, 15 oder 20 von unsern Stadtgemeinden mögen sich zusammentun und im Verhältnis ihrer Bevölkerung mit allgemeinem Stimmrecht gewählte Abgeordnete entsenden. Es wird eine Versammlung für den Kreis geschaffen und man wählt nun in der Weise, wie man die Beamten der Stadtgemeinde wählte, Kreisbeamte und Richter. Und ich habe genug Vertrauen zur Demokratie, um zu sagen: Gebt mir den Richter, der vom Volk erwählt ist. Kein Gemeinwesen in Amerika, das je den Versuch gemacht hat, hat ihn bereut. Ich sage Ihnen, die Demokratie nimmt an der Lauterkeit ihrer Richter das größte Interesse. Es ist der arme Mann, der Arbeiter, der sich für seine Richter interessiert. Und da jedermann seine Vorurteile hat, sage ich frei heraus, daß Ihre Männer von hohem Stande die Vorurteile ihrer Klasse und Ihre neugeschaffenen Baronets die Vorurteile des Adels in schlimmerem Grade als alte Baronets haben und Ihre neugeschaffenen Lords Mr. Gladstone ein Greuel sind. Unser Kreis schreitet nun vorwärts — der zweite und größere Bezirk der Selbstregierung. Beachten Sie, daß darin nichts vorhanden ist, was als ein fremdes Element bezeichnet werden könnte. Es ist kein Element von außerhalb vorhanden, sondern alles aus der Demokratie

selbst herausgewachsen. Es ist kein Gottesgnadentum dabei im Spiele. Es ist ein gesundes, großes, ruhmreiches Wachstum des politischen Körpers selbst. Nun wird der Bezirk für das sich ausdehnende Leben ein wenig zu eng. Man braucht Eisenbahnen, Kirchen, öffentliche Gebäude. Man braucht alles, was ein zivilisiertes Volk braucht. Man braucht alles, was gut ist und verschafft sich alles, was gut ist, soweit die menschliche Natur Vollkommenes schaffen kann. Zwanzig oder dreißig dieser Bezirke beschließen, daß sie einen Staat bilden wollen. Sie wählen durch Übereinkommen, wie in dem Falle der Stadtgemeinden und Kreise, Beamte und versammeln sich und errichten, gewöhnlich etwa im Mittelpunkt des geplanten Staates, eine Hauptstadt. Sie wählen einen Regenten und ein Abgeordnetenhaus, und der gesetzgebende Körper des Staates wird aus zwei Häusern zusammengesetzt, von denen das eine Abgeordnetenhaus und das andere Staatssenat genannt wird. Das Wort Kongreß brauchen wir nur für die nationale Versammlung in Washington. Das Wort „Kongreß" ist der großen Zentralgewalt geweiht, ebenso wie in dem großen Home-Rule-Gesetz das Wort „Parliament" wohl der großen Körperschaft geweiht sein soll, die sich in Westminster versammeln und den internationalen Geschäften obliegen wird. Auf diese Weise, meine Herren, ist der Staat entstanden. Jeder Staat hat seine eigne Regierung; er hat seine eigne Bürgerwehr, seine eignen Gerichtshöfe und Richter und verwaltet seine eignen Steuern. Er tut alles, was ein Staat tun kann, alles, was dem Staate als solchem zukommt. Es ist das ein sehr, sehr weites Programm der Selbstregierung; aber je weiter Sie den Grundsatz der Selbstregierung fassen,

immer vorausgesetzt, daß er dem nationalen oder föderativen Grundsatz untergeordnet bleibt, desto besser für die Regierenden und desto besser für das Volk selbst.

Die verschiedenen Staaten verbanden sich nun, wie Sie sehen, und bildeten die Nation. Es waren ihrer ursprünglich dreizehn. Da die Staaten bekanntlich vor der Generalregierung da waren, übertrug das amerikanische Volk der Generalregierung nur gewisse Machtvollkommenheiten, und eine bündige Bestimmung der Verfassung besagt, daß alle nicht ausdrücklich übertragenen Machtvollkommenheiten den Staaten selbst erhalten bleiben. Das ist das Prinzip der Selbstregierung in Amerika. Die nationale Regierung ist die Sonne unseres Systems, und um sie drehen sich die Staaten, jeder auf seiner eigenen Achse, die einen in diesem Winkel, die andern in jenem, wie alle Stadtgemeinden ihre eigenen Angelegenheiten in der Weise versehen, die ihnen am besten dünkt. Und darum ist es unmöglich, daß es in Amerika je eine Staatsrevolution gibt, ebenso wie es für einen Menschen unmöglich ist, sich selbst umzugestalten und zu zerreißen. Die Staatsverfassung ist ein Teil und Stück des Volkes. Sie ist dessen eigenes Werk, das Volk schuf sie, und wenn es sie nicht mehr mag, kann es sie verbessern.

Darf ich nun, nachdem ich Ihnen die amerikanische Verfassung skizziert habe, ihre Einrichtungen auf den Fall der Selbstregierung in der Heimat anwenden? Sie werden dann alle deutlich sehen, daß ich niemanden außer mir selbst vertrete. Ich binde niemanden. Die liberale Partei — die Gladstonianische — ist für das, was ich als die Wirkung der amerikanischen Verfassung hinstellte, nicht verantwortlich,

ebensowenig die Unionistische, und keinen Tory und Konservativen kann hinsichtlich seiner Verantwortlichkeit irgend etwas, was ich sage, beunruhigen. Angenommen nun, wir hätten uns mit der Frage der Selbstregierung zu befassen und unsere große Verfassung sollte zur Richtschnur dienen, so möchte ich Ihnen nacheinander vier Punkte nennen und sagen, wie wir diese regeln würden — und wir würden sie regeln. Wo die amerikanische Demokratie ihren Fuß hinsetzt, bleibt sie. Die erste Bedingung ist die Oberhoheit des nationalen Parlamentes. Ich liebe nicht das Wort „Kaiserlich", „Reichs-". Sie werden vielleicht nur zu bald ein Kaiserreich haben. Eine Kaiserin haben Sie beinahe schon und wenn Sie einen Kaiser bekommen, können Sie dann den Ausdruck „Kaiserlich", „Reichs-" gebrauchen, ich aber ziehe „national" vor. Wenn zwei Leute ein Pferd reiten, muß einer selbstverständlich hinten sitzen. Es darf über die Machtbefugnisse in der Generalregierung kein Zweifel bestehen. Ich will nicht beurteilen, ob das jüngst eingeführte Gesetz im Ausdruck jener Machtbefugnisse mangelhaft war oder nicht. Die Unionisten behaupten es vielleicht und sie haben allen Grund zu glauben, daß der Wortlaut in einer höchst unglücklichen Weise unbestimmt war. Darüber hege ich aber nicht den geringsten Zweifel, daß es nie jemandem in den Sinn gekommen ist, irgend eine Irland oder England gegebene Versammlung brauchte sich vor der Nationalversammlung, dem Parlament, nicht zu beugen. Die amerikanische Verfassung sieht folgendes vor: Diese Verfassung und die unter ihr durch die Nationalregierung erlassenen Bestimmungen sind in der ihnen vom obersten Ge-

richtshofe gegebenen Auslegung die höchsten Gesetze des Landes, ungeachtet irgend welcher in den Gesetzen oder Verfassungen der Staaten entgegenstehenden Vorschriften." Und diese Sprache würde ich in das neue Gesetz legen, wenn ich berufen wäre, die Frage der Selbstregierung zu ordnen. Bedenken Sie, daß die darin liegende Macht nie ausgeübt zu werden braucht. Sie ist nur einmal in hundert Jahren, in einer wichtigen Angelegenheit ausgeübt worden, und jene Angelegenheit war eine solche, die weder eine von Menschen geschaffene Verfassung noch alle menschliche Macht der Welt hätten abwenden können. Der Mann oder die Nation, die Freiheit und Sklaventum in harmonischem Verhältnis vereinen wollten, würden das Unmögliche versuchen. Als die große demokratische Streitmacht in der Geschichte Amerikas der Sklaverei-Macht, die jener ihre Rechte bestritt, von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat, mußte die eine oder die andere fallen; und Sie wissen, welche der beiden fiel. Man könnte ebensogut versuchen, Demokratie und Vorrecht zu verheiraten. Die beiden sind widerstreitende Kräfte, und ich glaube, der „Scotsman" vom 16. August hat in einem Leitartikel über die Northwicher Wahl die treffendsten Worte gebraucht, die ich gehört habe, seitdem ich mich in Ihrem Lande aufhalte. „Demokratie bedeutet" — ich führe den „Scotsman" an — „Demokratie bedeutet und bedeutet mit Recht, daß das Vorrecht enden soll."

Nach diesen Worten über die Oberhoheit der Nationalregierung frage ich nun jeden anwesenden Unionisten, ob er im geringsten befürchtet, sie möchte in dem neuen Gesetz

nicht vorgesehen werden. Hat nicht Mr. Gladstone gesagt: „Alle Parlamente, alle Versammlungen mit statutarischen Machtvollkommenheiten sind ihrem Schöpfer notwendig untergeordnet, und ich habe nichts dagegen, die übertragenen Machtvollkommenheiten zu nennen?“ Wenn er die übertragenen Machtvollkommenheiten nennt, wird er der amerikanischen Verfassung folgen.

Ein anderer Punkt, auf den großes Gewicht gelegt wird und nach meiner Meinung und im Sinne der amerikanischen Verfassung mit Recht gelegt wird, ist die Frage steter Vertretung Irlands in der Nationalversammlung. Nun, meine Herren, man hat in dieser Streitfrage die Meinung der Amerikaner vielfach erörtert. Ich habe Hunderte von Amerikanern gefragt — und Sie haben zweifellos manche verständige Amerikaner hier in Glasgow; befragen Sie sie selbst um ihre Meinung. Nicht ein lebender Amerikaner wird diese Frage anders beantworten als jeder, der sie mir beantwortet hat: „Würden Sie zugeben, daß der Staat Virginien eine Gesetzgebung für sich haben und von der Pflicht befreit sein sollte, Abgeordnete zum Nationalkongreß nach Washington zu gemeinsamer Beratung mit allen andern Abgeordneten zu entsenden, so daß er fortan nicht mehr gleich den übrigen Staaten in allen seinen Handlungen gebunden wäre?“ Die Erwiderung lautet: „Nie!“ Und wegen des neuen Gesetzes möchte ich allen Unionisten sagen — weil ich sehnlichst wünsche, die Eintracht der liberalen Partei wieder herzustellen —: „Meine Herren, Sie haben einen genügend schweren Kampf vor sich; Sie besitzen viele Handhaben, deren Anwendung Ihnen sehr am Herzen liegen muß; Sie brauchen

für diesen Feldzug jede Stimme und Ihren ganzen Einfluß." Ich bitte heute jeden Unionisten, zu erwägen, ob er den leisesten Zweifel hegt, daß die Vertreter Irlands und Schottlands auch weiterhin nach Westminster in den Reichstag gesandt werden. Ich sehe nicht ein, wie ein Zweifel daran bestehen kann. Ich hatte meine Zweifel, als das Gesetz über den Ozean gekabelt wurde. Ich vermochte jenen Punkt aber selbst deutlich zu erkennen und traf rasch Massnahmen, meine Freunde hier auf das hinzuweisen, was mir in jenem Gesetz der schwache Punkt zu sein schien. Ich glaubte aber, meine Herren, daß ich das meiste Gute innerhalb der Partei selbst wirken könnte. Ich habe gewußt, was Mr. Gladstone bereits getan hat. Es lebt kein Mann, der Reformen durchführen kann wie er, und wenn sein Leben erhalten bleibt, wird er es, ich bin davon überzeugt — ich bin davon nicht nur zuversichtlich überzeugt; ich weiß, daß er es wird, weil er es gesagt hat — er wird diese Frage regeln, ohne an der irischen Vertretung zu rühren.

Wir kommen zum dritten Punkt — Ulster. Ich werde jetzt die amerikanische Verfassung auf Ulster anwenden und behaupte, daß sie weder in Ulster noch in irgend einem andern Teile Irlands versagen würde. Man wird nichts über das hinaus suchen, was die Amerikaner ihren Staaten geben. Wenn man es tut, wird jeder Sohn eines Irländers in Amerika — und es gibt dort deren eine Million — und jeder Amerikaner dieses Verlangen als ein solches brandmarken, das sie selbst aus keinerlei Erwägungen heraus stellen würden und das jeder Großbritannien wohlwollende von diesem Lande nicht gewährt sehn möchte. Was Ulster angeht, so ist es — als

amerikanischer Homeruler gesprochen — ein zu geringfügiger Gegenstand, um unter Staatsmännern darüber zu reden. Die Provinz Ulster ist an sich beinahe schon nationalistisch und, durch die Aufstellung der Wählerliste entzweit, ist sie es sicher heute. Ich weise mit Verachtung und Entrüstung in unserm 19. Jahrhundert den Versuch zurück, sektiererische Eifersüchteleien aufzurühren. Sie wissen und ich weiß, was Schottland für die bürgerliche und religiöse Freiheit getan hat. Wenn irgend eine Gruppe protestantischer Irländer vorhanden ist, die sich abseits zu halten und jenen bittern Haß, jene Fehden zu nähren wünscht, die zur Störung des Friedens führen — wenn sie das tun will, so bin ich ihr Gegner; und wenn es irgend eine Gruppe Katholiken gibt, die solchen Haß zu nähren und sich von ihren protestantischen Mitbürgern getrennt zu halten sucht, so bin ich auch ihr Gegner. Schwierigkeiten wegen Ulster bestehn nicht. Sobald Sie Irland die Selbstregierung geben, werden Sie eine patriotische Flamme entfachen. Und sie alle werden in erster Linie Irländer und erst in zweiter Reihe Ulstermänner und Tipperaryleute sein, und die gemeinsame Anwesenheit von Katholiken und Protestanten in einer zum nationalen Wohle wirkenden Versammlung wird alle Bitternis vertreiben und ein besseres gegenseitiges Verständnis herbeiführen, als bisher bestanden hat. Die Ulsterfrage wird sich von selbst erledigen. Wird sie der Abstimmung des Volkes von Ulster überlassen, so werden Sie kaum einen finden, der nicht sagt: „Laßt uns mit unserem Lande gehen," und ich würde den verachten, der dies nicht sagte, wäre er hundertmal der eifrigste Protestant. Die protestantische Religion will das

auch nicht. Sie gründet sich auf eignes Urteil und freies Denken, und die irischen Protestanten haben daher in Beziehung auf die wesentlichsten Grundsätze des Glaubens, als dessen Hauptverteidiger sie kühn hervortreten möchten, noch viel zu lernen.

Ich komme jetzt zum vierten Punkt. Sie sehen, ich halte die Reihenfolge der vier Streitpunkte der Unionisten ein. Lachen Sie nicht über die Unionisten. Glauben Sie mir, daß ihr Streit in den verschiedenen Punkten begründet war, so sehr ich von ihnen auch bezüglich der Art, in der sie sie durchzusetzen suchten, abweiche. Ich meine, daß die Unionisten in den beratenden Versammlungen der liberalen Partei viel mächtiger gewesen sein würden — die Abgeordneten der Unionisten im Parlament würden zweifellos mächtiger gewesen sein — wenn sie innerhalb der Reihen der Partei unter dem Banner des einzigen möglichen Führers gewirkt hätten; aber die Unionisten, mit denen ich zusammengekommen bin und mich gestritten habe, haben mir immer gesagt: „Mr. Gladstone hat ganz unrecht!" Ich will Ihnen eine treffende Geschichte erzählen. Henry Clay war der beim Volk beliebteste Mann, den Amerika je hatte. Er stimmte indeß gegen die Wünsche seiner Wähler in der Sklavenfrage ab, die damals die einzige brennende Frage war, und erbot sich zur Wiederwahl. Es war nicht ein Schein von Aussicht für ihn vorhanden, wieder nach Washington entsandt zu werden, nicht mehr als zur Zeit für irgend einen Unionisten, ins nächste Parlament zu kommen. Henry Clay sah jetzt ein, daß die Aufrechterhaltung seiner Bewerbung nutzlos war, wenn er es darauf ankommen lassen wollte,

kämpfend zu verteidigen, was er getan hatte; er trat deshalb vor die Wähler von Kentucky und hielt über das ganze Land hin eine Rede: „Ihr alle, Jungens,“ sagte er, „habt gute treue Flinten. Denkt an das Wild, das euch eure Flinte heruntergebracht hat. Hat eure Flinte nie versagt? Ich habe viel geschossen, und meine Flinte hat dann und wann versagt. Habt ihr die eure darum weggeworfen oder habt ihr sie behalten und aufs neue versucht?“ Gegen einen solchen Aufruf gab es keinen Widerstand mehr, und Clay wurde mit der größten Mehrheit wiedergewählt, die er je bekam. Selbst wenn man alles zugibt, was der überzeugteste oder kampfeslustigste Unionist zu sagen hat, so wird er, wenn er viel Menschliches, viel Dankbarkeit für frühere Dienste, Bewunderung für eine edle politische Laufbahn in sich trägt, doch zu jener alten Flinte halten — zu Gladstone. Man lasse dem alten Mann nur noch einen Schuß. Ich will zehn gegen eins wetten, er wird das Wild herunterbringen. Ich will Ihnen noch etwas sagen: Ich kenne Ihre Staatsmänner ziemlich gut, aber ich glaube nicht, daß Sie in dem ganzen Heere, im ganzen Staate, im ganzen Parlament eine Flinte haben, die das Wild wie Mr. Gladstone herunterbringen kann. Weiter komme ich nun zu der Gerichtsfrage. Wir müssen gründlich sein, sagen die Tories. Wir sind nicht gründlich, wenn wir das Volk bedrücken und ihm Gesetze aufdrängen, die es nicht will; wir sind nur dann gründlich, wenn wir die Volksunzufriedenheit an der Wurzel fassen und gerechte Gesetze schaffen. Die amerikanischen Staaten wählen nun ihre eigenen Richter, die alle Streitigkeiten zwischen den Bürgern desselben Staates ent-

scheiden. Ein Pennsylvanier hat das Recht, sich von den Gerichten Pennsylvaniens verhören und seinen Fall von seinem Mitbürger entscheiden zu lassen — dem Richter, dessen Charakter er kennt und vertraut. In Sachen, die nach Pennsylvanien gehören, gibt es keine Berufung über das oberste Pennsylvanische Gericht hinaus; dagegen kann nach der Nationalverfassung jeder Rechtsstreit zwischen Angehörigen verschiedener Staaten vor den Gerichten der Vereinigten Staaten verfolgt werden. Das oberste Gericht der Vereinigten Staaten hat seinen Sitz in Washington, hat aber in jedem Bezirk des Landes Richter. Zuweilen wird ein Staat einen Bundesrichter haben, zuweilen zwei. Pennsylvanien hat zwei, einen in Pittsburg und den anderen in Philadelphia, 350 Meilen davon entfernt. Es hängt dies von der Verteilung ab, und Sie haben daselbst Berufung an das Gericht der Vereinigten Staaten. Wenden Sie das auf Irland an. Erstens sind einmal irische Richter schon vorhanden und sie werden beibehalten werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein guter Richter entlassen werden würde. Ich meine daher, die irische vollziehende Gewalt würde die irischen Richter übernehmen. Im Zweifel ist ein Richter stets ein guter Richter, solange ihm nicht das Gegenteil zu beweisen ist. Es wird daher Sache der irischen vollziehenden Gewalt sein, ihre eignen Richter wieder zu ernennen oder zu wählen. Wenn Sie die Lehren der Selbstregierung in Amerika beachten, werden Sie die irische Versammlung, dies möchte ich besonders hervorkehren, irische Richter ernennen und über irische Angelegenheiten beschließen lassen; Sie werden dabei natürlich im Rahmen der übertragenen

Machtvollkommenheiten das Recht wahren, alle Sachen internationalen Charakters von diesen Gerichtshöfen vor die Reichsgerichtsbarkeit zu bringen, wie jetzt jedem Schotten eine solche Berufung an die richterlichen Mitglieder des Oberhauses zusteht. Damit wäre die Gerichtsfrage erledigt; wenn Sie aber Irland die Selbstregierung geben und ihm oder Schottland, wenn es demnächst, wie ich hoffe, die Selbstregierung bekommt, die höchste Amtsgewalt, das allerwichtigste Herrscherrecht, nämlich das Recht der Rechtsprechung und Aufrechterhaltung der Gesetze unter ihren eigenen Bürgern, vorenthalten wollen, so werden Sie ihnen nur einen Gegenstand des Spottes geben; sie wären dann im Begriff, „Hamlet" mit Auslassung von Hamlet zu spielen und würden die irische Frage immer und immer wieder in schlimmeren Formen als jetzt vor sich haben.

Sie müssen die richterliche Gewalt in Irland zu einer in Irland geachteten machen, und Sie können das nicht, wenn sie ihre Machtvollkommenheiten nicht von der irischen Regierung ableitet. Ich behaupte nicht, daß die liberale Partei diesen Ton mit genügender Deutlichkeit angeschlagen hätte, vertraue aber darauf, daß die Demokratie mit offenem Auge über der Bestimmung wachen wird, die Irland richterliche Gewalt verleiht. Sie können Irland nicht Selbstregierung geben, wenn Sie seine Regierung der Macht berauben, ihren Erlassen Geltung zu verschaffen; Sie könnten ebensogut die Regierung nach Mazeppa ohne Peitsche, Sporen oder Zügel auf ein wildes Pferd binden und in Irland Frieden, gute Regierung und Treue erwarten, wenn Sie der irischen vollziehenden Gewalt das höchste aller politischen

Ämter, die Handhabung des Rechts und die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung, vorenthalten. Die amerikanische Verfassung besagt dies.

Ich will jetzt einen Punkt berühren, die Landfrage. Jeder Staat der amerikanischen Union hat das Recht, aus seinem Lande eine Kirche oder eine Fabrik zu machen, wenn er will. Es ist sein Eigentum. Wenn der Grund und Boden einer Nation nicht Eigentum jener Nation ist und wenn Sie Irland nicht erlauben, sein eigenes Land zu verwalten, was erlauben Sie ihm denn dann zu verwalten? Die Landfrage ist die Grundlage von allem im Staate, und Sie sehen, daß das Landgesetz verworfen ist — und dies mit Recht, und Mr. Gladstone hat gesagt, daß die Zeit der Grundbesitzer um sei. Ich bezweifle selbst Mr. Gladstones Macht, ein Gesetz zu schaffen, wie es in bezug auf die Landverhältnisse sein müßte, weil Sie in den liberalen Ratsversammlungen eine Menge irischer Landeigentümer haben. Lord Harlington ist ein irischer Großgrundbesitzer mit einer Rente von 30000 Pfund im Jahr. Ich weiß, daß er ein aufrichtiger und ehrlicher Mann ist, ich weiß aber auch, daß Burns sagt:

> Wenngleich der Wage Zünglein spielt,
> Es selten nur ganz richtig zeigt.

Niemand sollte Richter in seiner eigenen Sache sein, und in Amerika kann verfassungsmäßig niemand, der an einem Gesetzgebungsakt unmittelbar interessiert ist, an der betreffenden Abstimmung teilnehmen. Ich fürchte, Sie werden die Landeigentümer auskaufen müßen, ehe Sie mit ihnen fertig werden. Die arme Demokratie, die arbeitenden Millionen

Großbritanniens werden gleichsam mit einer ungeheuren Strafsumme belegt werden. Viele Mitglieder des Parlaments sind Landinteressenten und es herrscht jener Ton in der Gesellschaft, der anzuzeigen scheint, daß das Grundeigentum etwas von jedem anderen Eigentum verschiedenes sei, weil man es Jahrhunderte lang durch abscheuliche Gesetze aufrecht erhalten hat, um eine Menschenklasse zu erhalten, die, dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte überlassen, im Kampfe ums Dasein untergehen würde.

Was ist nun die Lösung der Landfrage? Sie ist sehr leicht. Man bleibe davon; man lasse die irische Staatsgewalt mit den irischen Landeigentümern sich auseinandersetzen. Die Demokratie ist in ihren Handlungen nie anders als großmütig gewesen und sie wird gegen die irischen Landeigentümer großmütig sein, wenn ihrer vollziehenden Gewalt die Verantwortung für die Auseinandersetzung mit jenen auferlegt wird — vorausgesetzt, daß sie sich entschließt, das Land überhaupt zu kaufen. Ich trete nicht dafür ein, daß die vollziehende Gewalt Irlands das Land Irlands oder die vollziehende Gewalt Großbritanniens das Land Großbritanniens anrührt. Gestatten Sie mir, der Demokratie einen Wink zu geben. Wir befinden uns nicht mehr in den Tagen unverdienten Wertzuwachses, sondern in den Tagen verdienter Wertabnahme, und wer töricht genug ist, dem Volk Großbritanniens zu raten, heute bei fallendem Markte das Land zu übernehmen, dem mag sein eignes Interesse, aber unmöglich das Ihrige am Herzen liegen. Man sagt, das Volk Irlands wolle den Landeigentümern nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich hoffe, daß es nicht geschieht. In meinen wildesten

und rachsüchtigsten Augenblicken bin ich nie so weit gegangen, zu wünschen, daß den irischen Landeigentümern Gerechtigkeit widerführe. Nein, wir wollen uns erinnern, daß in diesem Fall Gnade die Gerechtigkeit mildern muß. Sie werden aber eine großmütige Behandlung erfahren, und die Demokratie Großbritanniens kann sich von aller Sorge um die irische Landfrage befreien, wenn sie Mr. Gladstone den Arm stärkt und ihm in nicht mißzuverstehendem Tone sagt, daß es viele Dinge gibt, die die Demokratie dieses Landes tun will und viele, die sie leiden will, daß sie aber, so lange ihr Gott hilft, nie als Gegner der irischen Pächter auf der Seite der irischen Landeigentümer stehn oder zum Zweck des Ankaufes deren Grund und Bodens einen Penny zahlen wird.

Es mögen hier einige außerordentlich patriotische Leute sein, die sich im Innersten ihres Herzens sagen: „Wir brauchen unsere Einrichtungen nicht zu amerikanisieren." Warum nicht? Die Amerikaner haben von Ihnen alles übernommen, worauf sie die Hand legen konnten. Sie haben Ihre Verfassung übernommen und sie verbessert, sie haben Ihre Litteratur, Ihre Gesetze übernommen, sie haben Ihre Sprache übernommen, und wenn Sie alles von Amerika übernehmen würden, was es Ihnen zu geben hat oder zu geben haben wird, würde doch zugunsten des Mutterlandes ein ungeheurer, unberechenbarer Saldo verbleiben. Warum sollten Sie nicht von Ihrem Kinde Dinge übernehmen, wenn Sie wissen, daß sie zu Ihrem Besten sind? Ihre eigene Kolonie Kanada hat ja praktisch dieselbe Verfassung, soweit es sich um die Selbstregierung handelt. Wenn es jemand gibt, der vergißt,

daß Amerika Ihr eigenes Kind ist, so möge er auf Kanada schauen — dieses ist praktisch dasselbe. Meinen Sie, daß die englischsprechende Rasse in der ganzen Welt, mit der selben Sprache, den selben Überlieferungen — da alle Amerikaner auf Ihre Überlieferungen Anspruch machen — mit der selben Litteratur, mit der selben Religion — meinen Sie, es steht in der Macht eines Menschen, zu verhindern, daß alle englischsprechenden Leute schließlich die selben politischen Einrichtungen haben? Ich wage nicht zu sagen, welches die politischen Einrichtungen der englischen Rasse in Zukunft sein werden. Es ist möglich, daß der „Scotsman" recht hat und die Demokratie bedeutet, daß das Vorrecht sterben soll, und es ist möglich, daß sich alle englischsprechenden Völker unter einem Programm zusammenfinden werden, das die ausgedehntesten Menschenrechte und die politische Gleichheit der Bürger entwickelt. Das ist möglich. Auf der anderen Seite wäre es möglich, könnten Sie einwenden, daß die Mehrheit der englischsprechenden Rasse dieser fortgeschrittenen politischen Entwickelung den Rücken kehrt und zurückschreitet, indem sie irgend einen Prinzen aussucht und ihn zu einem beständigen König und seine Kinder, gleichviel ob sie blödsinnig oder schwachköpfig sind, nach ihm zu Königen macht, und daß sie jedes Jahr Hunderttausende ihres sauer verdienten Einkommens ausgibt, um die ganze Nachkommenschaft in Saus und Braus und eitlem Gepränge zu unterhalten; und es ist möglich, daß wir eine neue Aristokratie schaffen wollen und daß ich mich und meine Abstammung als direkter Nachkomme von Webern und Schustern soweit vergessen werde — wie ruhmreiche Radikale sind doch

manche gewesen, die nur wegen der Teilnahme an einer Versammlung, wie sie neulich in Irland aufgehoben wurde, in den Kerker gewandert sind! — es ist möglich, daß ich das vergessen und vor Ihnen als ein Baronet einherstolzieren werde. Dann werden Sie sagen: „Wir wissen nicht, wie wir Mr. Carnegie, der uns besuchen will, behandeln sollen; er ist kein Edelmann, und er hat aufgehört, ein Ehrenmann zu sein." Welches aber auch das künftig angenommene System politischer Einrichtungen sein mag — Sie mögen das eine oder das andere bekommen — bei einem Punkte möchte ich doch verharren, nämlich daß die englischsprechende Rasse in der ganzen Welt die selben Einrichtungen haben wird. Wenn Sie in dieser Erwartung einige der Bestimmungen der amerikanischen Verfassung annehmen könnten, würden Sie den Tag, wo Ihre Einrichtungen die der englischsprechenden Rasse sein werden, um ebensoviel beschleunigt haben. Wie lange wird es nach der Vollendung jener Annäherung noch währen, bis wir einen Bundesrat bekommen, der es für immer unmöglich macht, daß das Blut eines englischsprechenden Mannes vergossen wird? Worauf gründet sich Ihre größte Hoffnung, daß Ihre eigene Rasse, die herrschende Macht der Welt, zusammenwächst und ein Bündnis bildet, gegen das nichts auf Erden aufkommen kann? Auf die gleiche Gestaltung der Einrichtungen. Hier ist der springende Punkt. Und worin beruht die Hoffnung auf jenen großen Tag, von dem der Dichter singt:

Wenn des Krieges Trommeln schweigen, die Standarten nicht mehr wehen,
In dem Parlament der Menschheit, in dem Staatenbund der Welt?

Sie beruht in jenem großen wohltätigen Grundsatze der Selbstregierung — der Selbstregierung für jeden der einzelnen Teile, mit einer Zentralgewalt über allen, um sie in Ordnung zu halten, und in jener Sammlung der englischsprechenden Völker, in jenem zukünftigen Parlament — ich weiß nicht, wie viele Teile, ich weiß nicht, welches ihre Größe oder Zahl oder Stellung sein werden, ich weiß aber, daß die Stellung einer Macht fest, unerschütterlich, ewig und sicher ist — die dieses ruhmreichen kleinen Eilandes. In jenem Parlament der Menschheit mögen sie dereinst viele Kinder umschwärmen, nur eine Mutter kann es aber geben. Verflucht sei der Arm und verdorrt die Zunge desjenigen, der, wo es auch sei, danach streben sollte, jene Kinder und jene Mutter durch Worte oder Taten zu trennen.

Hasst Amerika England?

Diese Frage ist letzthin in Britannien viel erörtert worden, und die Antwort ist gewöhnlich in bejahendem Sinne ausgefallen; selbst der „Spectator", ein mächtiger und treuer Freund der Republik, ist wider Willen nach jener Seite getrieben worden.

Die genaue Antwort auf diese Frage hängt aber davon ab, was man unter Haß versteht, denn dieser kann von zweierlei Art sein — entweder tief, dauernd, allgemein in der Rasse liegend, sodaß er erbliche Abneigung schafft und beide Teile zu natürlichen Feinden macht, oder aber nur vorübergehend und oberflächlich — wegen bestimmter Fragen entstandener Groll und Unwille, der mit der Erledigung dieser Fragen verschwindet, ohne eine ernstliche Entfremdung zurückzulassen.

Daß manche Ursachen vorhanden sind, die in den Vereinigten Staaten immerfort mehr oder weniger Unwillen gegen Großbritannien erregen müssen, ist einleuchtend. Bei der kanadischen Frage wird es immer der Fall sein. Man stelle sich vor, Schottland sei republikanisch, schulde den Vereinigten Staaten Gehorsam und erkläre beständig seine Bereitschaft, auf ihr Geheiß Britannien anzugreifen. Die industrielle Frage übt ebenfalls ihre Wirkung aus. Ein Dutzend Artikel „made in Germany" rufen in England Ent-

rüstung hervor. Kann man in den Vereinigten Staaten etwas anderes von tausend Artikeln „made in England“ erwarten? Industrielle Wettbewerber und die von ihnen beschäftigten Arbeiter sind sehr empfindlich und leicht aufgebracht; und in unseren Tagen, wo jede Nation ersten Ranges danach strebt, die Güter ihres eigenen Bedarfs hervorzubringen und anzufertigen, tragen „auswärtiger Handel“ und „Freihandel“ nicht mehr zum Frieden und guten Vernehmen unter den Völkern bei, sondern zum Gegenteil. Die Nationen sind geneigt, industrielles Eindringen übel zu nehmen, das freihändlerische Britannien nicht weniger als das schutzzöllnerische Deutschland.

Tiefer aber als diese Ursachen der Erregung liegt im Innersten des nationalen Herzens der Republik eine starke, unvertilgbare Schicht natürlicher Achtung, Bewunderung und Zuneigung für die alte Heimat. Auf dem Grunde findet sich immer der Stolz der Rasse — in ruhigen Zeiten zwar versteckt, in großen Augenblicken aber, wenn ihn wichtige, die Sicherheit der alten Heimat und die ganze Rasse treffende Angelegenheiten aufrühren, tritt er mit großer Entschiedenheit zu Tage. Das stärkste Gefühl im Menschen, der wirkliche Beweggrund, der in der Krisis sein Handeln in internationalen Dingen bestimmt, wurzelt in der Rasse. Aus ihr hervor wächst die Einheit der Sprache, der Religion, der Literatur und der Gesetzgebung, die die Menschen in Zeiten der Not den Angehörigen anderer Rassen gegenüber verbündet und verbrüdert. Dieses Rassegefühl geht tiefer und reicht höher hinauf als Fragen von bloßem pekuniärem Belang oder materiellem Interesse. Der neueste Beweis, daß dieser

Rassenstolz in Amerika in starkem Maße herrscht, wurde gerade im Höhepunkt des venezolanischen Streites geliefert, als man argwöhnte, Deutschlands Haltung zu Transvaal verberge eine Verbindung europäischer Mächte, die Britannien demütigen und verderben und aus unserm Familienzwiste Vorteil ziehen wolle, um den Besitz des einzigen anderen Gliedes unserer Rasse aufzuteilen. Als die kleine mutige Insel die Herausforderung annahm und sich ohne einen Augenblick zu zögern bereitete, der Welt in Waffen entgegenzutreten, brach das amerikanische Festland von Maine bis Kalifornien sozusagen in einen einzigen wilden Jubelschrei aus — einen Jubelschrei, der mehr bedeutete, als prosaische Leute glauben werden und mehr vielleicht, als sich selbst der Amerikaner bewußt war, der von dem unwiderstehlichen Ausbruch fortgerissen wurde; ebensowenig kann jemand sagen, wie weit ihn dieser unaufhaltsame Anstoß führen würde, wenn er einmal in vollen Schwung käme. Der Senator Wolcott sprach im Senat nur aus, was die Millionen draußen fühlten; der Amerikaner sagte sich eben im Durchschnitt: „Es ist dies unsere eigene Rasse; es ist das, was wir tun; es geschieht, wie wir es tun. Natürlich haben wir mit unserem Mutterlande selber manche Meinungsverschiedenheiten, und wir würden auch ihm nicht gestatten, auf unserem Festland die Kriegsfackel zu entzünden, vielmehr muß es alle Fragen inbetreff hiesiger Gebiete durch Schiedsspruch entscheiden lassen — doch ist das eine kleine Familienangelegenheit zwischen uns beiden. Es ist damit nicht gesagt, daß sich der Deutsche, der Russe, der Franzose oder irgend welche anderen Ausländer zusammentun dürfen,

um unsere Rasse, ohne uns mitzuzählen, anzugreifen und zu vernichten. Nein, bester Herr!“

Wohl keine Vereinigung anderer Rassen wird den wahren Wert und die Stärke dieses in unserer Rasse vorhandenen Gefühls zum kleinsten Teil ermessen, oder richtig abschätzen, wie viel dicker als Wasser sich unser Rassenblut erweisen dürfte, wenn es einmal auf die Probe gestellt würde.

Die Botschaft, die der Präsident Mc. Kinley der Königin Viktoria zu ihrer Jubelfeier sandte, war ein weiterer Beweis von Rassenstolz und keine bloße Höflichkeitsbezeugung. Mehr Leute des Vereinigten Königreichs als der Vereinigten Staaten würden zögern, ihre Majestät zu feiern und zu preisen und mit Begeisterung „Gott segne die Königin“ zu singen. Sie gilt dort allgemein als der treueste der treuen Freunde der Republik, denn sie stand zu uns wie ein Freund, als ein Freund gebraucht wurde.

Es ist sonderbar, daß solche Beweise tiefwurzelnder Rasseneinheit und natürlicher, herzlicher Freundschaft einen angeblichen Mangel an Artigkeit des Ausdruckes in einer Botschaft eines Präsidenten an seinen eigenen Kongreß oder eines Staatssekretärs an seinen eigenen Gesandten nicht aufwiegen sollten. Trotzdem zieht der „Spectator“ den Schluß, daß die Amerikaner England hassen, und diese Ansichten stützen sich auf Lappalien wie die erwähnten.

Großes Gewicht ist in der Diskussion auf den Umstand gelegt worden, daß die amerikanischen Schulbücher die Tatsachen der amerikanischen Geschichte aufführen; man glaubt, dies mache jeden amerikanischen Jungen und jedes amerikanische Mädchen zu einem Hasser Englands. Es ist das

zweifellos wahr; und das schlimmste ist dabei, daß es keinen möglichen Ausweg gibt, denn die amerikanische Geschichte beginnt mit der Erhebung der Kolonien und ihren Kämpfen um die Rechte des Briten. Die Republik hat nie einen gefährlichen Gegner gehabt außer Britannien; der kurze Feldzug gegen Mexiko hat der Nation keinen dauernden Eindruck hinterlassen. Es ist unmöglich, anders zu verfahren, als die Tatsachen zu berichten, wie sie sich ereigneten; und selbst wenn die weiteren Tatsachen hinzugefügt würden, daß schon damals mehrere der größten und besten der britischen Staatsmänner der versuchten Besteuerung der Kolonien Widerstand entgegensetzten und daß heute die Güte und Rücksichtnahme, mit der Britannien über seine Kolonien herrscht, für die ganze Welt mustergültig ist, so würden diese Dinge auf Kinder doch keinen Eindruck machen. Der junge Amerikaner muß heutzutage als ein starker Hasser Englands anfangen; und das müssen wir hinnehmen: Generationen werden vergehen, ehe es wesentlich anders werden kann.

Andererseits kann kein Amerikaner umfassendere und eingehendere Kenntnisse des Unabhängigkeitskampfes, der späteren Behandlung der Kolonien seitens Britanniens, der Geschichte Britanniens und der Rolle seiner Rasse in der alten Welt erwerben, ohne zum Bewunderer dieser Rasse und stolz auf sie zu werden, falls er selbst — die meisten Amerikaner können sich dessen rühmen — britisches Blut in seinen Adern hat. Auf diese Grundlage haben wir unsere Hoffnung engerer Vereinigung zwischen den alten und den neuen Ländern zu bauen. Die Washington bekämpfenden Engländer und Hessen müssen im Geiste der jungen Leute,

wenn diese älter werden, anderen Bildern weichen, in denen Britannien und Amerika, die beiden großen Pfeiler bürgerlicher und religiöser Freiheit für die ganze Welt und die einzigen Glieder unserer Rasse, Schulter an Schulter stehn. Später muß die Kenntnis von Shakespeare, Milton, Burns und Scott kommen, dann die politische Geschichte von England, Cromwell, Sidney, Russell, Hampden, Chatham, Burke und den vielen andern, bis der junge Amerikaner lernt, daß er von Britannien nicht nur seine Sprache, sondern seine Gesetze, seine Religion und selbst seine freien Staatseinrichtungen überkommen hat und daß die politischen Einrichtungen beider Länder ähnlich sind — das eine gekrönt, das andere ungekrönt, aber beide republikanisch, da ja in beiden Herrschaft des Volkes, für das Volk und durch das Volk besteht, was das Wesen des Republikanertums ausmacht. Dies ist der hauptsächlichste Punkt, der den feurigen jungen Politiker beeinflußt und dem alten Land im Herzen Jung-Amerikas schließlich einen warmen Platz gibt. Von dieser Zeit an wird dann das Rassegefühl in seinem Herzen in dem Maße immer stärker, wie seine Kenntnisse wachsen.

Wie anders bei dem jungen Kanadier und Australier, die in ihren ersten Schulstunden lernen, daß die Rechte der Briten ihnen nie versagt worden sind und in Britannien die großmütigste, edelste und gütigste der Mütter sehen, die sie von Anfang an verehren und lieben. So zeigen sich die gegenteiligen Folgen zarter und geziemender Rücksicht auf Kolonien und abhängige Gebiete einerseits, und der Vorenthaltung der daheim gewährten Rechte und Freiheiten andererseits.

Ob in die Herzen der in den verschiedenen Weltteilen heranwachsenden Millionen heute Haß oder Liebe ausgesäet wird, sollte für die mit der Bildung von Reichen beschäftigten Staatsmänner die wichtigste Frage sein. Was eine sich ausbreitende Nation hier in hohem Maße tun kann, sollte ihr eine heilige Pflicht sein, denn sicher kann ein Reich, das auf gewaltsamer Eroberung, Verschwörung oder Bedrückung oder irgend einer anderen Grundlage als der aufrichtigen Zuneigung des einbezogenen Volkes begründet ist, weder von Dauer sein, noch die Macht oder den Ruhm des Eroberers vermehren, sondern nur eine Quelle beständiger und zunehmender Schwäche und Schmach werden.

Herrscht nun auch in den Vereinigten Staaten nach der Meinung des Verfassers kein tiefsitzender, bitterer, nationaler Haß gegen Großbritannien, so steht doch außer Zweifel, daß über dessen Verhalten kürzlich eine Welle von Groll und Unwillen aufgetaucht ist. Sie entsprang zwei Fragen:

Einmal trafen vor Jahren der Botschafter Pauncefote und der Staatssekretär Blaine ein Übereinkommen in der Beringsmeerfrage, wozu Lord Salisbury durch Sir Julian Pauncefote Mr. Blaine seine Glückwünsche telegraphierte. Die beiden Nationen sollten gemeinschaftlich die Seepolizei ausüben und der barbarischen Vernichtung der Seehündinnen Einhalt tun. Jetzt erschien in Washington Kanada mit dem Verlangen, über den Gegenstand den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu sprechen. Die Audienz wurde der anmaßenden Kolonie abgeschlagen; nichtsdestoweniger zwang deren Vorgehen Lord Salisbury, sich von dem Vertrag zurückzuziehn. Ich plaudere hier nichts Vertrauliches aus, da der

Präsident selbst in einer Botschaft an den Kongreß Harrison auf die Sache hingewiesen hat. Britannien wurde zu verstehen gegeben, daß es Kanada nicht sehr lange behalten würde, wenn es ohne dessen Zustimmung über kanadische Interessenfragen Verträge abschließen wollte. Der Leser wird sich erinnern, daß Kanada genau denselben Standpunkt hinsichtlich des internationalen Verlagsrechtes einnahm. Diese langersehnte, vertragabschließende Gewalt hat sich Kanada nunmehr erworben, wenigstens auf dem Gebiete der Finanzpolitik, sodaß es seinen Oberherrn überhaupt nicht mehr zu fragen braucht. Es kann nunmehr in Washington erscheinen und darauf bestehen, empfangen zu werden, wenn neue Tarifmaßnahmen gewünscht werden, da es nach den Worten seines Premierministers plötzlich eine „freie Nation" geworden ist. Der nachsichtigen Mutter harren hier noch Überraschungen.

Die Zurückweisung des Beringseeabkommens erzeugte ein Gefühl tiefen Unwillens nicht allein unter den Unwissenden, sondern unter den gebildeten Klassen der Amerikaner, die Britanniens beste Freunde waren und sind; und diese hat der Vorwurf sehr erbittert, der in britischen Veröffentlichungen gemeinhin erhoben wurde, daß nämlich die Vereinigten Staaten sich nicht an die Erkenntnisse des Beringseegerichts gehalten hätten. Nichts ist weniger begründet als ein solcher Vorwurf. Das Gericht entschied, daß die Vereinigten Staaten für gewisse aufgegriffene Fahrzeuge, die die britische Flagge geführt hatten, haftbar seien, und daß entweder eine gegenseitig zu vereinbarende Summe gezahlt oder in Ermangelung dessen die von einer Kommission festzusetzenden Schaden-

ersatzansprüche befriedigt werden sollten. Der Staatssekretär der Vereinigten Staaten kam mit dem Botschafter Pauncefote „vorbehältlich der Genehmigung des Kongresses“ — dies sind die genauen Worte des Abkommens — wegen einer bestimmten Summe überein. Als dem Kongreß die Vorlage zur Genehmigung unterbreitet wurde, erhob sich der frühere Vorsitzende des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten, Mr. Hitt, um zu erklären, es sei entdeckt worden, die fraglichen Fischerboote hätten in Wirklichkeit hauptsächlich naturalisierten Amerikanern gehört. Es hatte sich herausgestellt, daß ein Schmied in San Francisco, ein britischer Untertan, hundert Dollar bezahlt bekommen hatte, um einen formalen Rechtstitel an diesen Booten zu erwerben, sodaß die britische Flagge dazu herabgewürdigt werden konnte, das nach amerikanischem Recht ungesetzliche Töten der Seehündinnen zu decken. Nur etwa ein Fünftel des beanspruchten Betrages kam Kanadiern zu; der Rest gehörte naturalisierten Amerikanern, die durch ihre Teilnahme an diesem ruchlosen und ungesetzlichen Handel die amerikanischen Gesetze übertreten hatten. Mr. Hitt verlangte die Ausübung des der Regierung hinsichtlich des Schiedsspruchs zustehenden Rechtes, die Ansprüche durch eine Kommission prüfen zu lassen. Der Kongreß stimmte dem bei, und die Kommission wurde sofort eingesetzt und vom Senat einstimmig bestätigt. Sie tagt jetzt und das Ergebnis wird voraussichtlich den Standpunkt der Regierung der Vereinigten Staaten, nämlich daß ein Betrug versucht worden ist, rechtfertigen. Trotzdem haben viele britische Zeitungen von Zeit zu Zeit den Vorwurf wiederholt, die Vereinigten

Staaten seien ihren Verpflichtungen hinsichtlich des Beringseeschiedsspruches untreu geworden. Der Vorwurf nationaler Unehre — und ein solcher liegt darin — erzeugt immer starke Erbitterung. Zeitungsschreiber, die ihn wie im vorliegenden Falle fälschlich erheben, haben viel zu verantworten.

Großen Anstoß hat man in Britannien weiter an der jüngsten Botschaft des Staatssekretärs Sherman über die Vernichtung der Seehunde genommen. Man sagt, er habe nicht die übliche diplomatische Zurückhaltung und Artigkeit beobachtet. Zugegeben; aber ist seine deutliche Sprache nicht entschuldbar? Es steht fest, daß, noch ehe Mr. Shermans Brief geschrieben war — man bedenke, an seinen eignen Gesandten, nicht an die britische Regierung — Lord Salisbury bereits eine Zusammenkunft in der Angelegenheit abgelehnt hatte. Nach jenem Brief besann sich Lord Salisbury eines Besseren; er bewilligte eine Zusammenkunft, die sofort in Washington stattfinden sollte. Wie man über die Sache in Amerika denkt, zeigt das folgende Telegramm aus Washington in den heutigen Zeitungen (20. September):

„Die Beamten des Staatsdepartements sind nicht geneigt, zu dem Schriftwechsel, der in der Seehundfrage zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten veröffentlicht worden ist, Erklärungen abzugeben. Sie sagen jedoch, er zeige, daß das von der Regierung der Vereinigten Staaten seit den letzten drei Jahren verfolgte Ziel durch die Einwilligung Großbritanniens, an einer im Oktober abzuhaltenden Zusammenkunft teilzunehmen, erreicht worden sei. Sie kehren hervor, daß die bisherige Weigerung der britischen Regierung, einer solchen Zusammenkunft

zuzustimmen, zu der Übersendung der Note Mr. Shermans vom 10. Mai an den Gesandten der Vereinigten Staaten in London, Mr. Hay, führte, worauf Lord Salisburys Zustimmung zur Abhaltung einer Zusammenkunft folgte."

Die ganze Beringseesache ist von Britannien verfahren worden — seinen wirklichen Wünschen entgegen, wie man glaubt — einfach weil es seine Kolonie nicht regieren konnte; die Kolonie hat Britannien regiert und wird es unter Sir Wilfried Laurier und später unter dessen Nachfolgern regieren, wie die Zukunft zeigen wird.

Die zweite Ursache der bittern Feindseligkeit gegen Britannien, die letzthin geweckt wurde, ist das Verhalten Britanniens in der venezolanischen Frage. Betrachten wir die Tatumstände dieses Falles. Seit vielen Jahren drängt die Regierung der Vereinigten Staaten Großbritannien in der artigsten Weise, seinen Grenzstreit mit Venezuela, seinem kleinen republikanischen Nachbar, auf freundschaftlichem Wege durch Schiedsspruch entscheiden zu lassen. Da die 16 amerikanischen Republiken überein gekommen sind, ihre Streitigkeiten schiedsrichterlich erledigen zu lassen, steht zu hoffen, daß Britannien nicht versuchen wird, die Kriegsfackel auf dem amerikanischen Festland zu entfachen. Das Ministerium Mr. Gladstones stimmt durch Earl Granville, den Minister des Äußern, der schiedsrichterlichen Beilegung zu. Jetzt tritt Lord Salisbury in Wirksamkeit, um sich sofort von dem Abkommen zurückzuziehen und die schiedsrichterliche Erledigung zu verweigern. Wiederholte Vorstellungen der Vereinigten Staaten bleiben ohne Erfolg. Schließlich erscheint der Präsident Cleveland auf der Bildfläche. Der Präsident Cleveland

hat jetzt einen einzigen großen Wunsch, nämlich den, einen schiedsrichterlichen Vertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten zustande zu bringen. Ich hatte den Vorzug, das erste parlamentarische Komitee, das in dieser Sache an ihn herantrat, einzuführen. Das Interesse, das er an der Sache nahm, war überraschend, und seine näheren Freunde wissen recht gut, daß ihm die Vollendung dieses Friedensvertrages von allen öffentlichen Fragen am meisten am Herzen liegt. Er ist vor allem andern ein überzeugter Anhänger friedlicher, schiedsrichterlicher Entscheidung internationaler Streitigkeiten.

Er bittet Britannien um eine bestimmte Antwort. Will es diese Gebietsstreitigkeiten mit Venezuela schiedsrichterlich beilegen lassen oder nicht? Bei seiner Rückkehr von einer Reise liest er eines Abends in Washington die Weigerung Lord Salisburys, und vor dem Schlafengehen schreibt er seine Botschaft. Sie erregt in Britannien großen Unwillen, aber nur, weil das britische Volk nicht weiß, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Großbritannien seit 15 Jahren bittet, diese Frage schiedsrichterlich zum Austrag zu bringen, und daß Großbritannien seine Zustimmung hierzu gegeben hat. Die Botschaft ist nicht an die britische Regierung, sondern an den amerikanischen Kongreß gerichtet, und der Präsident zieht darin allerdings den Schluß, daß es die Pflicht der Regierung der Vereinigten Staaten sein wird, Venezuela zu schützen, wenn Britannien es unternehmen sollte, seine eigene Auffassung über seine Gebietsrechte mit Gewalt durchzusetzen.

Es steht außer Zweifel, daß die Vereinigten Staaten jede Nation, selbst Britannien, bekämpft haben würden oder heute

bekämpfen würden, um den Grundsatz friedlicher Beilegung solcher Fragen zu verteidigen, die die Gebietsrechte fremder Mächte auf dem amerikanischen Festland berühren. Sechzehn oder siebzehn amerikanische Republiken sind übereingekommen, ihre Streitigkeiten schiedsrichterlich entscheiden zu lassen; warum sollte es da einer europäischen Macht erlaubt sein, auf diesem Festland, das so dem schiedsrichterlichen Verfahren huldigt, Krieg zu führen? Die Nationen haben alle ihren empfindlichen Punkt. Jedermann weiß, daß Großbritannien sein Asylrecht mit dem Schwert verteidigen würde. Jedermann weiß, daß es seine Kolonien verteidigen würde, so lange seine Kräfte reichen. Das britische Volk sollte sich aber auch nicht darüber täuschen, daß die Vereinigten Staaten keiner europäischen Macht erlauben werden, einen amerikanischen Staat infolge einer Gebietsstreitigkeit anzugreifen. Diese Ansprüche sind auf friedlichem, schiedsrichterlichem Wege zu regeln.

Es sind aber nicht nur die wenig unterrichteten Massen des amerikanischen Volkes, deren aufflammende Leidenschaft zur Verteidigung dieses Grundsatzes einen Krieg fordern würde, sondern die gebildeten Klassen, die am entschlossensten sein werden, ihn zu verteidigen; und auf diese gebildeten Klassen ist Britannien aus den erwähnten Gründen angewiesen, wenn es Freunde braucht, denn allein Bildung vermittelt eine richtige Kenntnis und Schätzung des Vergangenen sowie der heutigen Stellung des britischen Volkes zu kolonialer Freiheit und internationalem Schiedsgerichtsverfahren. Leider kann die Tatsache, daß die öffentliche Meinung in Britannien Lord Salisbury zwang, der von der Regierung der Vereinigten Staaten verlangten

schiedsrichterlichen Entscheidung zuzustimmen, der großen Masse des amerikanischen Volkes nicht eindringlich vor Augen geführt werden. Die gebildeten Leute, die die fremden Angelegenheiten verfolgen, wissen und schätzen es, daß die Besten in Amerika die Besten in Großbritannien zugunsten schiedsrichterlicher Beilegung für sich hatten; der Masse muß es aber leider so erscheinen, als ob Britannien den schiedsgerichtlichen Weg zurückwies, bis es von den Vereinigten Staaten zu seiner Annahme gezwungen wurde. Die Wahrheit ist indessen zum Glück für unsere Rasse, daß Lord Salisbury von seinem eigenen Volk gezwungen wurde, von seinem Standpunkt zurückzugehen. Die Fragen, die sich die Briten selbst stellen sollten, wenn sie eine Erklärung des Hasses suchen, der gegen ihr Land in den Vereinigten Staaten jüngst enstand, dürften die folgenden sein: Verdient nicht eine Nation gehaßt zu werden, die sich weigert, ihre vertragsmäßige Verpflichtung zu erfüllen, wonach ein Grenzstreit mit einer schwachen Macht schiedsrichterliche Beilegung finden sollte? Ist nicht Unwille gegen eine Nation gerechtfertigt, die nach ihrer Zustimmung zu einem Vertrag über die Seehundfischerei diesen Vertrag auf Geheiß einer Kolonie, mit der der andere vertragschließende Teil nicht das geringste zu tun hat, zurückweist?

Dies sind die einzigen beiden Fragen, die letzthin die Vereinigten Staaten gegen Britannien aufgebracht haben. In der venezolanischen Frage haben wir gesehen, daß der unglückselige entstandene Haß völlig unnötig und allein durch die Weigerung Lord Salisburys verursacht wurde, das Abkommen seines Vorgängers zur Ausführung zu bringen. Das

von den Vereinigten Staaten geforderte schiedsgerichtliche Verfahren ist jetzt bewilligt worden und die Frage wird bald aus der Welt geschafft und hoffentlich bald vergessen sein, obgleich der Sieg des Grundsatzes friedlicher schiedsrichterlicher Beilegung in diesem Falle mehr in Erinnerung bleiben sollte.

Die andere Frage, die des Robbenschlages, wird nun wieder zur Verhandlung kommen, wie es vordem von den Vereinigten Staaten verlangt, von Lord Salisbury aber zunächst verweigert wurde, und dann einer billigen Regelung entgegengehn. Hoffen wir, daß die Sache bald vergessen sein wird, wobei indessen immer zu beachten bleibt, daß auch in diesem Fall der Grundsatz friedlicher schiedsgerichtlicher Entscheidung und der Friede durch das Beringseegericht gewahrt worden ist, selbst nachdem der abgeschlossene Vertrag auf Kanadas Verlangen aufgehoben worden war.

Nach der Beseitigung dieser beiden Anlässe zu Haß befindet sich jetzt zwischen den beiden Zweigen der Rasse nicht eine besorgliche Wolke mehr am Himmel. Der vorgeschlagene allgemeine Schiedsgerichtsvertrag wird unter glücklicheren Bedingungen wieder aufgenommen werden. Es macht Lord Salisbury große Ehre, daß er es vorschlug, und in Anerkennung dieses der Sache des Friedens und guten Vernehmens zwischen den beiden Nationen geleisteten Dienstes werden die Amerikaner seine unglückselige Weigerung, das Abkommen seines Landes über die schiedsrichterliche Erledigung der venezolanischen Frage aufrecht zu erhalten, gern vergeben und vergessen. Was die Anklage betreffs des Beringseevertrages angeht, der mit dem Sekretär

Blaine abgeschlossen worden war, so wird ihn kein mit den Verhältnissen vertrauter dafür verantwortlich machen. Er hätte Kanada nicht erfolgreich widerstehen können, und es blieb ihm daher nichts übrig, als das Abkommen zurückzuweisen.

Der Vertrag, dem die Bestätigung versagt blieb, erhielt, wie man sich immer erinnern mag, bis auf sechs Stimmen die erforderliche Zweidrittel-Mehrheit des Senates. Eine größere Zahl als diese sechs Stimmen wurden aus Gründen gegen ihn abgegeben, mit denen der Vertrag überhaupt nichts zu tun hat. In die persönliche und politische Geschichte des Widerstandes gegen diesen Vertrag einzutreten, dessen Annahme der Präsident Mc. Kinley als unsere Pflicht bezeichnete, würde indessen unnütz sein. Es ist unmöglich, eine Zweidrittelmehrheit für irgend eine Maßnahme zu erlangen, die in den Strudel der Partei-Politik und persönlichen Streites gezogen wird. Ein Friedensvertrag zwischen den beiden Zweigen unserer Rasse wird gewiß kommen. Die Kirche, die Presse, die Universitäten der Vereinigten Staaten sind seine eifrigen Verteidiger, der Präsident Mc. Kinley und sein Kabinett allen voran. Keine andere die Nation beschäftigende Frage erfährt von den besten Männern beider Parteien so allgemeine, überzeugte Unterstützung. Es besteht daher kein Grund auf der Welt, warum sich die beiden Nationen nicht wieder mehr und mehr einander nähern sollten. Auf beiden Seiten des Ozeans würde man hinfort besorgt sein, dem anderen Teil keinen Anlaß zu begründeter Unzufriedenheit zu geben, und man kann sich darauf verlassen, daß das, was dem einen anstößig wäre,

auch dem anderen mißfallen würde, da Britannien und Amerika von derselben Rasse sind.

Sowohl der Brite wie der Amerikaner können mit der größten Genugtuung bei der Tatsache verweilen, die die jüngsten Ereignisse schlagend bewiesen haben, daß in jedem der beiden Länder ein gewichtiges Element zugunsten des Friedens innerhalb der Rasse herrscht und keine auch noch so starke Regierung im alten oder im neuen Land ein friedliches Schiedsgerichtsverfahren ablehnen kann, wenn es vom andern Teile als ein christlicher Ersatz für die rauhe Probe des Krieges angeboten wird. Es ist dies keine unbeachtliche Entschädigung selbst für die Entfremdung, die aus zwei Fragen hervorgegangen ist, jetzt aber schnell verschwinden und jenes Element in der Republik glücklicherweise unberührt lassen wird, das das internationale Handeln in einer Krisis sicher bestimmen würde — den Rassenstolz, eine Kraft, die zu tief im nationalen Herzen wurzelt, um sich bei ruhiger See zu offenbaren, die sich aber beim letzten Sturmeswehen mit ihrem großen Haupt hoch genug über die Brandung erhob, um von allen gesehen und bemerkt zu werden — ein Fels an einer verhängnisvollen Küste, voller Gefahr für andere Rassen, die sich auf diese unbefahrene See je hinauswagen und gegen diesen Fels vereint ankämpfen sollten.

Der Reichsbund.

Der jetzige Zeitpunkt erscheint mir geeignet, einer Anregung des Herausgebers dieser Zeitschrift zu folgen, nach der ich einen in einem früheren Artikel ausgesprochenen Gedanken über die Einheit der englischsprechenden Rasse und die zwischen ihren Zweigen vorhandenen Beziehungen näher ausführen soll. Der „Reichsbund“ und die „Reichsverbands-Handelsliga“ stehen ja augenblicklich im Vordergrunde der Weltbühne, und die Monatsschriften und Tageszeitungen ergehen sich darüber in Erörterungen. Jede der beiden genannten Vereinigungen hat kürzlich eine Unterredung mit dem Premierminister gewährt bekommen und von ihm dabei den Rat erhalten, den ersten Schritt zu tun und wenigstens die Grundzüge ihres Programms zu liefern. Diese Tatsache ist insofern von großer Bedeutung, als die von jenen beiden Organisationen vertretenen Ansichten einander derart widerstreiten, daß es die von Lord Salisbury an zweiter Stelle gehörte Vereinigung für nötig gehalten hat, ihn vor der Unterredung zu ersuchen, auf die Ideen der andern nicht einzugehn — ein Beweis einer Besorgtheit, die ganz unnötig gewesen zu sein scheint, da nach Lord Salisburys Erwiderung bis jetzt offenbar keine der beiden Vereinigungen imstande gewesen ist, ihm irgend etwas Erwägenswertes zu unterbreiten. Er hat weislich eine Darlegung der Einzelheiten verlangt,

nachdem er von glitzernden Allgemeinheiten genug gehabt hatte. Es ist dies eine Aufforderung, der unbedingt Folge gegeben werden muß, um das weitere Bestehen dieser Vereinigungen zu rechtfertigen. Wenn sie ein Programm nicht aufstellen können, werden sie sicher zurücktreten.

Bevor wir die dauernden gegenseitigen Beziehungen der Zweige unsrer Rasse näher betrachten, müssen wir unsre Aufmerksamkeit zunächst den beiden Phasen des „Verbündungsgedankens“ zuwenden.

Die Reichsverbands-Handelsliga faßt ausschließlich das Geschäft ins Auge; andre Gefühle sprechen dabei nicht mit — überall der Handel und nichts als Handel. Wir haben daher, soweit sie in Frage kommt, nur zu betrachten, ob Britannien und seine Kolonien ein gutes Geschäft machen würden, wenn sie sich gegen die Außenwelt zusammenschlössen und einander günstigere Bedingungen einräumten als den Außenstehenden. Hierauf zurückgeführt, wird die Frage zu einer bloßen ziffernmäßigen. Es ist der Gedanke des „Zollvereins“;*) der des „Kriegsvereins“*) fehlt. Sehen wir daher zunächst, wie Britannien in der vorgeschlagenen neuen Richtung fahren würde. Es führt etwa 250 Millionen seiner jährlichen Erzeugung aus. Davon nehmen die englischsprechenden Selbstverwaltungskolonien 31 Millionen oder ein Achtel, Indien etwa denselben Betrag, alle anderen britischen Besitzungen 20 Millionen: zusammen etwa 82 Millionen £, während der verbleibende, reichlich doppelte Betrag von anderen Ländern abgenommen wird. Man schlägt nun vor, die Kunden, die

*) Beide Ausdrücke im Original deutsch.

für 166 Millionen £ verbrauchen, ungünstiger zu stellen als diejenigen, die halbsoviel verbrauchen. Mit der britischen Einfuhr steht es ebenso, denn im Jahre 1889 betrug der Ein- und Ausfuhrhandel mit den Kolonien usw. nur 187 Millionen £ bei einer Gesamtsumme von 554 Millionen — ein Drittel auf die abhängigen Gebiete gegen zwei Drittel auf das Ausland. Wenn die Aussicht bestände, daß der erstere Handel schneller wüchse als der andere, könnte man annehmen, daß die Zukunft das Opfer rechtfertigen würde; nichts verspricht aber diese Gestaltung der Dinge; der Handel mit den Kolonien sowohl wie mit Indien neigt im Gegenteil dazu, abzunehmen, während der mit den fremden Nationen wächst. Der Grund ist klar: Die älteren Nationen haben ihre Hilfsquellen entwickelt und der Handel mit ihnen bewegt sich daher jetzt auf seiner endgültigen Grundlage; die Kolonien haben erst neuerdings angefangen, ihren eigenen Bedarf zu decken, und werden ihre Fähigkeit in dieser Richtung noch bedeutend steigern. Es ist kaum zu erwarten, daß ihre Nachfrage am englischen Markte selbst nach Verdoppelung ihrer Bevölkerung sehr gewachsen sein wird. Die gegenwärtige Neigung zur Abnahme dürfte vielmehr eine zeitlang noch andauern.

Die Hauptfrage ist: „Welche Antwort würden die andern Nationen auf eine industrielle Kriegserklärung geben?" Wären Britannien und seine Kolonien, wie die 44 Staaten der Republik, die der Welt den besten Beweis des Segens des Freihandels liefern, ein in sich abgeschlossenes Freihandelsgebiet geblieben, so würden andere Nationen kein Recht haben, etwas dagegen einzuwenden. Eine ganz andere Frage ist es aber, ob jetzt ein Wechsel nicht Unheil bringen würde, nachdem sein Handels-

und Geschäftsverkehr auf anderer Grundlage entstanden und herangewachsen ist. Ein Wechsel der Politik Britanniens gegenüber anderen Nationen kann jetzt meines Erachtens nur zu einem Wechsel der Politik jener Britannien gegenüber führen. Unterschiedliche Behandlung wird wieder unterschiedliche Behandlung veranlassen. Die Republik der Vereinigten Staaten ist z. B. Britanniens größter Kunde, denn sie nimmt mehr britische Erzeugnisse auf als alle englischsprechenden Kolonien zusammen und zwar in beständig steigendem Maße, während der Handel mit den Kolonien, ungeachtet ihrer Bevölkerungszunahme, günstigsten Falls seine Höhe behauptet. In den letzten fünf Jahren ist er etwas gesunken. Was die Republik tun würde, wenn sie unterschiedlich behandelt würde, ist leicht zu erraten, hat sie doch kürzlich dem Präsidenten die weitgehende Machtvollkommenheit verliehn, die Einfuhr der Erzeugnisse irgend eines Landes in einem solchen Falle gänzlich zu verbieten. Angenommen, Britannien wird aufgefordert, eine ungünstigere Behandlung amerikanischen Viehes zu rechtfertigen, so ist nichts sicherer, als daß dem amerikanischen Volk entweder klar bewiesen werden muß, daß tatsächlich ein guter Grund dafür besteht, oder aber der Präsident würde durch die öffentliche Meinung gezwungen werden, jenes Machtmittel zu benutzen, so konservativ, nachsichtig und friedliebend er sein mag. Es würde in diesem Punkte nicht zweierlei Meinung geben.

Und wie steht es mit Deutschland? Es bezieht von Britannien jährlich Erzeugnisse bis zum Belaufe von etwa 18 Millionen £, zweimal soviel wie ganz britisch Nordamerika und nicht viel weniger als ganz Australasien

(22 Millionen £). Es sendet Britannien jährlich etwa für 3 Millionen £ Mehl und Feldfrüchte, für 1500000 £ Butter und Eier, für 1500000 £ Bauholz. Was soll die Antwort des energischen Kaisers sein, wenn die Erzeugnisse seines Landes ungünstiger behandelt werden als die Nahrungsmittel und das Bauholz kanadischen und australischen Ursprungs? Italien bezieht etwa ebensoviel britische Erzeugnisse wie ganz britisch Nordamerika, 7 Millionen £, und findet in Britannien jedes Jahr Absatz für seinen Hanf, seine Feldfrüchte usw. bis zum Belaufe von 3 Millionen £. Die argentinische Republik bezieht jährlich von Britannien für 10 bis 11 Millionen £, ganz britisch Nordamerika nur für 8 Millionen £. Welche Waffen wird sie ihrerseits gebrauchen, wenn das von ihr hierher gelieferte Hammelfleisch, ihre Wolle und ihr Getreide unterschiedlich behandelt werden? Aber wozu die Aufzählung fortsetzen? Es ist überall dasselbe Lied.

Britannien besitzt bereits den Außenhandel seiner Kolonien so gut wie ausschließlich, denjenigen Kanadas ausgenommen, von dem es nur die kleinere Hälfte, die Vereinigten Staaten eher die größere besitzen. Alle andern Kolonien haben mit fremden Nationen nur einen Handel bis zum Belaufe von 5 bis 10% in Waren, die Britannien nicht erzeugt. Das Mutterland hat daher von irgend einem Wechsel in den fiskalischen Beziehungen zu seinen Kolonien nichts zu gewinnen; sein Kolonialhandel, der mit Kanada bis zu gewissem Grade ausgenommen, könnte dadurch nicht gesteigert werden. Warum soll es dann die Beherrschung der Märkte der Welt im Betrage von zwei Dritteln seiner Gesamtausfuhr um nichts aufs Spiel setzen? Der Hund der Fabel, der das Fleisch aus

seinem Maule fallen ließ, hatte die Entschuldigung, daß das Bild im Fluß unendlich größer erschien. Die Reichshandelsliga ist nicht so entschuldbar. Sie würde eine wirkliche Taube in der Hand für nichts auf dem Dache opfern. Unser wunderbares kleines Eiland ist für zwei Drittel seines Lebensmittelbedarfes von der Außenwelt abhängig und ebenso für den Verkauf seiner Erzeugnisse auf den Weltmarkt angewiesen. Noch nie wurde ein so großes Volk so künstlich unterhalten. Was unsre Rasse hier unter diesen Bedingungen vollbracht hat, stellt die Errungenschaften aller andern Nationen in den Schatten; es ist gewaltig, und stände es nicht vor unseren Augen, würde es unmöglich erscheinen, daß eine Nation in dieser Lage noch die Führerin der Welt sein konnte. Man fragt sich unwillkürlich, was ein solcher Menschenschlag tun wird, wenn er Erdteile mit unbegrenzten landwirtschaftlichen und mineralischen Hilfsquellen beherrscht; daß er aber dann von einer Gruppe tüchtiger Männer beraten werden sollte, gegen die ganze Welt einen Zollkrieg anzufangen, erscheint als etwas, das aus keinerlei Vernunftgründen erklärbar ist. Rußland, die argentinische und die brasilianische Republik würden sich durch eine zehnjährige Sperrung ihrer Häfen nur mehr oder weniger belästigt fühlen. Die Vereinigten Staaten würden aus einer solchen Sperre stärker und von der Außenwelt unabhängiger hervorgehen als zuvor. Schlösse man aber ein Jahr lang die Häfen unsrer Insel, so würde ihr Volk an Nahrung Mangel leiden. Britanniens Haus ist ein unversehrter Glaspalast — von allen Ländern sollte es daher das letzte sein, mit Steinewerfen zu beginnen.

Etwas im nationalen Charakter Britanniens liegendes, noch mehr aber die Rolle, die es in der Welt zu spielen hatte, hat gegen Britannien den Neid, die Eifersucht und die Mißgunst einiger der mächtigsten Nationen erregt; ich glaube aber nicht, daß mein Heimatsland einen so bitteren Feind besitzt, der wünschen würde, es in einen Zollkrieg geraten zu sehen, was einem grausamen Verhängnis gleich käme, denn selbst der schlimmste Gegner muß fühlen, daß das Menschengeschlecht Britannien unsagbar viel schuldet. Eine andere Frage wäre es, wenn die Erhebung von Schutzzöllen in der Form gleichmäßiger Belastung der Erzeugnisse aller anderen Länder vorgeschlagen würde, denn dies ist eine Angelegenheit, die jede Nation für sich zu regeln hat, und andere Nationen könnten keinen Anstoß daran nehmen, wenn sich Britannien zur Wiedererhebung solcher Zölle entschlösse. Dies wäre keine industrielle Kriegserklärung gegen andere Nationen, sondern nur eine Angelegenheit innerer Politik. Ein stichhaltiger Einwand ließe sich hiergegen nicht erheben, obgleich ich ebenso sicher bin, daß der Freihandel die einzige Politik für Britannien ist, wie ich ein Schüler John Stuart Mills — und, wie ich gern hinzufüge, seines würdigen Nachfolgers Professor Marshalls bin. Ich glaube, daß die Länder, die die erforderlichen Hilfsquellen in sich schließen, wohl daran tun, das Aufkommen von Industrien durch deren zeitweilige Beschützung gegen den Wettbewerb in anderen Ländern schon fest begründeter Industrien zu fördern, immer vorausgesetzt, daß die Absicht besteht, schließlich im eigenen Land eine sichere und billigere Quelle der Versorgung zu gewinnen. Für Britannien liegt aber die Sache wie folgt:

Welche Politik hat eine Nation mit einem vollständig ausgebildeten Industriesystem zu treiben, die mehr erzeugt, als ihr eigenes Volk verbrauchen kann, und die für ihre Lebensmittelversorgung auf andere Nationen angewiesen ist? Die Antwort ist klar: Friede und Freihandel mit der ganzen Welt. Cobden und Bright hatten für Britannien recht und nur darin unrecht, daß sie in ihrem Eifer annahmen, was für ein altes, mehr als seinen möglichen Verbrauch erzeugendes Land weise sei, müsse notwendig für jedes Land weise sein, auch für solche Länder, die verschiedenartige heimische Industrien erst noch zu entwickeln hatten. Mill und Marshall sind im Recht für die neuen Länder, immer vorausgesetzt, daß diese die nötigen Hilfsquellen und einen entsprechenden Markt in sich selbst besitzen, um schließlich die Erzeugnisse dem Verbraucher zu geringeren Kosten liefern zu können, als bei Abhängigkeit von fremdem Bezuge zu bezahlen wäre. So ist es den Vereinigten Staaten durch Schutzzölle gelungen, die Millionen Quadratfuß von Tafelglas, die sie jährlich brauchen, zu niedrigeren Kosten zu beschaffen, als der gleiche Artikel in Europa kostet. Oft haben sie ihre Stahlschienen billiger, als diese zollfrei eingeführt werden könnten. Es ist ihnen indeß mißlungen, ihren Bedarf an Zucker unter Schutzzöllen billiger herzustellen. Sie verzichten daher klugerweise auf diesen Versuch und befreien fremden Zucker vom Zoll. Da nun Britannien nicht das erforderliche Gebiet hat, seine Lebensmittelerzeugung erheblich zu steigern, wird jede auf Lebensmittel gelegte Steuer eine dauernde sein. Die Lehre Mills läßt sich daher nicht anwenden, denn der Zollschutz darf, wenn er weise sein soll, immer nur die Natur einer vorüber-

gehenden Beschirmung neuer Pflanzen haben, die erst Wurzel fassen sollen. Es würde manchen überraschen, wenn Britannien auf die Ernährung seiner 38 Millionen Einwohner eine dauernde Steuer legen sollte, ohne jede Aussicht, die Erzeugung je zu steigern und die Kosten dadurch geringer und die Steuer selbst auf diese Weise schließlich überflüssig zu machen. Eine Steuer auf kurze Zeit, die die Erzeugung fördert und steigert, und eine Steuer für alle Zeiten, die die Erzeugung nicht steigern kann, sind zwei verschiedene Dinge.

Wenn sich aber Britannien in nächster Zukunft entscheidet, das alte Schutzzollsystem wieder zu versuchen, braucht deshalb noch kein unheilbarer Schaden daraus zu folgen, denn die Ergebnisse werden bald beweisen, daß der Freihandel der einzig natürliche für dieses Land ist, und es wird zu ihm mit Erfolg zurückkehren können, weil es die Gefühle seiner früheren besten Kunden nicht verletzt und ihre Feindschaft sich nicht zugezogen haben wird. Sie alle werden gleich behandelt worden sein und keiner wird daher das Recht haben, sich zu beklagen, obgleich immer zu bedenken ist, daß sich einmal abgelenkter Handel sehr schwer wieder gewinnen läßt. Der dadurch verursachte Verlust wird nicht gering sein. Während es daher Britannien freisteht, den „Zollschutz" zu versuchen und die Kosten des Versuches zu tragen und seine Schritte rückwärts zu lenken, wäre es verwegen, den dauernden Verlust, den ihm die Verwicklung in einen „Reichs-Handels"-Krieg sicher bringen würde, auch nur ermessen zu wollen.

Verlassen wir nun die britischen und ausländischen Gesichtspunkte in betreff des vorgeschlagenen Zollkrieges

gegen die ganze Welt, so bleibt für unsere Betrachtung noch, welche Antwort die Kolonien auf eine Einladung zum Anschluß geben würden.

Beginnen wir mit Kanada, der größten von ihnen. Wie schon bemerkt, setzt es einen größeren Teil seiner Erzeugnisse in der Nachbarrepublik als im Mutterland ab. Es findet auch seinen Vorteil dabei, mehr von der ersteren als vom letzteren zu kaufen. Während der Wintermonate verdankt es seine regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt der Gefälligkeit der Republik; seine Dampfer laufen Portland in Maine an und sein Durchfuhr- und Personenverkehr bewegt sich durch amerikanisches Gebiet, um Quebec oder Montreal zu erreichen. Sein vielgerühmtes Ost-Westbahnsystem kann kaum die Selbstkosten einbringen und gewiß keine Überschüsse abwerfen, außer wenn ihm die Republik in großmütiger Weise erlaubt, sich an amerikanische Bahnen anzuschließen und mit diesen, unter gleichen Bedingungen, um den Verkehr zwischen Chicago und dem Westen einerseits und Boston, New-York und dem Osten andererseits sowie die Beförderung ausländischer Waren unter Zollverschluß nach Chicago und dem Westen in Wettbewerb zu treten. Die kanadische Pazifikbahn durchneidet die ganze Breite des Staates Maine. Alle Schiffe Kanadas genießen in den amerikanischen Häfen Rechte, die amerikanischen Fischerbooten in kanadischen Häfen versagt sind. Wenn sich die Republik eines Tages veranlaßt sieht, die Handlungen ihres dreisten kleinen Nachbars, die jüngst belästigend gewesen sind, übel zu nehmen, kann sie Kanada praktisch trocken setzen („auf Flaschen ziehen“), ohne von einem völkerrechtlichen Standpunkt aus

irgend welchen Anlaß zu Klagen zu geben. Sie braucht einfach nur mit Vergünstigungen, die jetzt großmütig gewährt werden, zurückzuhalten. Es steht nicht zu befürchten, daß eine so große und langmütige Nation gegen jemand, der so vollständig in ihrer Macht ist, tyrannisch handeln wird. Die Republik ist allen ihren weniger mächtigen Schwestern stets die gütigste und nachbarlichste der Nachbarinnen gewesen; aber die Macht liegt bei ihr, und da dem so ist, möchte ich unsere Freunde von der Reichsverbands-Handelsliga fragen, was Kanada auf ihren Vorschlag, Britannien auf Kosten der Republik günstiger zu stellen, wahrscheinlich antworten würde. Kanada wird vielleicht sogar, um sich selbst gerecht zu werden, gezwungen sein, das gerade Gegenteil zu tun. Es gibt eine große Partei in Kanada, die einen solchen Schritt begünstigt. Eine Einladung seitens Britanniens, in eine Politik unterschiedlicher Behandlung einzutreten, würde Kanada zwingen, in seinem eigenen Interesse zu erwägen, zu wessen Gunsten die unterschiedliche Behandlung stattzufinden hätte. Der von der Liga angeregte Gedanke könnte auf diese Weise mit Wucht auf seinen Erdenker zurückfallen. In der Tat ergreifen und schwingen unsere Freunde von der Handelsliga eine gefährliche Waffe.

Für die australisch-asiatischen Kolonien liegt der Fall anders. Sie haben keine überschattete riesige Längsseite; es besteht aber dort eine andere Tatsache, die meines Dafürhaltens gleich gewichtig ist. Neu-Süd-Wales, die größte der Gruppe, führt für 23 Millionen £ ein und fast genau denselben Betrag aus. Sein gesamter Handel mit Großbritannien, Ein- und Ausfuhr, macht nur ein Drittel davon aus, etwas

über 15 Millionen £. Viktoria, die andere große Kolonie, hat eine Ein- und Ausfuhr von 37500000 £; auf Britannien fallen davon zwischen 12 und 15 Millionen £ — etwa gerade ein Drittel, wie bei Neu-Süd-Wales.

Hinsichtlich der übrigen zwei Drittel braucht aber Britannien nicht eifersüchtig zu sein, denn wie oben bemerkt wurde, besitzt es bereits den ganzen australischen Außenhandel bis auf 5 oder 10%, die es nicht liefern kann. Australasien ist eben unter der Politik der Förderung seiner heimischen Industrien so weit vorgeschritten, daß die verschiedenen Kolonien ihren auswärtigen Bedarf bis zum Belaufe von etwa zwei Dritteln selbst, gegenseitig, zu decken vermögen — ein höchst ermutigender Stand der Dinge, da er in naher Zukunft die Entstehung einer mächtigen Nation englischer Zunge verspricht. Wird irgend ein Mitglied der „Liga für kommerzielle Gegenseitigkeitspolitik" glauben, daß ein Vorschlag, die Zölle auf britische Erzeugnisse herabzusetzen, um die Industrien der Schwesterkolonien zu beeinträchtigen oder zu vernichten, auch nur einen Augenblick unterstützt werden würde? Hat sich auf Seiten irgend einer dieser Kolonien eine Spur des Wunsches gezeigt, das Ziel, das sich jede gestellt hat, aufzugeben, — das Ziel, eine Großmacht mit mannigfaltigen Industrien zu werden, die sich mit ihrem nötigen Bedarf selbst versehen kann? Die Mitglieder der Liga sollten versuchen, sich in die Lage Kanadas und Australiens zu versetzen und dann urteilen, was die Antwort Kanadas auf ihren Gedanken sein muß und diejenige Australiens sein würde. Die Führer dieser Vereinigung sind ohne Zweifel dabei, ihre Antwort auf die Aufforderung des Premierministers vorzu-

bereiten und es ist zu hoffen, daß sie die hier angedeuteten Punkte berühren werden.

Wenden wir uns nun zu der Reichsbundesliga, so finden wir von Geschäft nicht das Geringste in ihrem Programm; keine Betrachtungen über Handel, an Geschäftsverkehr wird nicht gedacht, das Gefühl herrscht als Oberstes. Sie steht jedoch nicht mehr unter einem so erhabenen Gefühl, wie es anfangs der Fall war. Es macht sich ein schmerzlicher Rückgang bemerkbar. In ihren früheren Tagen wurde von vielen mit Freude bemerkt, daß in ihrem lobenswerten Wunsch einer Verbündung der größere Teil der englischsprechenden Rasse, derjenige in der Republik, nie vergessen wurde; hiervon finden wir aber in den neueren Vorgängen keine Spur mehr, selbst mein Freund Mr. Bolton scheint den großen Gedanken, der anfangs seine Begeisterung weckte und die meine noch entfacht, aufgegeben zu haben. In seinem Artikel in der Julinummer dieser Zeitschrift sagt er voll Bedauern:

> „Wenn uns die Verwirklichung dieses großen Gedankens, die Verbündung aller Nationen, die aus der diesen Inseln entsprungenen Rasse hervorgegangen sind, nicht vergönnt sein kann, sollten wir dann nicht wenigstens alle unsre Kräfte dafür einsetzen, die Vereinigung und politische Verschmelzung des größeren Britanniens zu fördern, das noch immer nur eine Flagge besitzt und sich zu einem Herrscher bekennt?"

Wir haben noch nichts von Lord Rosebery, dem Präsidenten, gehört, aus Gründen, die ihm die tiefste Sympathie aller erwecken. Noch ist es möglich, daß wir aus seiner

ersten Ansprache, die er in der Sache hält, die Hoffnung auf eine Einigung der ganzen Rasse noch heller hervorleuchten sehen werden, als aus den Reden der Personen, die in seiner Abwesenheit für den Bund gesprochen haben. Zunächst müssen wir aber, wohl oder übel, annehmen, daß die Reichsverbündungsliga gleich der Handelsliga nicht mehr nach Einklang und Zusammenwirken unter den verschiedenen Zweigen der Rasse strebt. Sie zeigt sich gegenwärtig als eine Partei, deren Streben darauf gerichtet ist, unter Auslassung der Mehrheit nur die Minderheit der englischsprechenden Rasse in eine feste Phalanx zusammenzuschließen. Während es im Falle der erstbesprochenen Vereinigung nötig war, auf Einzelheiten einzugehen, erscheint es hier nur erforderlich, die Ziele zu betrachten, wie sie neuerdings hingestellt werden.

Man hält es für möglich, unter einem Haupte ein starkes Reich aus Zweigen der englischsprechenden Rasse zu schaffen, von denen sich der eine im Mutterland, ein anderer in Kanada, der dritte in Australien befindet und jeder eine andere Umgebung besitzt und völlig andere Aufgaben zu erfüllen hat; namentlich befindet sich dabei der eine der drei Teile insofern unter ganz anderen Einrichtungen, als die anderen beiden Demokratien ohne eine Spur erblicher aristokratischer, kirchlicher oder staatlicher Vorrechte oder unveräußerlicher Grundrechte sind und schon die dort geatmete Luft dem Bürger das Gefühl politischer Gleichheit einflößt. Es ist bezeichnend, daß die Hoffnung einer solchen Verbündung hauptsächlich nur im Mutterland und von solchen hier geborenen Personen gehegt wird, die bisher in den Kolonien eine große Rolle gespielt haben. Leute wie Sir John A. Macdonald,

Sir Henry Parkes, Sir Samuel Griffith und andere sind nicht Eingeborene der Kolonien, sondern Britanniens; sie müssen dieses immer verehren und lieben. Die Bevölkerung Australasiens enthält aber bereits nahezu drei Eingeborene auf einen in Britannien geborenen. In Kanada waren im Jahre 1881 mehr als vier Fünftel Eingeborene, und jedes Jahr wird der Anteil der in Britannien geborenen kleiner und kleiner. Nicht einer auf 5000 geborene Kanadier oder auf 10000 geborene Australier sah oder wird je Britannien sehen, das für die Massen nur ein Name ist — zweifellos ein Name, den sie nie ohne Stolz und Dankbarkeit aussprechen können, aber doch nur ein Name, nicht ein Land; ein Land will aber jeder, der den Namen Mann verdient, haben und verehren.

Der geborene Australier ist in erster und letzter Linie Australier; bei dem geborenen Kanadier ist es ebenso. Mein Heimatland wird durch das, was es öffentlich über die Gefühle seiner Kolonien hört, in bedauerlicher Weise irregeführt, weil es nur die Stimme seines eigenen Volkes, eingeborener Briten oder einiger reicher Gäste vernimmt, die im Namen der Kolonien sprechen, denn solche sind es, die hauptsächlich die alte Heimat besuchen, die Meere befahren, gleich Mekkapilgern von ihrer Sehnsucht herübergezogen werden. Die Massen des Volkes in den Kolonien gestatten diesen geborenen Briten das Bekenntnis zärtlicher Gefühle für ihr Vaterland und ermutigen sie sogar hierzu, denn sie wissen, daß Männer, die der Liebe zu ihrem Geburtsland ermangeln, des Vertrauens und der Achtung der Gemeinwesen, in denen sie leben wollen, nicht würdig sind, und daß sich der Kolonist, der sein Heimatland nicht liebt, für das von ihm gewählte

Land kaum als wertvoller Erwerb erweisen wird. Es wird aber viel Enttäuschung ersparen, wenn die Leute daheim zu der Einsicht gebracht werden können, daß die folgenden Worte tatsächlich ausdrücken, was von jedem Hundert geborener Kanadier und Australier 99 fühlen. Es sind die Worte des Premierministers der wichtigen Provinz Quebec, Mr. Merciers, der auf die Frage, ob er Gegner der Verbündung sei, erwiderte:

„Ja, ich bin es. Ich betrachte diese Politik als einen Verrat an Kanada. Reichsverbündung bedeutet, daß sich Kanada Britannien in dessen Kriegen in der ganzen Welt anschließen muß und die Interessen des ganzen Reichs zu erwägen hat, bevor es auf sein eigenes blicken darf. Ein Band, das auf diese Weise Kanada europäischer Herrschaft vollständig unterwerfen würde, wäre ein höchst unnatürliches, und es gibt nicht 50 Männer in der Provinz Quebec, die eine so unpatriotische Politik begünstigen. Es ist in der Tat die Zeit gekommen, die Berechtigung europäischer Mächte zur Beherrschung von Völkern auf dem amerikanischen Festlande, deren Interessen und allgemeinen wirtschaftlichen und sonstigen Neigungen denen des europäischen Volkes in gewissen Beziehungen entgegengesetzt sind, in ganz friedlicher aber ernstlicher Weise in Erwägung zu ziehen. Anstatt daher die jetzt zwischen Britannien und Kanada bestehenden Bande verstärken zu wollen, sehen wir tatsächlich mit einigem Verlangen der Zeit entgegen, wo wir unsere Selbständigkeit fordern werden. Wir werden sie mit aller Großbritannien schuldigen Achtung und ohne irgend ein böses Gefühl gegen sein Volk erbitten, genau

wie es ein junger, volljährig gewordener Mann bei dem Verlassen des Vaterhauses, oft wehmütig, aber mit dem stolzen Gefühl tun wird, daß auch er berufen sei, am Leben einen freien und selbständigen Anteil zu nehmen. Was ich von der Provinz Quebec sage, läßt sich, so glaube ich, von den Einwohnern aller anderen Provinzen sagen."

Es wird sicherlich die Aufmerksamkeit der Mitglieder der Reichsverbündungsliga erregt haben, daß selbst Sir John Macdonald, ein geborener Brite, vermutlich mehr gegen seinen Willen, verkünden mußte, Kanada sei nicht mehr der Vasall sondern der Verbündete Britanniens, und sogar diese weitgehende Erklärung rettete ihn nur knapp, mit einer sehr zusammengeschmolzenen Mehrheit, vor der Niederlage.

„In Zukunft würde England der von einem Bündnis nicht nur mit Kanada, sondern auch Australien und allen seinen anderen Besitzungen umgebene und gestützte Mittelpunkt sein, und es würde auf diese Weise ein großer Bund vollberechtigter Glieder gebildet werden — die größte Verbündung zivilisierter und einsichtsvoller Menschen, die auf der Erdoberfläche je bestand."

Bündnisse werden zwischen selbständigen Nationen geschlossen. Sir John muß auch an die Republik gedacht haben, denn sie ist zur Bildung der größten Verbündung einsichtsvoller und zivilisierter Menschen nötig. Ein Bündnis aller übrigen Angehörigen unserer Rasse würde viel kleiner sein als die Vereinigten Staaten allein.

Sir John trat für die Selbständigkeit Kanadas im vollsten Umfange ein, als er letzthin Lord Salisbury gebot, einen von Sir Julian Pauncefote und dem Sekretär Blaine mit warmer

Billigung Lord Salisburys geschaffenen Vertrag, den die britische Regierung ohne Befragung Kanadas abzuschließen gewagt hatte, zu zerreißen. Der kürzlich von Neu-Fundland erhobene Einspruch ist ein weiterer bezeichnender Fall. Die Öffentlichkeit ist davon unterrichtet, daß die Schwierigkeit durch Vergleich geschlichtet worden ist, der Vergleich ist aber notwendig sehr einseitig gewesen. Die Form des schiedsgerichtlichen Verfahrens mit Frankreich soll beobachtet werden; nach ihrer Erfüllung werden aber die Wünsche Neu-Fundlands Befriedigung finden. Alle im Besitze Frankreichs gefundenen Vertragsrechte sollen erworben werden. Ein anderer Weg stand England nicht offen. Es kann seine Kolonien nicht beherrschen, denn sie sind erwachsen und fast volljährig und machen ihm jetzt Vorschriften. Sie müssen schleunigst ihr eigenes Haus bekommen, wenn das kindliche Band gewahrt bleiben soll.

Der Reichsbund muß erst mit der Anfangsschwierigkeit kämpfen, nicht über den Haufen geworfen zu werden, die in folgendem besteht: Der geborene Australier will im Alter der Reife ein eigenes Land, für das er leben, kämpfen und, wenn nötig, sterben kann; der geborene Kanadier will dasselbe. Der geborene Brite, der Amerikaner, der Deutsche, der Franzose haben es. Warum nicht das Volk Kanadas und Australiens? Der geborene Koloniebewohner denkt nicht im entferntesten daran, dem Tausende von Meilen entlegenen Mutterlande oder irgend einem andern Lande das Recht einzuräumen, seinem eigenen Land oder in diesem etwas zu sagen zu haben. Wenn einer ihrer Staatsmänner den Vorschlag unterstützte, Vertreter des Landes über das Meer nach

London zu senden, wo sie im Parlament überstimmt werden und die Geschicke des Landes der Abstimmung Fremder unterliegen würden, so würde hierin die medizinische Fakultät der Kolonie wahrscheinlich einen offenbaren Beweis geistiger Verirrung erblicken und dem Betreffenden die Einsperrung in ein Irrenhaus drohen. Eine Befriedigung dieses an sich so lobenswerten Vaterlandsgedankens durch Einräumung eines Anteils an einem Tausende von Meilen entfernten Lande, das die Betreffenden nie sehen würden, ist unmöglich. Ebensogut könnte man von ihnen verlangen, sich als Bürger des Mondes zu betrachten und es zu bleiben und dankbar dafür zu sein. Die ehrgeizigen, unternehmenden Völker mit britischem Blut in ihren Adern tragen nach dem Mond kein Verlangen. Für Bewegungen der fraglichen Art gibt es keinen Stillstand; einmal im Fluß, dürfen nationale Bestrebungen nicht unterdrückt werden. Je eher man ihnen willfährt, desto besser für alle.

Was lehrt uns in diesem Punkte die Vergangenheit? Spanien hatte große Kolonien auf dem amerikanischen Festlande: Wo sind sie jetzt? Siebzehn freie Staaten nehmen Mittel- und Südamerika ein. Fünf von ihnen haben Pläne vorbereitet, sich zu verbünden. Portugal hatte ein großartiges Reich, das heute die brasilianische Republik bildet. Britannien hatte eine Kolonie. Sie ist dem Einfluß der Mutter entwachsen und hat sich einen eigenen Hausstand gegründet, und heute versammelt sich unter ihrer republikanischen Flagge die Mehrheit unserer ganzen Rasse. Was rechtfertigt in der Art der Beziehungen Britanniens zu Australien und Kanada den Glauben, daß bei ihnen ein anderes Ergebnis möglich

sei? Meines Erachtens nichts, im Gegenteil, alles was ich über die Stimmung der Leute in den Kolonien weiß, bestätigt, daß auch dort dieses gesunde Wachstum zu nationalem Leben besteht. Sie würden ihrer Vorfahren unwürdig sein, wenn sie es nicht besäßen. Nicht eine Steuerfrage brachte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten hervor; sie war nur der Zufall, der das beschleunigte, was unabhängig von jeder möglichen englischen Politik ein paar Jahre früher oder später kommen mußte. Franklin und Adams dachten nicht an eine Trennung vom Mutterland, als sie sich zu weigern begannen, von Westminster aus besteuert zu werden, aber bald sahen sie sich von der bis dahin nicht hervorgetretenen öffentlichen Meinung gezwungen, zur Unabhängigkeit zu schreiten. Australien ist in die natürliche Bewegung, die auf einen Wechsel in seinen Beziehungen zur alten Heimat hindrängt, eingetreten. Seine Führer, hauptsächlich noch geborene Briten, machen freundschaftlich den Vorschlag, Britannien die Entsendung eines dekorativen Generalgouverneurs zu gestatten. Das Band wird dünn sein, aber man sieht schon, besonders in der wichtigsten der Kolonien, Neu-Süd-Wales, daß die britischen Führer wie im Falle Amerikas von den eingeborenen Australiern einmal in eine vollständige Unabhängigkeit erstrebende Bewegung getrieben werden mögen. Wenn sie sich nicht jetzt entfaltet, wird es später der Fall sein, denn der „Speaker" (vom 18. Juli) sagt zutreffend: „Die schwindende Klasse der in England geborenen ist es, die die Überlieferungen und das Gefühl der englischen Verbündung noch am Leben erhält. Aller 5 Minuten stirbt im Gebiet Australiens ein Imperialist; aller 4 Minuten wird ein Republikaner geboren."

Der regelmäßige Leser des „Spectator" weiß, daß diese Zeitung ebenfalls gut unterrichtet ist, und die „Times" hat mehr als einmal in letzter Zeit gezeigt, daß sie sich nicht in Unkenntnis des wahren Standes kolonialer Dinge befindet. Diese umsichtigen Organe der öffentlichen Meinung scheinen aber fast alleinzustehen.

Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß sich die britische Nation mit Entschlossenheit ihr wahres Verhältnis zu den Kolonien vergegenwärtigt, welches das folgende ist: Sie ist das Mutterland und keine Nation ist je mit einer so zahlreichen, unternehmenden und achtbaren Familie gesegnet gewesen. Die einzige Rolle, die ihr offen steht, ist die, die Mutter zu spielen und ihren Kindern in dem Maße, wie sie dem Bedürfnis förderlicher Fürsorge entwachsen, den Ehrgeiz einzuflößen, selbst voranzugehen und zu wirtschaften. Sie sollte an dem Blute jedes Schwächlings zweifeln, der damit zufrieden ist, beim Herannahen des Mannesalters unter ihrem Schutze zu bleiben. Wenige Trennungen von der alten Heimat vollziehen sich zwar ohne Tränen, aber schließlich sind es Tränen der Liebe, der Freude über das Glück des Kindes, das selbst ins Leben hinaustritt. Es gibt nur zwei Wege, die verfolgt werden können: Entweder verlassen die Kolonien die Mutter mit deren Segen, mit unvergänglicher Liebe und Verehrung für sie im Herzen, der sie alles verdanken, oder das Auseinandergehen findet unter Bedingungen statt, die sowohl der Mutter wie dem Kinde mit Notwendigkeit lebenslängliche Bitterkeit uud Sorge bereiten müssen. Der amerikanische Junge wird stets im Anfang ein Hasser Englands sein, denn man speist ihn in seinen ersten

Jahren mit Geschichten über die Revolution, die Kämpfe und Leiden Washingtons und seines patriotischen Heeres, den Wunsch seines eignen Vaterlandes nach Unabhängigkeit und die verfehlten Bemühungen Britanniens, es sich unterworfen zu halten.

Dieser frühe Eindruck von Britannien als Bedrücker seines eignen Landes ist nicht leicht wieder beseitigt. Es ist tausendmal schade, daß die Mehrheit unserer Rasse als Erstes lernen muß, daß das Mutterland ihres Landes einziger Gegner war. Britannien kann wählen, ob sich Australien und Kanada und seine anderen Kolonien, wenn sie zur Reife gelangen, in vollem Gefühle kindlicher Zuneigung selbständig machen sollen oder ob jedes in diesen Ländern auf die Welt kommende Kind dazu geboren werden soll, Britannien so zu betrachten, wie es das amerikanische Kind betrachten muß. Eine andere Wahl gibt es nicht, und ich flehe die Freunde der Reichsverbündung an, ihr Land und dessen Kinder nicht erst der Enttäuschung, der Demütigung und den Streitigkeiten auszusetzen, die aus einem ernstlichen Versuch, die Entwicklung und Unabhängigkeit der Kolonien aufzuhalten, notwendig folgen müßten, denn die Unabhängigkeit müssen und werden sie kraft des Blutes, das in ihnen rinnt, erstreben und wenn nötig, selbst durch Gewalt erringen. Sie wären sonst nicht wahre Briten.

Lord Salisbury hat kürzlich gesagt, wenn Irland die Selbstregierung gewährt würde, möchten auch andere Teile des Reichs „der Macht der Königin entwunden werden.“ Da er nicht meinen konnte, daß eine Gefahr bestehe, fremde Nationen würden versuchen, irgend eine der Kolonien zu

„entwinden“, so muß er gemeint haben, daß sich die Kolonien selbst „entwinden“ würden. Nichts sollte unterbleiben, zu verhindern, daß solche „Entwindungen“ erfolgen. Die Kolonien zu ermutigen, dem Beispiel des Mutterlandes zu folgen und selbst Nationen zu werden ist der einzige Weg, eine solche „Entwindung“ zu verhüten, wie sie zwischen der Mutter und der Republik stattfand. Jedes Gefühl einer solchen „Entwindung“ würde auf beiden Seiten erstickt, wenn das Mutterland seinen Kindern im Leben in gehöriger Weise unter die Arme greifen wollte, wie Ihre Majestät ihren Kindern behilflich ist. Mit seltener Weisheit begünstigte sie frühe Heiraten. Britannien als Nation sollte dem Beispiel seiner weisen Königin folgen und seinen Kolonien, sobald sie unter dem alten Dach unruhig werden, mit einem Abschiedsgruß und dem Segen einer liebevollen, stolzen Mutter einen eignen Hausstand gründen.

Man wird vielleicht sagen, das bezeichnete Geschick für das Mutterland sei dessen Vergangenheit unwürdig. Ich kann eine solche Ansicht nicht teilen. Die Welt ist noch jung. Wie jedes Kind Britanniens das rechte Alter erreicht und von dannen geht, so werden ihm andere Kinder geboren werden. Es läßt sich der jetzigen Stufe der Entwickelung der Welt keine Schranke setzen und die Zeit nicht bestimmen, wo einer Mutter die ihrer Obhut unterliegende Familie nicht zuviel würde. Generationen müssen vergehen, ehe die 280 Millionen Indiens so weit sind, sich zu einer großen Nation zu verbünden und sich selbst zu regieren, während Afrika Britannien erst gestern geboren wurde. Außerdem würde das Vereinigte Königreich für sich

selbst und ohne Kolonien eine der hauptsächlichsten Nationen bleiben. Seine Kolonien schwächen seine Kräfte im Kriege und verleihen ihm im Frieden keine Vorteile. Seine Bevölkerung gleicht an Zahl ungefähr der Frankreichs und wird, wie ich glaube, auch der deutschen gleichen und sie wahrscheinlich übersteigen, sodaß in Europa nur Rußland mit einer größeren Bevölkerung übrig bleibt.*) Seine Mineralienbestände übertreffen alle andern, die Vereinigten Staaten ausgenommen; es hat die Märkte der Welt für die hauptsächlichsten Industrieerzeugnisse zu seinen Füssen, denn was man auch über fremden Wettbewerb sagen mag, so wird dieser in der Zukunft doch nicht viel schaden können, da Britanniens Flotte die Meere beherrscht. Einer der offenbarsten Trugschlüsse ist der, daß der Handel der Flagge folge. Der Handel folgt den niedrigsten Preisen. Wenn ein Händler in irgend einer Kolonie britische Nationalflaggen zu kaufen wünscht, wird er sie bei Britanniens schlimmstem Feinde bestellen, wenn er dabei fünf Groschen sparen kann. Der Handel kennt keine Flagge. Britanniens größter Kunde ist die amerikanische Republik, und wie wir gesehen haben, verbrauchen Deutschland und Frankreich mit einem Zehntel der Bevölkerung ebensoviel britische Erzeugnisse wie Indien und mehr als alle australischen und kanadischen Kolonien

*) Hinsichtlich Deutschlands nicht zutreffend. Die Bevölkerung

	des Vereinigten Königreichs	Frankreichs	Deutschlands	Russlands mit Polen ohne Finl.
		betrug:		
1890 bez. 91:	38104975	38343192	49428470	97807339
1900 „ 01:	41605801	38961945	56367178	1897: 102868833

(nach Otto Hübner's Geogr. Statist. Tabellen).

zusammen. Kanada hat einen größeren Handel mit der Republik als mit Britannien. Die Selbständigkeit der Kolonien wird den britischen Handel mit ihnen nicht vermindern, sondern steigern, weil die Selbständigkeit ihre Kräfte anspornen und sie unternehmender machen wird. Es wird infolgedessen schneller Wohlstand geschaffen und der Markt für feine britische Erzeugnisse entsprechend erweitert werden. Die Folgen der amerikanischen Unabhängigkeit beweisen dies.

Trotz voller Würdigung des patriotischen Gefühls, das die beiden Ligen durchdringt, kann ich nicht umhin, ihre Mitglieder zu der Erwägung aufzufordern, ob sie nicht in einer falschen Richtung wirken und dazu beitragen, die Mission ihres Landes in der Zukunft zu vereiteln, statt sie zu fördern. Die Stellung, die Britannien einzunehmen trachten soll, ist keine geringere als die „Führerschaft der Rasse", als Mutter aller. Wenn nun selbst die verschiedenen Zweige der Rasse im Reiche unter einem Herrn verbündet werden könnten — was ebensowenig wahrscheintlich ist wie der Eintritt der Republik — und sich so das Ziel der Verbündungsliga vollständig erreichen ließe, was dann? Sieben Millionen Menschen würden dann mit Britannien verbündet sein — nur sie und nicht mehr — und Britannien würde nur das Haupt der kleineren Abteilung der Rasse sein und nach allem gar keinen so großen Gewinn davon haben. Wir hätten „Hamlet" mit Weglassung von Hamlet.

Nur wenige Menschen haben einen rechten Begriff von den Zahlen und dem Wachstum der verschiedenen Zweige unserer Rasse. Während der letzten zehn Jahre hatten die Vereinigten Staaten eine größere Zunahme, als die jetzige

Gesammtheit aller englischsprechenden Personen in allen Teilen der Welt außerhalb des Vereinigten Königreichs ausmacht. Ihre Bevölkerungszunahme betrug 12500000, die des Vereinigten Königreichs und seiner englischsprechenden Kolonien war nicht halb so groß — etwa 5 Millionen. Britannien wuchs um etwas mehr als 3 Millionen, Kanada nur um 500000, ein Zunahmeverhältnis, das nicht größer ist als das Britanniens, Neu-Süd-Wales (in den letzten acht Jahren) nur um 470000, Viktoria (in den letzten neun Jahren) um 710984, alle anderen Kolonien nur um geringfügige Zahlen. Wenn wir nun die Republik in die eine Wagschale und alle anderen Zweige der Rasse in die andere tun, wird die jährliche Zunahme in der ersteren von der in der anderen mehr als das doppelte betragen. Selbst wenn die Zunahme der Vereinigten Staaten künftig viel langsamer erfolgen wird als bisher, so lebt heute doch bereits derjenige, der mehr als 400 Millionen unter ihrer Herrschaft sehen wird. Eine ähnliche Zunahme der Rasse ist in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen nicht zu erwarten. Green sagt zutreffend, daß ihre „künftige Heimat längs der Ufer des Hudson und des Mississippi zu suchen ist." Warum sollte daher das Mutterland von der Reichsliga den Rat annehmen, sich mit seinen andern Kindern durch engere Bande zu verknüpfen als mit dem erstgeborenen, das den ganzen übrigen Teil der Familie in den Schatten stellt? Besteht denn ein Bedürfnis, die Republik auszulassen? Es steht nichts im Wege, jedes Band mit der Republik anzuknüpfen, das mit dem Gemeinwesen Australien oder dem Lande Kanada angeknüpft werden kann, denn sobald man von diesen fordert, ihren angeborenen

Wunsch nach einer Unabhängigkeit wie der der Vereinigten Staaten aufzugeben, wird ihre Antwort eine Lösung der ganzen Frage bedeuten, falls nämlich die Liga tatsächlich je so weit gehn sollte, den Reichsbund zu fordern und sich einer abschlägigen Antwort auszusetzen. Sie sollte es lieber vermeiden, das Mutterland in eine demütigende Lage zu bringen, denn daß ihr Gedanke unausführbar ist, kann sie von allen Seiten wahrnehmen, ohne sich einer unausbleiblichen und gänzlich unnötigen Zurückweisung auszusetzen.

Wenn es der Reichsverbündungsliga je gelingt, die Regierung zu bestimmen, zur Beratung ihrer Vorschläge und Ziele Vertreter der Kolonien nach London einzuberufen, so würde damit der ganze Gedanke sein Ende finden, denn wenige Kolonialregierungen könnten die Unterstützung eines Gesetzentwurfs überleben, der Abgeordneten vorschreiben wollte, die Frage unterschiedlicher Behandlung anderer Nationen zugunsten Britanniens auch nur zu erörtern. Aber wie die Reichsverbündungsliga sollte auch die Reichsverbandshandelsliga, bevor sie zwecklos eine Zusammenkunft verlangt, bedenken, daß keine Möglichkeit besteht, die Mitwirkung irgend eines englischsprechenden Gemeinwesens zu erlangen.

Mag das Ziel beider Vereinigungen verfehlt, unerreichbar und schädlich sein, so können wir doch von ihren Mitgliedern die beste Förderung eines solchen Zusammenwirkens der ganzen Rasse erwarten, wie es tatsächlich möglich ist, denn sie haben das Herz auf dem rechten Fleck und ihre Köpfe werden leicht für einen Gedanken zu gewinnen sein, der ihrem Land eine viel höhere Stellung und eine viel größere Mission zuweist, als sie ihm selbst

sichern wollten — eine Stellung, die ihm erlauben wird, der ganzen ihm entsprungenen Rasse gegenüber die rechte Haltung einer Mutter zu bewahren.

Den patriotischen, gleichgestimmten und weitblickenden Männern dieser Ligen möchte ich kurz die Gedanken zur Erwägung anheim geben, die mir das Studium der Frage und der Wunsch, unserer Rasse die Einheit und dadurch zum Besten aller die Herrschaft über die Welt zu sichern, nahe gelegt haben.

Erstens. Das große Ziel der Bündnisfreunde sollte darin bestehen, die Massen aller englischsprechenden Länder zusammenzubringen und das Gefühl in ihnen zu nähren, daß sie alle in Wirklichkeit Glieder derselben ungeteilten Rasse sind und deren Triumphe teilen, daß alle englischsprechenden Männer Brüder sind, die an ihrem Wohlergehen gegenseitig Freude haben und auf ihre Errungenschaften gegenseitig stolz sein sollten. Über die kleinen Fehler oder Mängel der andern Glieder sollte hinweggesehen werden und jeder sollte die beste Seite des anderen hervorkehren, denn bei Gliedern derselben Rasse fällt das, was dem einen zur Unehre gereicht, notwendig auf die ganze Familie zurück. Die unmögliche Reichsverbündungs- und Reichshandelsliga sollte der Rassenverbündung das Feld räumen, die um alle ein gemeinsames Band schlingt und bei der der einzige Prüfstein ist

> Ob Shakespeares Zunge dort erschallt
> Und Burns' Sang durch die Lüfte hallt.

Die Verfolgung dieser Politik während unserer Generation wird viel dazu beitragen, zu einer wahren Verbündung

der Rasse den Grund zu legen, soweit ein Zusammenschluss souveräner Mächte überhaupt möglich ist; und zu ergründen, inwieweit er möglich ist, ist Sache der kommenden Geschlechter, nicht des unsrigen. Daß er in gewissem Grade möglich ist, sehen wir schon heute. Dinge, die jetzt als unmögliche Träume erscheinen, können sich als leicht erreichbar erweisen, wenn man sie nur ernst ins Auge faßt und auf sie hinarbeitet und niedrige Absichten ausschließt. Selbst das „Parlament der Menschheit" ist dem Erforscher der Entwickelung, der den unbegrenzten Fortschritt des Menschen zu solcher Brüderschaft erblickt, eine bloße Frage der Zeit. Wenn wir nicht in die Zukunft schauen und sagen sollen, was keimen wird, können wir wenigstens in der Gegenwart unsere Pflicht tun und den Boden bereiten und den Keim pflanzen, der unter den Mitgliedern derselben Rasse wachsen sollte, der Nachwelt aber die Pflicht der Pflege der kostbaren Saat und, wie wir erwarten, die Früchte unserer Hoffnungen überlassen.

Zweitens. Das Mutterland sollte angespornt werden, seine Kolonien zu ermuntern, wie eine tüchtige Mutter ihre Kinder ermuntert, im Alter der Reife hinaus zu treten und die Rolle von Männern zu spielen, die sie lieben und verehren, aber unabhängig sind. Der Gedanke der Verbündung von Kolonien unter sich sollte gefördert werden, denn es könnte sich kein größeres Unglück ereignen als eine Spaltung der verschiedenen englischsprechenden Gemeinwesen in kleine auf einander eifersüchtige Natiönchen. Die traurige Lage des heutigen Europa, eines bewaffneten Heerlagers, im Gegensatz zu der der Vereinigten Staaten, die bald eine ebenso

große, englischsprechende Bevölkerung wie ganz Europa haben werden und eines stehenden Heeres durchaus nicht bedürfen, sollte beständig im Gedächtnis bewahrt und immer aufs neue verkündet werden. Die australischen Kolonien brauchen diesen Rat nicht. Sie sind weise und werden als eine unangreifbare Macht den Frieden aufrechterhalten und ihren Erdteil ohne Heere beherrschen, da sie wie die Republik keinen Feind zum Nachbar haben können; wohl aber sollte die Vereinigung Englands und Schottlands Kanada und den Vereinigten Staaten als Vorbild dienen. Ich glaube nicht, daß ich je ein Wort gesagt habe oder sagen würde, das darauf abzielte, auf dem Festland eine Zweiteilung der Rasse fortzuerhalten, und das Gefühl, die Einigung nicht selbst mit angestrebt zu haben, wäre mir peinlich. Das Mutterland kann viel tun, indem es Kanada an seine eigene Vereinigung mit Schottland und die von ihr ausgehenden glücklichen Wirkungen erinnert. Die gegenwärtige unglückselige, so große Gefahr bergende Teilung der Rasse in Amerika ist sein Werk; seine Pflicht dem Übel abzuhelfen ist gebieterisch. Britannien ist dieser Aufgabe auch gewachsen, denn es hat Dinge vollbracht, denen andere Nationen nichts an die Seite stellen können. Die Abtretung der jonischen Inseln an das klassische Griechenland, die jüngst erfolgte Abtretung Helgolands an Deutschland zeigen seine Fähigkeit, großherzig, ja erhaben zu handeln. (?) Britannien kann sich zuweilen hoch erheben und den Völkern Großherzigkeit lehren. Aber alles, was es in dieser Beziehung getan hat, ist nur wenig im Vergleich zu der Vereinigung seiner beiden Kinder, die seine Politik vor einem Jahrhundert trennte. Britannien

sollte Kanada sagen, daß eine Einigung mit der Republik vom Segen der Mutter begleitet sein würde, sobald die nicht ausbleibende Frage auftaucht, ob es getrennt ein selbständiges Dasein führen, oder mit dem anderen Teil der Rasse eine Vereinigung suchen soll. Angesichts der entsetzlichen Lage Europas wäre es geradezu verbrecherisch, wenn ein paar Millionen Menschen eine Regierung für sich schaffen wollten, anstatt ein Teil einer mit ihnen zusammenhängenden großen Masse der eigenen Rasse zu werden, zumal das föderative System jedem Teil die Führung aller seiner inneren Angelegenheiten überläßt und den Beweis erbracht hat, daß die freieste Regierung der Teile die stärkste Regierung des Ganzen hervorbringt. Der hervorragendste Mann in Kanada ist heute gewiß Goldwin Smith. Er bleibt mit unvergleichlicher Treue Engländer, sagt aber Britannien, daß dessen Anspruch auf dem amerikanischen Festlande eine harmonische Vereinigung mit dem großen Kinde, der Republik, ausschließt. Er hat Recht.

Drittens. Ein großes Hindernis für die Harmonie innerhalb der Rasse ist die Haltung, die das Mutterland bis vor kurzem mit Zähigkeit hinsichtlich der Finanzpolitik beobachtet hat, deren Verfolgung die einzelnen Kolonien für gut befunden haben. Da es rein landwirtschaftliche Gemeinwesen unter den gegenwärtigen Bedingungen nie zu etwas Grossem bringen können, sollte man es auf Seiten der Kanadier und Australier als einen natürlichen und patriotischen Wunsch ansehen, daß sie ihren Ländern verschiedenartige Industrien verschaffen wollen, um die mannigfachen Fähigkeiten des Volkes Spielraum finden zu lassen. Britannien braucht wegen

seines Handels keine Furcht zu haben. Es ist sogar sehr zweifelhaft, ob es auch bei weitestgehender Entwickelung aller seiner Hilfsquellen überhaupt noch lange der Nachfrage nach seinen Erzeugnissen begegnen kann, die auftreten muß, gleichviel, was für Tarife angenommen werden mögen. Woher das Eisen und der Stahl beschafft werden können, um den künftigen Bedarf der Welt zu decken, beunruhigt bereits Bell, Atkinson, Hewitt und andere große Autoritäten. Der Verfasser eines Artikel der „Times“ (12. Juli), Mr. Harvey, einer der hervorragendsten Bürger Neu-Fundlands und ein treuer Untertan, hebt diesen Punkt trefflich hervor und verlangt, „die Mehrheit des englischen und schottischen Volkes möchte zugeben, daß jemand an der Unfehlbarkeit der Freihandelslehre für alle Verhältnisse zweifeln dürfe, ohne darum für einen Toren oder etwas noch schlimmeres gehalten zu werden.“ Britannien hat mit der Annahme des Freihandels für sich selbst völlig Recht, aber es sollte nicht jeder die alte Heimat besuchende Kolonialbewohner angegriffen und angeschuldigt, ja ich möchte sagen geschmäht werden, wenn er der Meinung zu sein wagt, sein neues Vaterland brauche eine Zeitlang ein anderes System.

Viertens. Der Vorgang der gegenseitigen Annäherung der politischen Einrichtungen aller englischsprechenden Länder sollte andauern, denn wahre Föderalisten dürfen nie vergessen, daß verschiedene politische Bedingungen für eine harmonische Einigung eine große Schranke bilden. Kein Parlament verdient in dieser Beziehung seit demjenigen, das das Reformgesetz annahm, größeren Dank als das gegenwärtige. Es hat sehr viel getan, um die Einrichtungen Britanniens mit den

demokratischen Normen aller anderen englischsprechenden Nationen in Übereinstimmung zu bringen. Die Grafschaftsräte und namentlich die Freischule sind wichtige Schritte zur Vereinheitlichung unserer Rasse. In gleicher Weise beseitigt das letzthin erlassene Gesetz der Republik über das Verlagsrecht einen Unterschied. Australasien hat ebenfalls das seinige getan und die Republik insofern beeinflußt, als sein wesentlich verbessertes Wahlsystem von vielen der Staaten bereits mit gutem Erfolg übernommen worden ist. Es besitzt auch die einfachste und die beste Landgesetzgebung der Welt, für die hoffentlich bald die Republik — und später das vereinigte Königreich, die ihrigen aufgeben werden. So verbessert sich jeder der drei großen Teile, indem er sich selbst verbessert, auch zum Nutzen der andern. Die die selbe Sprache, Religion und Litteratur und die selbe Gesetzgebung besitzende Rasse sollte auch den einigenden Segen gemeinsamer politischer Einrichtungen genießen.

Ist der Boden erst einmal frei von den Bestrebungen der Reichshandelsliga, den einen Teil der Rasse gegen den andern aufzurufen und ebenso von denen des Reichsbundes, der die große Mehrheit der Rasse ausschließt und die Verbindung mit dem Mutterland auf den kleineren Teil beschränken würde, und wäre vor allem die Teilung der Rasse auf dem nordamerikanischen Festlande mit Hilfe des Mutterlandes durch eine Einigung geheilt, so könnten sich dann die Bestrebungen aller auf die Verwirklichung dessen richten, was Mr. Bolton „jenen großen Gedanken, die Verbündung aller Nationen“ nennt, „die aus der diesen Inseln entsprungenen Rasse hervorgegangen sind.“

Die Erstlingsfrüchte dieser Bewegung würden wahrscheinlich darin zu erblicken sein, daß von den verschiedenen Nationen unserer Rasse internationale Kommissionen ernannt und damit beauftragt würden, ein System der Gewichte, Maße und Münzen, der Hafenabgaben, Patente, Fabrikmarken und ähnlicher Dinge zu schaffen, die von gemeinem Interesse sind. Wenn es z B. eine Frage gibt, über die alle Autoritäten einig sind, so ist es die Zweckmäßigkeit der Einführung eines Dezimal-Münz-, -Maß- und -Gewichtssystems; eine internationale Kommission erscheint aber als das einzige Mittel, durch das ein solches zustande gebracht werden kann.

Wäre durch solche Kommissionen die Gepflogenheit geschaffen, einheitliche Maßnahmen für die ganze Rasse herbeizuführen, so würde der Fortschritt zu einer weiteren Verwirklichung des internationalen Gedankens leicht sein. Denn unter solchen harmonischen Bedingungen würde Britannien von allen englischsprechenden Völkern der ganzen Welt bald als die Mutter betrachtet werden, die sie alle verehren, und dann müßte unvermeidlich ein allmählicher Zusammenschluß der ganzen Rasse beginnen. Schon heute ist jeder Föderalist mit Genugtuung davon überzeugt, daß der Gedanke eines Krieges zwischen den beiden großen Zweigen der Rasse auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans lächerlich erscheinen müßte. Man kann daher sagen, daß ein Krieg zwischen Mitgliedern unserer Rasse bereits aus der Welt gebannt ist, denn englischsprechende Männer werden nie wieder aufgerufen werden, einander zu vernichten. Während der letzten Meinungsverschiedenheiten — nicht mit Britannien, denn Britannien und die Republik waren einig, sondern mit dem

unzufriedenen Kanada, was für die Republik natürlich noch ärgerlicher war — ist auf keiner Seite über die Möglichkeit der Anwendung von Gewaltmitteln zum Austrag der Angelegenheit auch nur ein Laut vernommen worden. Beide Parteien in Amerika und jede folgende Regierung sind daran gebunden, für die Ordnung aller internationalen Schwierigkeiten ein friedliches schiedsgerichtliches Verfahren anzubieten, ein Standpunkt, den Britannien, wenigstens hinsichtlich aller Streitigkeiten mit Mitgliedern der selben Rasse, hoffentlich bald erreicht haben wird.

Ist nicht zu hoffen, daß ein weiterer Fortschritt folgen wird, nachdem diese Stufe erreicht und eine Zeit lang erfolgreich behauptet worden ist, und daß die englischsprechenden Nationen, nachdem sie gemeinschaftlich den Krieg mit einander aus der Welt geschafft haben, einen allgemeinen Rat errichten werden, dem Streitigkeiten zwischen ihnen zunächst vorzulegen wären? Es wäre nur die Schaffung einer ständigen Körperschaft zur Erledigung von Streitigkeiten statt der Wahl der Schiedsrichter nach Bedarf — durchaus kein sehr großer Fortschritt, und dennoch der Keim, aus dem große Früchte hervorwachsen würden.

Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten wird in Britannien von den Staatsmännern aller Parteien gelobt und ist als Achtung gebietendes Vorbild in den Entwürfen für das australische Staatswesen nachgeahmt worden. Dürfen wir nicht eines Tages, indem wir auf ihm weiterbauen, einen noch höheren obersten Gerichtshof erwarten, der zwischen den Nationen der ganzen englischsprechenden Rasse zu richten hätte, wie der oberste Gerichtshof in Washington

bereits zwischen Staaten richtet, die die Mehrheit der Rasse umfassen?

Zuerst würden die Entscheidungen des Rates wahrscheinlich vorbehältlich der Bestätigung durch alle Auftraggeber erfolgen, aber die Machtvollkommenheiten und Pflichten eines solchen Rates werden, wenn er erst errichtet ist, sicher wachsen; seinem schließlichen Einfluß auf die Rasse und durch die Rasse auf die Welt lassen sich keine Grenzen setzen; in ferner Zukunft könnte es sogar geschehen, daß der Stolz des Bürgers auf die Rasse als Ganzes denjenigen, den er auf einen Teil von ihr besaß, überstiege — wie der Bürger der Republik heute stolzer darauf ist, ein Amerikaner zu sein als darauf, irgend einem Staate der Union anzugehören. Es ist dies zweifellos ein Blick in weite Ferne, aber der Patriotismus ist von ausdehnbarer Beschaffenheit und die Menschen sind heute ebenso patriotisch in bezug auf ein ganzes Festland, wie es die Alten in bezug auf ihre Städte und Provinzen waren. Es wird die Zeit kommen, wo selbst der Patriotismus der Rasse dem Weltbürgertum weichen wird.

Während die Entscheidungen des Rates notwendig auf solche Fragen beschränkt wären, die zwischen Gliedern der Rasse entständen, würden bei vorhandener Einmütigkeit sein Einfluß und in äussersten Fällen seine Vorhaltungen noch darüber hinaus von schwerwiegender Bedeutung sein. Wir können uns z. B. einen solchen Gerichtshof vorstellen, der bei einer bestimmten Veranlassung einmütig ein Wort ausspräche, das die wichtigste Tagesfrage am Horizont regeln würde. Wäre es so unwahrscheinlich, daß er die einstimmige

Billigung der in ihm vertretenen Mächte finden würde, wenn er den Weltfrieden, an dem die industrielle englischsprechende Rasse am stärksten interessiert ist, als eine Frage bezeichnete, deren Entscheidung anderen Nationen für sich allein nicht überlassen bleiben dürfe? Die gebietende Stellung unserer Rasse wird dabei von entsprechendem Einfluß sein. Bei der beschriebenen Vereinigung würde unsere Rasse eine solche überwältigende Macht ausüben, daß Widerstand nutzlos wäre. Ihr Wahrspruch könnte nie in Frage gestellt werden, ihr Wort würde Gesetz sein. Ich glaube, daß durch unsere Rasse und durch solche Mittel der Krieg, der die Welt schändet, wahrscheinlich aus ihr beseitigt und unter den Menschen dauernd die Herrschaft des Friedens begründet werden wird.

Zur Verfolgung eines so edlen Zieles kann die englischsprechende Rasse, wo sie auch ihren Sitz haben mag, mit Vertrauen angerufen werden; seine Verwirklichung würde für die Menschheit ein Dienst sein, der Mühe, Kosten und selbst die eingegangene Gefahr rechtfertigen würde. Schwache Anfänge der Verbündung Europas zeigen sich bereits im Dreibund. Er mag seinen Zweck verfehlen, da er nicht so überwältigend stark ist, daß alle Anstrengungen, sich mit ihm zu messen, machtlos bleiben müßten, und hiervon hängt alles ab; aber der Gedanke spricht sich darin aus, denn die drei Nationen haben sich als mit einander verbunden erklärt, nicht zum Zweck des Angriffs, sondern zur Verteidigung, nur zur Wahrung des Friedens und zur Bestrafung des Friedensstörers. Wir haben hier mit dem Für und Wider der Streitfrage, die ihn hervorrief, nichts zu tun, aber was dieser

Bund für die drei beteiligten Länder auf ein paar Jahre sein will, würde die wirkliche Verbündung der englischsprechenden Rasse dauernd für die Welt sein können. Diese Pflicht fällt uns zu, wenn wir zusammengehen, da unsere Rasse die einzige ist, von der man entfernt hoffen darf, daß sie bald soviel stärker werden wird als irgend eine andere Rasse oder wahrscheinliche Vereinigungen von Rassen, die sich zusammentun mögen, um Macht zu gewinnen.

Ein Rassebund wird das Herannahen des Tages beschleunigen, auf den ich blind vertraue, des Tages, wo unsere Rasse allen Mächten, die unter irgend einem Vorwand im Namen des Krieges zum Mord menschlicher Wesen zu schreiten drohen, zurufen kann und zurufen wird:

Halt! Ich befehl es euch, wer sich
noch rührt, hat mich zum Feind.
Erzählet mir des Streites Grund, damit
ich richte zwischen euch.

Sobald das Mutterland und alle seine Kinder vereint diese Worte aussprechen werden, steht nicht mehr zu befürchten, daß ein Schuß abgegeben oder ein Schwert gezogen werden wird. Die Losung dieses Rassebundes würde die Runde durchlaufen und den Frieden sichern. Wir würden auf diese Weise den Kriegsverein mit einer so überwältigenden Macht haben, daß seine Wirksamkeit nie nötig werden würde. Der Zollverein, der nur eine Handelsfrage berührt, ist vergleichsweise etwas soviel niedrigeres, daß er daneben kaum erwähnt zu werden verdient; aber selbst der Zollverein wird seiner Zeit von selbst kommen, wenn die verschiedenen Mitglieder genügend Zeit gehabt haben werden,

ihre Fähigkeiten zu versuchen und herauszufinden, was sie am besten daheim erzeugen können und was sie weiterhin von auswärts beziehen müssen. Schutzzolltarife sind ihrer innern Natur nach versuchsweise und vorübergehend getroffene Maßnahmen. Sie verdienen seitens des wahren Föderalisten wenig Aufmerksamkeit, und je weniger sie beachtet werden, um so schneller werden sie tatsächlich vorübergehen. Alle am Werk befindlichen Kräfte streben nach der Ausgleichung der Kosten auf der ganzen Welt, mithin nach der Ermäßigung und schließlichen Abschaffung der dann nicht mehr nötigen Schutzzölle. Es ist offensichtlich, daß ein solcher Rassebund auf einem Bündnis der Herzen beruht und daß ihn Zwang oder Druck nur vernichten würden. Die Saat lebenslänglicher Bitterkeit würde nicht mehr gesät werden. Die jüngern Glieder der Rasse würden sich erinnern, was sie der Mutter schuldig sind; die Mutter würde die Liebe und Verehrung jener zu bewahren suchen, indem sie „für ihre Fehler ein wenig blind und für ihre Tugenden sehr gütig“ wäre und jedem mit dem Alter der Reife die selbe unabhängige Stellung und ausschließliche Führung seiner eigenen Angelegenheiten gewähren würde, die sie für sich selbst beansprucht und lieber mit sich untergehn sehn als aufgeben würde. Jedes Mitglied muß frei sein, sein eigenes Heim zu verwalten, wie es ihm geeignet erscheint, ohne sich feindlicher Kritik oder mütterlicher Einmischung auszusetzen. Alle müssen gleich sein — Verbündete, nicht Vasallen.

Das Schicksal hat Britannien eine große Abkunft und eine große Vergangenheit gegeben. Seine Zukunft verspricht nicht weniger groß und fruchtbar zu sein. Sehr viele können,

jedes in sich abgeschlossen, Mitglieder des Familienrates aller englischsprechenden Nationen sein, dessen frühere oder spätere Entstehung ich als etwas Sicheres vorausgesagt habe; aber so zahlreich auch die Kinder sein mögen, so kann es doch nie mehr als eine Mutter geben, und diese große, von ihrer ganzen Nachkommenschaft geehrte und geliebte Mutter soll, so bete ich, „diese szepterführende Insel", mein Vaterland sein. Gott segne es!

Britischer Pessimismus.

Seit einigen dreißig Jahren besucht der Verfasser sein Vaterland, aber nie ist unter seinen Freunden in der industriellen Welt eine solche Verzagtheit zu finden gewesen wie dieses Jahr. Selbst diejenigen sind jetzt Pessimisten, die bisher unerschütterliche Optimisten waren und fest daran glaubten, daß sich das Mutterland „auf die eine oder andere Weise hindurchwürgen" und aus dem drohenden Mißgeschick, wie oft zuvor in seiner langen, bewegten und berühmten Geschichte, mit Glanz hervorgehn würde.

Die gegenwärtige Lage ist offenbar sehr dazu angetan, einen niederzudrücken, aber ob der wahre mutige Brite aus dem Optimismus, seinem natürlichen Zustand, in den Pessimismus fällt, hängt nur davon ab, ob er rückwärts oder vorwärts schaut: denn wenn man die menschliche Gesellschaft als ein Ganzes betrachtet, macht uns ein Ausblick auf künftige, ideale Bedingungen zu Pessimisten, die die jetzigen augenscheinlichen Mängel, Fehler und Zeichen der Barbarei beklagen, während uns ein Rückblick bestätigt, daß die Menschheit empor gekommen ist und sich weiter erheben muß, daß alles, obwohl langsam, gut geht — und auf einmal sind wir wieder gesunde Optimisten.

Ebenso der besorgte Brite, gerade jetzt, hinsichtlich des Industrialismus. Welch ein Bild schaut er, wenn er rück-

wärts blickt! Er sieht sein Land nicht allein als das grösste von allen, sondern in vielen Elementen der Macht, den Finanzen, dem Handel, Gewerbe, Bergbau, der Weberei und Schiffahrt alle anderen Nationen zusammen erfolgreich bekämpfen, Britannien in der einen Wagschale und die Welt in der andern. Es ist nur 55 Jahre her, daß Britannien aufgehört hat, mehr Kohlen zu fördern als die ganze übrige Welt, und noch sind Leute im Erwerbsleben tätig, die es mehr Eisen und Stahl erzeugen, mehr Baumwolle, Wolle und Leinenzeug mit der Maschine weben, mehr Schiffe besitzen und mehr Maschinen verfertigen gesehn haben, als alle andern, das erste an Reichtum und Ansehn. Die Dampfmaschine, die die Dampfschiffahrt und den Eisenbahnverkehr bringt, die Hochöfen und Puddleöfen, die Pfeiler der modernen Eisenerzeugung, die Bessemer-, Siemens-, Martin- und Thomasverfahren, die Grundlagen der Stahlverfertigung, Arkwright und Hargreaves, die Gründer der mechanischen Weberei: das alles und noch mehr von ähnlicher Wichtigkeit in anderen Zweigen der Gütererzeugung ist das alleinige Werk dieses Landes, da kein anderes zum industriellen Fortschritt wesentlich beitrug: Britannien der Pionier, der der Welt voranschritt und sie zum modernen Industrialismus führte.

Ist es zu verwundern, wenn der stolze Brite zuweilen zu der Ansicht neigt, er müsse von einem andern Lehm gemacht sein als die Menschen der übrigen Länder und der natürliche Beherrscher der andern und dazu erwählt sein, sie mit gewerblichen Erzeugnissen zu versehn, die sie nicht herstellten, nicht herstellen könnten und herzustellen nie die Absicht haben würden? Wenn er dies je glaubte, so wollen

wir es ihm nachsehn, denn er hatte allen Grund, alles Große von der Rasse zu erwarten, die solche Wunder vollbracht und der Welt die Erfindungen geschenkt hat, die ihre materiellen Bedingungen umgestaltet haben. Sein Land stand eben über andern Ländern, die auf vielen der wichtigsten Gebiete menschlicher Tätigkeit seinem unbedingten Einfluß unterworfen waren, ein Riese unter Zwergen. Und nicht allein auf dem Feld der Industrie war seine Stelle gebietend. Glänzende Erfolge in unendlich höheren Dingen, nämlich in der Entwicklung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der Volksregierung und auf kolonialem Gebiete ließen sich sofort anführen, wenn sie in den Rahmen dieses Aufsatzes fielen. „Ich bin ein Römer" bedeutete wenig im Vergleich zu all dem, was in den Worten „ich bin ein Brite" liegt.

So das Bild, das den optimistischen, vielleicht selbstsüchtigen Briten schuf. Zu seiner Ehre mag gesagt sein: Keiner irgend einer anderen Rasse hätte auf ein solches Bild der Errungenschaften, der Führung und der Dienste seines Vaterlandes für die Welt blicken und sich dabei im Großen und Ganzen mit einer würdevolleren Bescheidenheit und einem erhabeneren, von Prahlerei freieren Stolz benehmen können.

Lenken wir jetzt geschwind den Blick von der Vergangenheit auf die gegenwärtigen Bedingungen! „Welche Veränderung!" ruft der Optimist aus: Nicht mehr Britannien in allem gegen die ganze Welt, nicht einmal mehr die erste unter den Nationen in Reichtum oder Ansehn, Gewerbe, Bergbau, Weberei, Handel. Der Vorrang in allem verloren. In der Seeschiffahrt noch zu vorderst, aber selbst hier der Anteil

an der Weltschiffahrt von Jahr zu Jahr geringer.*) Er wuchs nur um 46000 Tonnen in den 5 Jahren von 1894—1899 und war 1898 um 9000 Tonnen kleiner als 1896. Das schlimmste aber, die Herrschaft zur See in großen Schnelldampfern verloren — jene unvergleichlichen Kreuzer, die jetzt die britische Flagge wehen lassen, alle in Deutschland gebaut; nicht ein entsprechendes Schiff in Britannien gebaut oder im Bau; das Feld gänzlich dem Nebenbuhler überlassen. In der Eisenerzeugung ist Deutschland von 1500000 auf 7000000 Tonnen im Jahr gestiegen, während Britannien einen Stillstand verzeichnet hat; seine höchste Erzeugung war 9500000 Tonnen. Die Vereinigten Staaten stellten letztes Jahr 13500000 Tonnen her und werden in diesem Jahre noch darüber hinausgelangen, während wir in Britannien weniger als das letzte Jahr erzeugen.

An Stahl haben die Vereinigten Staaten letztes Jahr 10638000 Tonnen und in diesem Jahr, bis jetzt, mehr als im vorigen hergestellt, während wir hinter unserem höchsten Betrag von 5000000 Tonnen im letzten Jahre zurück blieben.

An Textilerzeugnissen führen wir nach den Angaben Lord Mashams in den „Times" weniger aus und mehr ein. 1891 führten wir für 106000000 £, 1899 für 102000000 aus, 1891 für 28000000, 1899 für 33000000 ein. Seine Herrlichkeit behauptet, Großbritannien habe seinen Ausfuhrhandel seit 30 Jahren tatsächlich nicht um einen Schilling vermehrt.

Auch finanziell verlieren wir rasch den Vorrang. Die täglichen Geschäfte der Newyorker Börse übersteigen die

*) Die Zahlen in diesem Aufsatze sind aus „Statesman's Year-Book", 1900.

der Londoner. Unsere Diskontanleihen werden in den Vereinigten Staaten aufgenommen, die, bisher unser größter Schuldner, unsere Haupt-Gläubiger-Nation werden. Wir bieten jedem, der Vertrauen hat zu zeichnen, unsere Schuldscheine über 100 £ an, wenn er uns 93 £ 14 sh. in bar geben will; Consols waren 113 und sind jetzt unter 95; wir geben in zwei Jahren für das, was eine bloße Parade sein sollte, ebenso viel aus, wie die in 50 Jahren bewirkten Verminderungen der Staatsschuld betragen; und noch kostet uns der Krieg 1 1/2 Millionen Pfund wöchentlich, was infolge neuer Steuern wegen vermehrten Soldes bald noch mehr werden wird. Wir haben unsere Steuern gerade um 11 Millionen im Jahr erhöht, während Amerika die seinigen durch ein seltsames Zusammentreffen um den selben Betrag vermindert hat — Britannien belastete sich auf diese Weise im Handicap und das Gewicht unseres Wettbewerbers wurde für das industrielle Rennen leichter.

Wir werden nicht einmal lange mehr den Ruhm haben dürfen, die größte Stadt der Welt zu besitzen, da ja New-York heute den 4 1/2 Millionen Londons bereits 3 1/2 Millionen entgegenstellt und die Bevölkerung des jetzigen New-Yorker Stadtbezirkes im letzten Jahrzehnt um 35 % zugenommen hat, während das Wachstum Londons nur ein Viertel so groß ist. Bei weiterem Anwachsen wie in den letzten fünf Jahren wird New-York London 1910 fast gleich und 1915 überlegen sein.

Während wir stehen geblieben sind, hat sich die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an gewerblichen Erzeugnissen in fünf Jahren verdreifacht und jetzt 80 Millionen £ erreicht.

Unsere gesamte Ausfuhr betrug 1890 263531000 £ und erreichte diesen Betrag nie wieder bis zum Jahre 1899, wo sie durch Hinzunahme von 6 Millionen £ fürs Ausland gebauter Schiffe, die bisher nicht eingeschlossen gewesen waren, auf 264660000 £ stieg. Unsere Einfuhr wuchs im selben Zeitraum um 65000000 £, zum Teil um deswillen, weil wir für unsere Nahrung von fremden Nationen immer abhängiger wurden.

Bis vor kurzem die ersten in der Maschinenindustrie, haben wir jetzt Straßenbahnen und Untergrundbahnen, von deren Ausrüstung nicht allein die elektrischen Vorrichtungen, sondern auch die dazu gehörenden großen Dampfmaschinen aus Amerika stammen. Frankreich zeigt für das letzte Jahr eine Ausfuhr von Kraftfahrzeugen im Werte von 1 Million £; wir führen keine solchen aus und kaufen sogar von Frankreich.

Der frühere Optimist, jetzt ein jämmerlicher Pessimist, fährt in seiner Klage fort. Selbst im Schiffsbau, wie lange kann uns der Vorrang hierin bleiben, wenn bereits Panzerplatten aus Amerika in Tausenden von Tonnen nach Belfast und Glasgow gehn und Amerika heute zwei 18000-Tonnenschiffe baut? Das Kabel kündet eben den Stapellauf des ersten an, und zwei andere von 20000 Tonnen, dem ungeheuren Celtic gleichkommende sind bestellt.

Unsere industrielle Macht erweist sich als ebenso rückständig, wie es unsere Kriegsmacht anerkanntermaßen ist; unsere Eisenbahnen daheim und in den Kolonien beziehen ihre Schienen, Brücken und Stahlwagen von Amerika. Unsere Mannschaft arbeitet nicht so und kann nicht so wie die amerikanische arbeiten, wie der besondere Kommissär

der „Times“ nachgewiesen hat; ebensowenig lassen sich unsere Feldherrn in der Industrie mit denen in Amerika vergleichen.

Das System unserer Militärmacht muß, nachdem es zusammengebrochen ist, neu aufgebaut werden. Die „Times“ veröffentlicht einen Brief von Arthur H. Lee, Mitglied des Parlaments und ehemaligem Militärattaché in Washington, und schreibt in ihrem Leitartikel: „Captain Lee erklärt, daß die amerikanischen Rekruten unseren gewöhnlichen Rekruten sowohl körperlich wie geistig unendlich überlegen sind. Ihr Durchschnittsalter ist fast 23, die durchschnittliche Größe der Infanterie 5 Fuß $8^1/_2$ Zoll; alle von ihnen können lesen und schreiben; besondere Erörterungen werden über ihre Persönlichkeit angestellt und Captain Lee bestätigt, daß sie in Kriegs- wie Friedenszeiten erfahrungsgemäß von ernsten Vergehen frei sind und daß er nie einen amerikanischen Soldaten betrunken gesehen hat. Lord Lansdowne findet 92000 unserer Rekruten untauglich.“

Dies eine beliebige Auswahl von Bissen, wie sie die Presse und die Zeitschriften dem entmutigten Briten als Nahrung vorsetzen. Es gibt noch viele andere von ähnlicher Bedeutung, da wir aber eben eine der letzten Nummern der „Times“ angezogen haben, wollen wir die Liste schließen, obgleich der Pessimist ohne Zweifel bei dem Gegensatz zwischen dem Blick rückwärts und dem gegenwärtigen Anblick noch länger verweilen und allem, was zur Milderung oder Erklärung geboten wird, mit dem Ausrufe Hamlets begegnen wird: „Schau her auf dieses Bild, und schau auf das!“ Er wird keinen Trost finden. Der Trost ist aber

nahe und mit der Erlaubnis des Lesers will ich versuchen, ihn darzubieten; ehe jedoch unser pessimistischer Freund genügende Empfänglichkeit dafür erlangen wird, ist ein Schritt unentbehrlich. Er muss sich den heutigen Bedingungen anpassen und sich vergegenwärtigen, daß es heute nutzlos ist, bei dem Vergangenen zu verweilen, und namentlich muß er aufhören, sein einzelnes Land mit den 45 Ländern der amerikanischen Union, einem aus vielen zusammengesetzten Ganzen zu vergleichen. Es kann nicht zulässig sein, 41000000 Menschen auf zwei 120000 Quadratmeilen großen Inseln, beziehentlich eine Bevölkerung von mehr als 500 auf der Quadratmeile (England und Wales) mit 77000000 auf 3000000 Quadratmeilen zu vergleichen, die in ihren natürlichen Hilfsquellen ungleich sind und 25 Menschen auf der Quadratmeile haben.

Gehen wir daher auf der einzigen vernünftigen Grundlage, der Berechnung auf den Kopf, vor und sehen wir, was sich ergibt, wenn man die pessimistischen Punkte der Reihe nach betrachtet.

Zuerst der Verlust an Reichtum und Kredit. Der Vorrang in der Welt hinsichtlich des angesammelten Reichtums ist nur hin, wenn der Pessimist darauf besteht, Britannien mit der amerikanischen Union zu messen, die indeß Großbritannien an Reichtum, auf den Kopf berechnet, nicht annähernd erreicht; bei fast der doppelten Bevölkernng hat sie nur ein Fünftel mehr Gesamtvermögen. Keine andere Nation macht Britannien den Vorrang streitig, selbst nicht an Gesamt-Reichtum. In diesem Punkt also sicherlich nicht viel Anlaß zu Pessimismus.

Eine Einbuße an Kredit ist bedenklich, aber welcher Staatskredit außer dem Britanniens könnte einen Aufwand vertragen, der viermal so viel beträgt wie die Einkommenzunahme aus den selben Steuern in den 20 Jahren bis 1896 und der hierauf in den folgenden fünf Jahren bis 1901 um nicht weniger als 28 000 000 £ jährlich gestiegen ist, während der Steuerertrag nur um 16 000 000 £ wuchs? Der stärkste Beweis für den britischen Kredit ist, daß er nicht vernichtet ist; keine andere Nation hätte sich so unbekümmert über die einfachsten Regeln gesunder Finanzwirtschaft hinwegsetzen können, allen Warnungen der aufeinander folgenden Autoritäten zum Trotz, deren es keine strengere geben konnte als die des jetzigen befähigten und mutigen Schatzkanzlers. Mag eine regierungstreue Presse auch noch so entschieden unverminderten Kredit fordern, so wird der Leihende doch sagen, daß $6^1/_2\,^0/_0$ des vorgeschossenen Betrags abgezogen werden müssen, weil der Kredit geschwächt ist. Der Kanzler verkündet der Welt, daß die Grenze der jetzigen Steuerkraft ungefähr erreicht ist und daß der Handel nicht wächst.

Die schließliche Antwort für den Pessimisten ist hier, daß das britische Volk bald zur Änderung der Politik gezwungen sein wird, in der ganzen Welt vermehrte Verantwortung zu suchen, Kriege hervorzurufen, und nicht nur den Regierungen, sondern — eine neue und verhängnisvolle Tatsache — auch den Völkern der anderen Länder entgegenzuwirken, eine Politik, die unbedingt die erhöhten Ausgaben erheischt, welche Britannien bereits seinen stolzen Ruhm des Vorranges im Kredit gekostet haben — einen Verlust an natürlichem Einfluß.

Der Rücken des ermüdeten Titanen war schon gekrümmt, als er sich entschied, seine Bürde durch Erstrebung anerkannter Oberhoheit in Südafrika noch zu vermehren. Zwei junge Freistaaten wurden für tot erklärt und einverleibt, aber der Titane findet, daß sie noch auf seinem Rücken kämpfen. Ob der gegenwärtige Krieg unvermeidlich war oder nicht, steht hier nicht zur Erörterung. War er unvermeidlich, so müßte England künftig nur desto vorsichtiger sein, in fernen Weltteilen Verpflichtungen zu übernehmen, die solche Aufgaben im Gefolge führen, denn jeder muß einsehen, daß dies Britannien Gefahren von anderen Seiten aussetzen würde, die die jetzigen Kursziffern der Konsols einmal völlig verändern könnten. Das Wunder ist nicht, daß diese auf 95 gefallen, sondern daß sie noch so hoch geblieben sind. Mit der Rückkehr zu einer Politik des Friedens und guten Willens anderen Nationen und gewöhnlicher Vorsicht schlafenden Hunden gegenüber, sowie auch in den Ausgaben, wird der Kredit bald wieder gewonnen sein. Noch ist kein nicht wieder gutzumachendes Unglück geschehen, das Notsignal ist aber aufgezogen.

Selbst im Kredit sind es nur die Vereinigten Staaten, deren Kredit besser ist, wie die Kurse ihrer Schuldscheine zeigen; wenn sie aber nur die halbe Strecke des Weges finanzieller Störungen gehen würden, den Britannien jahrelang geschritten ist, so wäre es unwahrscheinlich, daß selbst sie zu den Bedingungen der letzten Erhöhungen der britischen Schuld borgen könnten. Der Vorrang im Kredit kann noch wiedergewonnen werden.

Im Bergbau, in der Weberei, dem Handel, der Industrie ist die Vorherrschaft nur verschwunden, wenn der Pessimist darauf besteht, Britannien wie früher der ganzen amerikanischen Union gegenüber zu stellen. Keine andere Nation raubt Britannien seine Stellung auf irgend einem dieser Gebiete oder wird es voraussichtlich tun. Es behauptet selbst der gesamten Union gegenüber in der Weberei und im auswärtigen Handel noch den Vorrang und bleibt in der Ausfuhr nicht weit zurück. Hier also besteht nicht viel Grund zu Unzufriedenheit, da es einem Bunde von 45 Staaten gegenüber in zwei Fällen noch den Vorrang besitzt und in einem dritten auf der selben Stufe steht.

Im auswärtigen Seeverkehr nimmt allerdings Britanniens früherer, großer Anteil an der Weltschiffahrt ab. Wie könnte es anders sein? Noch übertrifft er aber den anderer Nationen um das Doppelte. Der Vorsprung ist so groß, daß ihn wahrscheinlich kein jetzt lebender überholt sehn wird. Im Jahre 1898 hatte Britannien einen Seeverkehr von 9 000 000 Tonnen, die Vereinigten Staaten hatten einen solchen von weniger als 5 000 000, Deutschland 1 700 000, Frankreich weniger als 1 000 000. Kein Grund daher, in schlaflosen Nächten die Stellung Britanniens in der Schiffahrt zu betrauern.

Ebenso im Schiffsbaugewerbe. Amerika macht zwar rasche Fortschritte und baut Riesen-Kriegs- und -Kauffahrteischiffe, desgleichen Deutschland, und beide werden sich als Wettbewerber erweisen; es ist aber ziemlich verfrüht, sich zu beunruhigen, solange Britannien jährlich 850000 Tonnen (1898) und Amerika nur 249000 und Deutschland — Zahlen liegen mir nicht vor — sicherlich viel weniger, wahrschein-

lich nicht die Hälfte*) bauen. Britannien braucht und verwendet mehr Schiffe als jede andere Nation, da es Kohlen und gewerbliche Erzeugnisse auszuführen und Massen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen einzuführen hat. Es braucht sich in der Reederei nicht von dem ersten Platz verdrängen zu lassen, denn Amerika, das nicht soviel einzuführen braucht, ist gegen Britannien, das seinen Schiffen für die fremden Häfen der ganzen Welt seewärts wie heimwärts bessere Frachten bietet, im Nachteil. Wenn daher Britannien die Vorherrschaft in der Reederei verliert, wird es sie verdientermaßen verlieren. Im Schiffsbau wird die Sache bald anders liegen. Britannien darf sich nicht in Schlaf wiegen, denn Amerika mit seinem billigen Stahl und Bauholz und seinen erstaunlichen Arbeitern ist wohl gerüstet. Wenn hier Britannien den ersten Platz behauptet, wird es den Preis in hohem Maße verdienen.

Was den erheblichen Verlust an atlantischem Reiseverkehr angeht, so werden ein paar Worte erklären, warum er unvermeidlich war, wenn man Britanniens Lage ins Auge faßt. Die britischen Dampferlinien, die zwischen Liver-

*) Amtliche Zahlen liegen nur teilweise und ungleichartig vor. Nach einer in „Brockhaus' Konversationslexikon" (1903) unter „Schiffbau" abgedruckten Statistik des Germanischen Lloyd, die die Kriegs- und Kauffahrteischiffe unter 100 t ausser Betracht lässt, wurden im Jahre 1900 hergestellt

	Segler:		Dampfer:		Zusammen:	
	Zahl	Tonnengehalt	Zahl	Tonnengehalt	Zahl	Tonnengehalt
in England (einschl. Kolonien)	37	12103	661	1459372	698	1471475
„ Amerika	104	105371	93	192560	197	297931
„ Deutschland	20	8671	70	203179	90	211850

pool und New-York fahren, befördern nur Reisende nach und von Britannien mit seinen 41000000 Einwohnern. Die deutschen Linien, die Bremen und Hamburg mit New-York verbinden, ziehen zuerst alles aus dem nördlichen Europa an sich, berühren dann Southampton und ziehen dort einen Teil der britischen Reisenden an, und mit dieser Vermehrung noch nicht zufrieden, fahren sie nach Cherbourg hinüber, wo sie den Verkehr aus Paris und dem ganzen südlichen Europa aufnehmen. Auf diese Weise nähren drei große Ströme des Reiseverkehrs ihre Riesenschnelldampfer; die 300000000 Europas sind ihnen tributpflichtig; und auf der Heimreise nach Deutschland ziehen sie alle an sich, die irgend einen von diesen Millionen besuchen wollen oder mit ihm geschäftlich zu tun haben, denn die heimkehrenden Schiffe berühren auch Cherbourg, Southampton oder Plymouth und landen Reisende. Demgegenüber sind den britischen Linien nur 41000000 Menschen für die Überfahrt nach New-York und auf der Rückkehr von Amerika nach Britannien nur diejenigen Amerikaner tributpflichtig, die die 41000000 zum Vergnügen oder in Geschäften besuchen wollen. Selbstverständlich müssen daher die deutschen Linien in großen Schnelldampfern die Führung haben. Darin liegt aber kein Grund zu Pessimismus, da die britischen Reeder weder untätig noch unfähig sind; sie zeigen nur ihren gesunden Verstand, wenn sie die Lage anerkennen und werden dann für Britannien mehr von dem Nutzen des atlantischen Reiseverkehrs bewahren, als wenn sie das Unmögliche versuchten.

In der Eisengewinnung werden die 56000000 Einwohner Deutschlands die Erzeugung Britanniens bald erreicht haben,

zumal Deutschland an Bevölkerung rasch zunimmt. Dies bedeutet aber keinen Rückgang des Betrags Großbritanniens; dieser kann sogar noch etwas steigen. Die Erzeugung Britanniens auf den Kopf gerechnet wird größer bleiben als die irgend eines anderen Landes außer den Vereinigten Staaten. Kann man mehr verlangen? Ebenso mit dem Stahl. Britanniens Erzeugung von 5000000 Tonnen im letzten Jahre war fast halb so groß wie die der Vereinigten Staaten und stand hinter dieser, auf den Kopf gerechnet, nicht weit zurück — eine bemerkenswerte Tatsache, wenn man die Verhältnisse in Betracht zieht, welche zeigen, welch kleiner Riese Britannien ist. Keine andere Nation mißt sich mit ihm in Stahl, auch nicht in der Summe der Erzeugung. Darum auch hier kein Grund zu Pessimismus; aber ein Einsichtsloser kann natürlich leicht über den Verfall seines Landes klagen, weil es 5000000 statt 10500000 erzeugt, die ein halber Kontinent hervorbringt.

Wir kommen jetzt zu der Frage: „Geht der britische Außenhandel zurück?" Es ist dies in letzter Zeit oft der Gegenstand der Erörterung gewesen, ohne Ergebnis, da die Frage aus zwei Teilen besteht, was die Streitenden gewöhnlich nicht beachten. Die Ausfuhr ist der eine Zweig, die Einfuhr der andere; die erstere hat auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet abgenommen, die letztere zugenommen. Beide zusammen zeigen, daß der britische Außenhandel nicht zurückgeht. Während der zehn Jahre von 1889—1898 war die Ausfuhr auf den Kopf von £ 6. 13 sh 11 d auf £ 5. 15 sh 2 d gesunken und die Einfuhr von £ 11. 10 sh 1 d auf £ 11. 14 sh 1 d gestiegen. Es waren das meist Jahre niedriger

Preise; die Mengen nahmen in Wirklichkeit nicht ab. Das letzte Steigen der Preise hat den Wert der Einfuhr sowohl wie den der Ausfuhr anschwellen lassen, im allgemeinen zeigt sich aber keine wirkliche Zunahme der Mengen, außer in größeren Einfuhren an fremden Nahrungsmitteln. Selbst hierbei ist jedoch ein Teil der Zunahme auf höhere Preise zu rechnen.

Bei sorgfältiger Prüfung des Gegenstandes und Vermeidung der Gefahr, aus vorübergehenden Ursachen und Wertverhältnissen, die nur für dieses oder jenes Jahr gelten, verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, findet der Verfasser zu seiner Genugtuung auf die Frage „Geht der britische Handel zurück?“ die Antwort, daß weder von einem Rückgang noch von einem Wachstum gesprochen werden kann, wenn man Ein- und Ausfuhr zusammen nimmt. Der britische Handel hat wahrscheinlich seine Grenzen erreicht und dehnt sich nicht mehr aus, nachdem er seit 10 Jahren praktisch auf demselben Punkt geblieben ist.

Es überrascht den Verfasser, daß in Britannien dem monatlichen Ausweis der Ein- und Ausfuhr soviel Bedeutung beigemessen wird, als ob deren Zunahme oder Abnahme ein schlagender Beweis wirtschaftlichen Gedeihens oder des Gegenteils wäre. Eine geringere Ausfuhr kann bekunden, daß der heimische Verbrauch größer ist — die beste aller wirtschaftlichen Bedingungen. So wird die Stahlausfuhr Amerikas dieses Jahr kleiner sein als letztes, weil sein eigener Bedarf größer ist. Glücklich das Land, das seine Erzeugungsfähigkeit zu eigener weiterer Entwicklung benutzen kann! Jede zu Betriebserweiterungen oder neuen Unternehmungen gebrauchte

Tonne bringt produktiveres Kapital hervor. Die Ausfuhr vermindert sich, aber was hinausgeht, fördert auf die Dauer die Entwickelung der empfangenden Nation, bringt der ausführenden Nation dagegen, durch die Erzeugung, nur vorübergehend Nutzen. Was im Lande selbst verbraucht wird, entwickelt die erzeugende Nation und nützt ihr dauernd. Ähnlich bei der Einfuhr. Ihre Verminderung kann ein Beweis sein, daß die Nation mehr und mehr ihren eigenen Bedarf deckt. Eine glückliche Nation, die es kann! Die amerikanische Einfuhr wird aus diesem Grunde immer kleiner und, indem sie den Umfang des Außenhandels verringert, zu einem Zeichen fortgesetzter Entwicklung, über die sich das Land freut. Das letzte Jahr war für die britischen Erzeugnisse ein sehr günstiges. Die Ausfuhr solcher nahm gleichwohl in vielen Zweigen ab, die Verminderung der Einfuhrmengen war aber der beste Beweis des Gedeihens. Noch ein anderer Punkt wird bei der Betrachtung der Ausfuhr oft übersehen, nämlich, daß diese als Ganzes mit den im Lande verbrauchten Mengen nicht verglichen werden darf. Man schätzt, daß ein Achtel der britischen Erzeugung ausgeführt wird. Wenn man aber nur die gewerblichen Erzeugnisse betrachtet, findet man, daß an Roheisen 9000000 Tonnen hergestellt und nur 1000000 ausgeführt werden. Von den Kohlen geht nahezu der sechste Teil ins Ausland: 220000000 Tonnen Erzeugung, 36000000 (durchschnittlich) Ausfuhr. Von Textilerzeugnissen aus Leinen wird ein Viertel ausgeführt: 20000000 £ Erzeugung, 5000000 Ausfuhr; an Wollwaren wird für 50000000 £ verfertigt und für 14000000 ausgeführt.

Allein bei Baumwollwaren erreicht der ausgeführte Betrag den im Lande verbrauchten. Die jährliche Gesamtausfuhr beträgt im Durchschnitt 235000000 £; rechnet man 12% Nutzen darauf, so ist der Gewinn 28000000 £. Die Zunahme des Staatsaufwandes in 5 Jahren, die Kosten des gegenwärtigen Krieges nicht eingeschlossen, macht gerade diese Zahl aus; sollten daher diese Aufwendungen zu dauernden werden, würde der Gewinn aus der ganzen Ausfuhr Britanniens hauptsächlich von der mutmaßlichen Reichs-Erweiterung und den dabei unvermeidlichen Rüstungen verschlungen. „Die ungeheuer großen Interessen Britanniens in China" werden zur Zeit viel besprochen, schrumpfen aber bei näherer Prüfung zusammen. Der Betrag, für den China britische Erzeugnisse bezieht, ist nur 5000000 £ im Jahr. Das kleine Holland nimmt die Hälfte mehr, ebenso das kleine Belgien und die brasilianischen und venezolanischen Republiken jede für sich. Es kann dort leicht ein sehr großer Krieg entbrennen, der Tausende von Menschenleben und ein paar hundert Millionen kosten würde, die geopfert werden müßten, nur weil ein Handel von lumpigen fünf Millionen zu schützen wäre, der im Jahre vielleicht 600000 oder 700000 £ Gewinn brächte. Ebenso wenig wahrscheinlich ist es, daß der chinesische Handel wesentlich zunehmen würde, denn die Chinesen brauchen wenig von dem, was westliche Völker verfertigen. Eine große Vermehrung des chinesischen Verbrauchs an britischen Erzeugnissen ist nach der Ansicht des Verfassers, der jenes seltsame Land ein klein wenig kennt, unwahrscheinlich.

Es ist jammervoll, für eine Schattenherrschaft über unfruchtbare, weit entlegene Gebiete, dünn bevölkerte Länder,

angeblich zur Sicherung neuer Märkte für britische Erzeugnisse, so viele Leben geopfert und so viel Geld verschwendet zu sehn. Die Märkte unzivilisierter Länder bedeuten sehr wenig, außerdem hat Britannien von seiner nominellen Herrschaft unter der Politik des Freihandels wenig Vorteil, denn der Handel folgt nicht der Flagge — er folgt dem niedrigsten Preis. Das treue Kanada kauft dreimal soviel von den Vereinigten Staaten wie von Britannien. Selbst seine britischen Nationalflaggen kauft es in New York. Eine Erhöhung der Kaufkraft des britischen Volkes für heimische Erzeugnisse um 2sh 6d im Jahr würde den Markt um ebensoviel vergrößern, wie die ganze Ausfuhr nach China ausmacht; noch nicht 6d auf den Kopf würde dem Gewinn gleichkommen. Ein Pfund auf den Kopf würde Britannien mehr neuen Handel verschaffen als seine gesamte Ausfuhr nach Indien und Süd- und Ostafrika zusammen, oder nach Kanada und Australien, China und Japan zusammen, oder nach den Vereinigten Staaten, Brasilien, Argentinien und Kanada zusammen und halb so viel wie der gesamte Ausfuhrhandel nach allen britischen Besitzungen, der 80000000 £ jährlich beträgt. Fielen die in den letzten fünf Jahren aufgelaufenen 28000000 £ Staats-Mehrausgaben fort, damit dieser Betrag im Lande für britische Erzeugnisse ausgegeben werden könnte, so würde dadurch ein neuer Markt von gleicher Bedeutung geschaffen, wie Kanada, Süd- und Ost- und Westafrika, das fremde Süd- und Ostafrika, Westindien, Ceylon und Hongkong zusammen genommen. Neue überseeische Gebiete als Märkte erwerben heißt um eines Schattens willen die Wirklichkeit verlieren — eine Jagd auf Regenbogen machen. Das Urteil

ist dieser Politik gesprochen. Der Handel hat nicht zugenommen. Der wahre Staatsmann wird sein Augenmerk auf die Verbesserung der Verhältnisse im eigenen Lande richten, denn hier kann das größte Wachstum des britischen Handels am leichtesten herbeigeführt werden. Ein gewinnbringender inländischer Markt ist die stärkste Waffe, die gebraucht werden kann, um fremde Märkte zu erobern.

Hervorragende Redner sagen zuweilen, Britannien sei leicht besteuert. Im Vergleich zu Deutschland und der amerikanischen Union ist das gewiß nicht zutreffend, und diese Länder hat Britannien industriell am meisten zu fürchten. Ich will nicht behaupten, daß Britannien auf den Kopf gerechnet überhaupt so niedrige Steuern haben könnte wie die Vereinigten Staaten, aber der Umstand, daß dies nicht der Fall sein kann, ist ein weiterer Grund, die Hilfsquellen des Landes sorgfältig zu wägen.

Der Aufwand der britischen Regierung beträgt jetzt fast 3 £ auf den Kopf, der der Vereinigten Staaten 1 £ *), die Kosten des spanischen und südafrikanischen Krieges bei beiden nicht mit einbegriffen. Das ist für das Vereinigte Königreich eine Last von 80 000 000 £ im Jahr, fast 2 £ auf den Kopf, mit denen die 41 000 000 Briten im Handicap

---

*) Die Angabe der Aufwendungen der Regierung der Vereinigten Staaten mit 1 £ auf den Kopf bezieht sich auf die Jahre vor dem spanischen Krieg. Steuern im Belaufe von 11 000 000 £ sind seitdem abgeschafft worden, was drei Schillingen auf den Kopf entspricht. Billigerweise muss indessen gesagt werden, dass die ordentlichen Verwilligungen des letzten Jahres grösser waren als vor dem Kriege, sodass die jährlichen Ausgaben ungeachtet der genannten Steuerverminderung heute etwas über 1 £ betragen werden. A. C.

mehrbelastet sind. Es ist fast dreimal der gesamte unmittelbare Nutzen, der bei 12% auf die ganze britische Ausfuhr erzielt wird. Der Deutsche bezahlt nur £ 1. 7sh. 6d. auf den Kopf gerechnet.*)

Das letzte Finanzjahr ließ der Republik nach der Bestreitung der ordentlichen Ausgaben sowie auch der Kosten des Philippinenkrieges einen Überschuß von 16000000 £. Daher die Steuerermäßigung im Belaufe von 11000000 £. Der Schatzsekretär kauft jetzt mit seinen Mehreinkünften Schuldscheine der Regierung auf. Der Vorrat an Gold war in der Schatzkammer nie so groß — er näherte sich kürzlich 100000000 £. Nachdem der britische Arbeitgeber und Arbeitnehmer die amerikanische Stufe der Produktionsbedingungen erreicht haben werden, wird Britannien in dem industriellen Wettrennen durch die große Steuerbürde, unter der seine gewerblichen Unternehmer im Vergleich

*) Hierbei ist offenbar nur das Reichsbudget in Betracht gezogen, das 1899/1900 etwa diesen Betrag auf den Kopf der Bevölkerung ergibt. Dazu treten aber die Budgets der deutschen Einzelstaaten mit einem ähnlichen oder selbst weit höheren Betrag, in einzelnen Ländern bis zu 60 und 70 ℳ auf den Kopf, ferner in gewissem Masse auch die der Städte und Kommunalverbände (in den 30 Grossstädten 1899/1900 zwischen 18 und 46 ℳ Steuerbelastung auf den Kopf), die zum Teil Ausgaben solcher Natur einschliessen, wie sie in England z. B. mit im Staatsbudget erscheinen. Um wirklich vergleichbare Grössen zu gewinnen, wären Art, Zusammensetzung und das gegenseitige Verhältnis der deutschen, englischen usw. Reichs-, Staats-, Provinz- und Gemeindebudgets erst genau zu prüfen, was hier, wie überhaupt eine wissenschaftliche Kritik der Ziffern des Verfassers, natürlich zu weit führen würde. Vermutlich dürfte dann dem Deutschen als Steuerzahler eine wesentlich andere Rangstellung zufallen, als ihm der Verfasser im Vergleich zum Briten und Amerikaner einräumt.

mit Amerika arbeiten, gleichwohl noch in hohem Maße mehrbelastet bleiben. Der Verfasser meint, dieser Gesichtspunkt hätte in der Bestimmung der Weltpolitik eines Landes mit maßgebend, wenn nicht ausschlaggebend zu sein. Er wird sich den Staatsmännern bald aufdrängen.

Die Schuld der Vereinigten Staaten beträgt heute im ganzen nur 202 000 000 Dollar, auf die sie von 298 000 000 Dollar im Jahre 1880 gesunken ist. Es ist dies weniger als eine Million £ auf jeden Staat und zwar sind dabei die Tilgungsfonds, die in vielen Fällen die Schuld fast ausgleichen, außer Betracht gelassen. Der Amerikaner ist überraschend vorsichtig im Eingehen von Schulden, da den Staaten und Städten verfassungsmäßig verboten ist, gewisse Prozentsätze des Vermögensstandes zu überschreiten. Er befindet sich in dieser Beziehung in schroffem Gegensatz zum Kanadier und Australier.

Die Rückständigkeit Britanniens in elektrischen Maschinen und Ausrüstungsgegenständen, Kraftfahrzeugen und dergl. beruht auf dem natürlichen Beharrungsvermögen der Rasse. Die Franzosen sind eher geneigt, neue Dinge zu versuchen, und der Verfertiger begegnet dort einer Nachfrage im Lande selbst, die wie eben bemerkt für die Gewinnung fremder Märkte die sicherste Grundlage ist. Britannien kann seinen flinken Nachbar noch überflügeln — seine neuen Betriebsanlagen sollten den jüngsten industriellen Eindringling bald vertreiben; und dann wird die Ausfuhr beginnen. Es ist nicht immer der zuerst ansetzende, der zuerst ans Ziel kommt. Der Verfasser erwartet von Britannien, daß es hier bald in der ersten Reihe sein wird.

Die Heere Britanniens, das industrielle und das militärische, sind das nächste, was den Pessimisten beunruhigt. Ihre Erfolglosigkeit entspringt der selben Ursache: Weder das eine noch das andere hat in neuerer Zeit Feinde gehabt, die seines Stahles würdig gewesen wären, das industrielle bis jetzt überhaupt noch nie. Sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer haben noch viel von jener leichtfertigen Gleichgültigkeit, die das frühere Produktionsmonopol hervorgebracht hat. Das militärische Heer hat zivilisierten weißen Feinden seit mehr als einer Generation nicht mehr gegenübergestanden. Es hat sehr leicht ruhmvolle Siege gewonnen, indem es Tausende mit bloßem Speer bewaffnete Menschen niedergeschossen hat, was in den Siegern den gefährlichen Eindruck hervorrief, 25 000 Mann britischer Truppen könnten überall hinmarschieren und alles vollbringen. Beim ersten Versuch erwiesen sich die Methoden und die Ausrüstung als rückständig, ebenso diejenigen des industriellen Heeres. Für beide war die Arbeit nur ein Spiel. Der Verfasser (Hon. George Brodrick) von „einer Dilettanten-Nation" in der vorliegenden Zeitschrift, Oktober 1900, trifft den Nagel auf den Kopf. Es ist das selbe als wenn Arthur Balfour und Herbert Gladstone einen Vardon und Taylor herausfordern und sich einbilden wollten, sie könnten den Sieg davon tragen.

Aber noch ist nichts verloren. Die guten Eigenschaften der Rasse schlummern nur und sind noch vorhanden: Die unentwegte Ausdauer, der Ehrgeiz hervorzuragen, der Wille zu siegen oder zu sterben, sie alle sind da, es hat nur die Veranlassung gefehlt, sie zu geregelter Wirksamkeit auszu-

bilden. Es braucht in der Industrie oder im Kriege nur ein ernstliches Mißgeschick einzutreten, der britische Handel tatsächlich von andern weggenommen zu werden oder soweit zurückzugehn, daß Betriebe eingestellt werden müssen und Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu der Überzeugung gelangen, es müsse entweder anders werden oder zu Ende gehn — oder es braucht nur die szepterführende Insel angegriffen zu werden, sodaß der bisher selbstzufriedene Offiziersdilettant in seinem militärischen Dasein statt eines bloßen Zeitvertreibs einen ernsten Beruf gleich dem der Marine erblicken und der Soldat gewahr werden wird, daß es gilt, statt Speeren Gewehren entgegenzutreten und zur Rettung des Vaterlandes zu siegen oder zu sterben: und die Welt wird — und vielleicht erst dann — sehen, welche Wunder die Rasse noch vollbringen kann, wenn sie nicht um eine schattenhafte Oberherrschaft über andere, sondern für die Heimat und das Vaterland ficht.

Das Blut hat sich nicht verschlechtert. Wie sich der britische Arbeiter entwickelt, sehen wir, wenn er in den Fabriken der Republik neben dem amerikanischen seinen Rock ablegt.

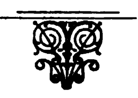
So ist denn die industrielle Lage, so düster sie auch erscheinen mag und so gefährlich sie leicht werden kann, heute doch nicht die Hauptquelle der Gefahr für Britannien, denn nach einem mehr oder weniger rauhen und in jeder Beziehung heilsamen Erwachen darf es dem Lande selbst überlassen bleiben, sich durch Annahme der von Arbeitgebern wie Arbeitern benötigten Änderungen zu retten — Änderungen, die innerhalb seiner Macht liegen und es

in den Stand setzen werden, seinen Handel im Wettbewerb mit andern zu behaupten. Die finanzielle und politische Lage ist es vielmehr, die Beunruhigung verursacht. Es bedarf keines Propheten, um vorauszusagen, daß ein weiteres feindseliges Benehmen gegen andere Regierungen und Völker und eine fortgesetzte Erwerbung fremder Gebiete unter dem Vorwande natürlicher Reichs-Gründung die Macht der Nation bald zu sehr anspannen und ihrer Produktion Lasten auferlegen werden, welche sie unfähig machen müssen, den jetzigen Umfang ihres Handels und damit den finanziellen, kommerziellen und industriellen Vorrang Britanniens in der Welt (die Amerikanische Union hors concours) zu behaupten.

Wenn je ein Land klare und untrügliche Anzeichen dafür erhielt, daß die Zeit gekommen sei, wo es sich mit seinen Verpflichtungen und Bestrebungen auf der ganzen Welt endlich nach seinen Hilfsmitteln richten und seinen Rock nach dem Tuche schneiden müsse, so ist es wohl das liebe alte Mutterland unserer Rasse, mit seinem nicht mehr wachsenden Handel, dem Erfordernis seines Heeres von dreißigtausend Mann oder mehr in Südafrika, auch nach Eintritt des Friedens, und seinen anwachsenden Ausgaben und Steuern sowie seinen hochverzinsten, bereits das Kapital von jenseits des Ozeans heranziehenden Anleihen. Klippen vor uns, gewiß, aber das heißt doch nicht, daß die Offiziere des Staatsschiffes mit Volldampf auf sie loszufahren brauchen, sondern nur, daß man die Klippen, die nun in Sicht sind, vermeiden wird.

Von der vorzüglichsten Eigenschaft der Rasse — jenem den Leuten aller Parteien innewohnenden „heilsamen, ge-

sunden Menschenverstand" — darf man erwarten, daß das gute Schiff Britannia in der Folge richtig und sicher steuern wird, um sich für die vielen langen und glücklichen Reisen, die ihm noch bestimmt sind, stark zu erhalten, nicht allein zu seinem eigenen Vorteil oder dem der englischsprechenden Rasse, sondern, wie der Verfasser von jeher zuversichtlich gehofft hat, zum Vorteil der Welt als Ganzes.



Anmerkung des Verlegers.

Die einzelnen Aufsätze der vorliegenden Sammlung, die im Jahre 1903 von Frederick Warne & Co., London, herausgegeben wurde und für die deutsche Ausgabe mit allen Rechten auf mich übergegangen ist, erschienen ursprünglich in den folgenden Zeitungen und Zeitschrtften:

Wie ich meine Lehre bestand („Youth's Companion", April 23., 1896).
Das Evangelium des Reichtums („North American Review", Juni und Dezember 1889).
Die Vorteile der Armut („Nineteenth Century", März 1891).
Landläufige Illusionen über Truste („Century Magazine", Mai 1900).
Eines Arbeitgebers Ansicht über die Arbeiterfrage („Forum", April 1886).
Die Ergebnisse des Arbeitskampfes („Forum", August 1886).
Ferne Besitzungen („North American Review", August 1898).
Amerikanertum gegen Imperialismus („North American Review", Januar und März 1899).
Die Demokratie in England („North American Review", Januar 1886).
Selbstregierung in Amerika, Ansprache an die Glasgower Junior Liberal Association St. Andrew's Halls, Glasgow, September 13., 1887 („Scottish Leader", September 1887).
Hasst Amerika England? („Contemporary Review", November 1897).
Der Reichsbund („Nineteenth Century", September 1891).
Britischer Pessimismus („Nineteenth Century and After", Juni 1901).

Im Verlage von

Johannes von Schalscha-Ehrenfeld

Leipzig, Inselstrasse 18,

erschienen ferner:

Die Entwicklung der Deutschen Bühnenkunst.

Von Dr. John Schikowski. In elegantem Leinenband Mk. 3.—. (176 Seiten). Inhalt: Urzeit und Mittelalter. — Die Reformationszeit. — Die ersten Berufsschauspieler. — Die Reinigung der Bühne. — Die Väter der modernen Schauspielkunst. — Das 19. Jahrhundert (1. Wien. 2. Berlin. 3. Die Provinz). — Anmerkungen. — Register.

Die gesamte deutsche Presse läßt dem Buche fortgesetzt die glänzendsten Besprechungen zuteil werden.

Breslauer Märchen.

Bd. I. Von Heinz von Hardenberg. Mit reichem Bildschmuck von Walter Queck und Max Loose. Geschmackvoll gebunden Mk. 2.50. Inhalt: Das schlesische Himmelreich. — Das Sonnenscheinchen. — Die faule Grete — Die Sprache der Liebe. — Der Klostermolch. — Teufel Schufterle. — Das Obermännchen. — Der Glocken Rache.

Eine angesehene Breslauer Zeitung schreibt: „Ein sehr ansprechendes und hübsches Buch in äußerlich einfacher, innen aber von vornehmer und künstlerischer Ausstattung ist es, das uns hier von dem rührigen Verlage dargeboten wird. Die Märchen erhalten ihr besonderes Gepräge durch den Umstand, daß sie alle in unserer guten Stadt spielen, an bekannte Örtlichkeiten oder lokale Sagen anknüpfen und so ein Stück Heimatkunst verwirklichen. Die Bilder, in alter schöner Holzschnittmanier ausgeführt, sind künstlerische Darstellungen, die in treffender Weise den Text illustrieren; die Phantasie des Dichters ist reich und durchaus einwandfrei, die Sprache trifft den kindlichen Erzählton des Märchens meisterhaft. Nicht blos Kinder, sondern auch Erwachsene werden an dem schönen Buche ihre helle Freude haben. r.

Die Ginsterhexe. **Ein Märchenbuch von Hanns Heinz Ewers. Mit 6 bunten Vollbildern und vielen Textillustrationen von Horst-Schulze. Geschmackvoll geb. Preis Mk. 3.—.** Inhalt: Die Ginsterhexe. — Lise im Walde. — Die verbannte Fee. — Das Märchen vom großen preußischen Wappen.

„Die schöne Insel Capri, auf der der Dichter Hanns Heinz Ewers seit Jahren seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, scheint ein günstiger Nährboden für dichterisches Schaffen zu sein. — August Kopisch fand hier vor achtzig Jahren ein Stück Märchenland, die blaue Grotte, und Hanns Heinz Ewers entdeckte im vergangenen Jahre die Grotte Maravigliosa, deren fabelhafte Schönheiten die der blauen Grotte noch bei weitem übertreffen. Kein Wunder, daß in einem solchen Lande ein Künstlergeist Anregung in Fülle erhält, daß eine Künstlerphantasie sich zu den schönsten Blüten entfalten kann!

Die Frucht, die H. H. Ewers in diesem Jahre im Welschlande von dem Baume der Kunst gepflückt hat, hat er unsern Kindern geschenkt: vor uns liegt ein prächtiges Märchenbuch, Die Ginsterhexe, das zu den schönsten gezählt werden muß, das ein deutscher Dichter je für deutsche Kinder geschrieben hat. Ewers geht direkt auf den Urquell der Märchenpoesie zurück, er verschmäht alle die von unsern sogenannten „Jugendschriftstellern" beliebten süßen Mätzchen und Redensarten. Während fast alle modernen Märchenbücher in alter Schale — — gar keinen Kern enthalten, nimmt Ewers den unvergänglichen Kern des Wettermärchen, der Jahresmythen u. s. w. und kleidet ihn in ein seltsames, malerisch originelles Gewand. In diesem Buche ist nichts albern, nichts banal; das naivste Kindergemüt wird es eben so froh aufnehmen, wie der abgeklärte Geschmack eines ästhetisch durchgebildeten Kulturmenschen. Wenn je ein Märchenbuch, so verdient es dieses, dessen entzückende Illustrationen von dem, dem Dichter kongenialen Maler, Horst-Schulze, sich dem Werke harmonisch anpassen, in allerweitesten Kreisen bekannt zu werden. — Man spricht in unserer Zeit soviel von der „Kunst im Leben des Kindes": hier ist dieser Forderung vollauf Rechnung getragen."

Leipziger Spaziergänge. **Bilder und Skizzen von Julius R. Haarhaus. Mit 12 Vignetten von Franz Bender und einem Lichtdruckbilde von Wilhelm Stumpf. In eleg. Leinenband Mk. 1.75.** Inhalt: Malerische Ansichten und Durchblicke. — Häuser und Höfe. — Die Promenade. — Der Augustusplatz. — Ein Idyll inmitten der Großstadt. — Bilder aus der Markthalle. — Der alte Johannisfriedhof. — Park- und Gartenanlagen. — Im äußersten Osten. — Das Rosenthal. — Die Walstatt von Breitenfeld. — Das Lützener Schlachtfeld.

Verlag von
Johannes von Schalscha-Ehrenfeld, Leipzig, Inselstr. 18.

Leipziger Kalender, ein illustriertes Jahrbuch für 1905. Herausgegeben von Georg Merseburger. In elegantem Leinenband Mk. 2.—. (260 Seiten.)

Eine führende Leipziger Zeitung sagt von ihm u. A.:

„Es liegt ein eigentümlich persönlicher Reiz in diesen Blättern. Dieser Tage schon, vor den Auslagen der Buchhändler, den schlanken, rötlichen Band zuerst erblickend: ein Lächeln, ein frohes „Aha!" des Wiedersehens. Auf dem Nachhausewege war es fast schwer, nicht gleich darin zu blättern. Aber man wußte Besseres, so wie man ja auch eine besondere Art von Briefen erst dann öffnet und liest, wenn man allein, wenn man bei sich, wenn man zu Hause ist. Und dann natürlich nach dem Tee ein sehr genußreiches Stündchen. Draußen klatschte der Regen, die Lampe brannte mild, und man saß und blätterte und wurde nicht müde zu lesen; las man doch von Leuten, die man kennt, Namen, die einem geläufig und unvergeßlich sind; also mehr als ein Buch, das man in den Händen hielt und zu den übrigen legen würde — Dokumente erlesener Freundschaften, Briefe von ganz teuren Personen, wie man sie jährlich nur einmal empfängt, literarisch und künstlerisch, das Beste von Leipzig. — — — — —

Über die einzelnen Beiträge mag jeder sich selber ein Urteil bilden. Sie sind mit Liebe gewählt, mit Geschmack und Sorgfalt zusammengestellt.

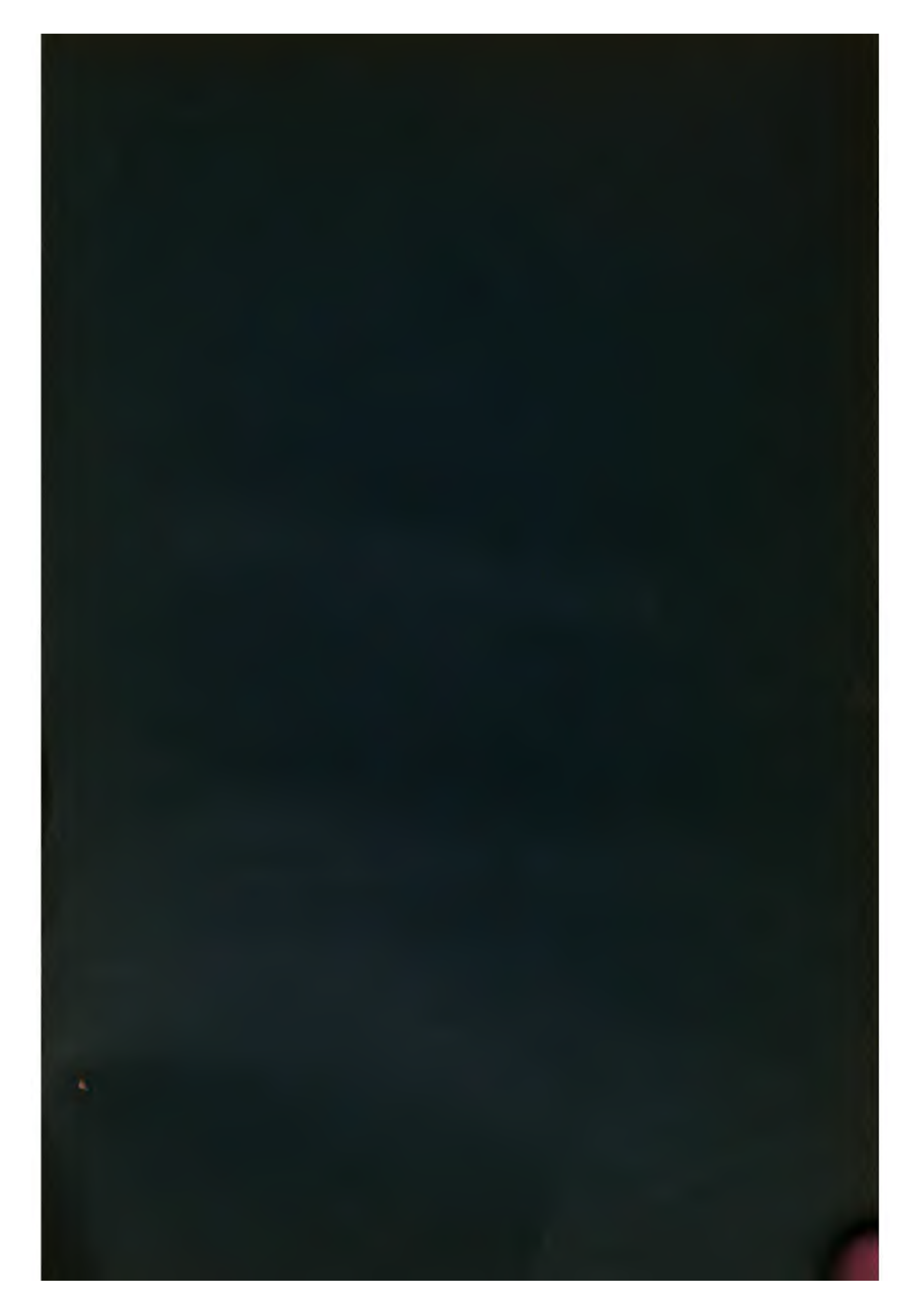
Aber die Hauptsache — man kaufe und lese das Buch und dann „Auf Wiedersehen" im Jahre 1906."

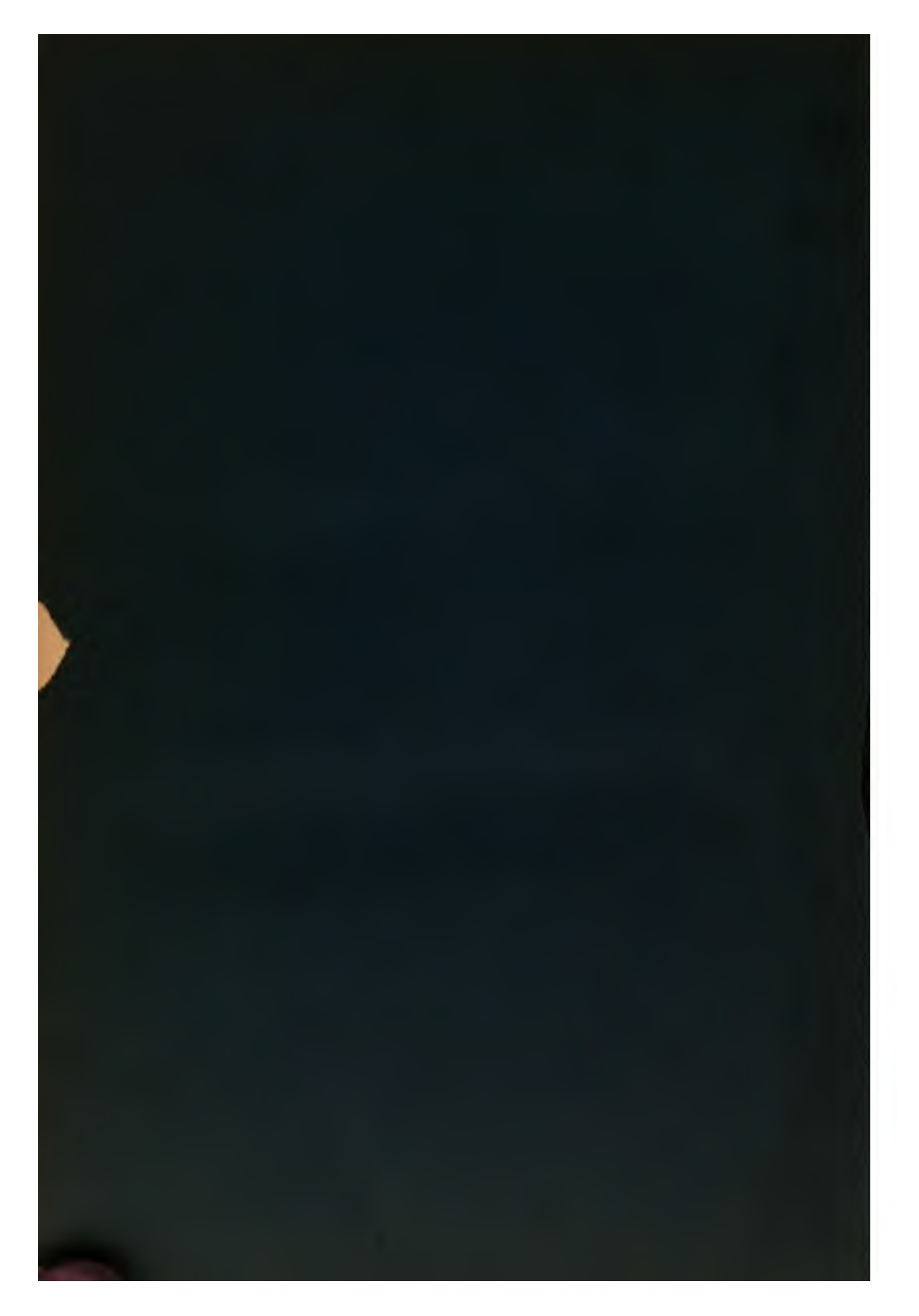
Leipziger Kalender, ein illustriertes Jahrbuch für 1904. Herausgegeben von Georg Merseburger. In elegantem Leinenband gebunden Mk. 1.50. (268 Seiten.)

Von beiden Jahrgängen des Leipziger Kalenders sind **Vorzugsdrucke** auf **feinstem Kunstdruckpapier** abgezogen worden, welche in handnumerierten Exemplaren, nach Eingang der Bestellungen abgegeben werden.

Der Preis des in **ganz Kalbleder** gebundenen Exemplares beträgt **Mk. 10.—** ord.

Ein Buch für alle Bibliophilen!





SEP 1 1912
DEC 12 1912